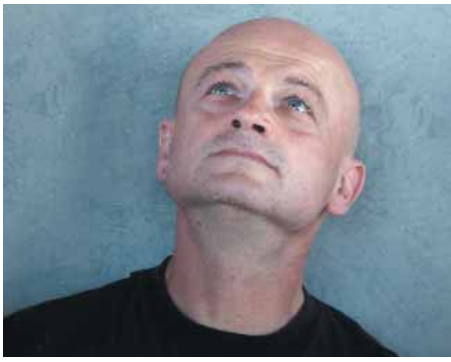
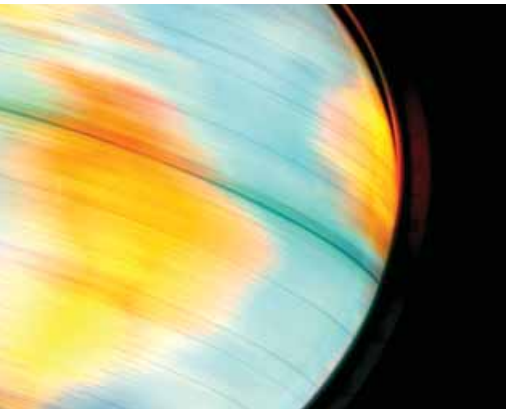
Inhalt

Geleitwort 3
Einführung 5

Kapitel 1 *Grundsätzliche Fragen*



1 Heiliger Geist 7
2 Die Bibel – Grundlage des Christentums 9
3 Die Religionen 11
4 Gottes Offenbarung 13
5 Menschsein und Religion 15
6 Der Atheismus 17
7 Glaube und Wissenschaft 19



Kapitel 2 *Die Bibel*

8 Altes Testament 21
9 Neues Testament 23
10 Die Bibel als Gottes Wort 25
11 Die Wunder in der Bibel 27
12 Bibel und Bekenntnis 29
13 Die Erkenntnis Gottes als Schöpfer 31

Kapitel 3 *Gott, der Schöpfer – die Schöpfung*

14 Der Mensch als Gottes Geschöpf 33
15 Und er schuf sie als Mann und Frau 35
16 Die Sünde 37
17 Das Böse 39
18 Die Grenzen der Schöpfung oder die Theodizeefrage 41
19 Der Sinn des Lebens 43
20 Gottes Vorsehung 45
21 Geschöpfsein als Auftrag 47

Kapitel 4 *Jesus Christus – Mensch und Gottes Sohn*

22 Der historische Jesus 49
23 Der Tod Jesu 51
24 Die Auferweckung des Gekreuzigten 53
25 Die Bergpredigt 55
26 Das Vaterunser 57
27 Das Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott“ 59
28 Der dreieinige Gott 61
29 Gott ist die Liebe 63
30 Die Rechtfertigung der Gottlosen aus Glauben ohne Werke 65

Kapitel 5 *Die Kirche*

31 Die Gründung der Kirche 67
32 Der Auftrag der Kirche: Einladung zum Glauben 69
33 Die eine Kirche und die vielen Kirchen 71
34 Die Kirche als Gottes Werk und als menschliche Institution 73
35 Die kirchlichen Ämter und das allgemeine Priestertum aller Glaubenden 75
36 Kirche und Staat 77
37 Die kirchlichen Feste 79
38 Der Gottesdienst 81

Kapitel 6 *Das christliche Leben*

39 Die Taufe 83
40 Handeln nach Gottes Geboten 85
41 Die christliche Ethik 87
42 Ehe und Sexualität 89
43 Das Beten 91
44 Das Abendmahl 93
45 Die Diakonie 95

Kapitel 7 *Die christliche Hoffnung*

46 Der Tod: Grenze und Resultat des Lebens 97
47 Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben 99
48 Das Jüngste Gericht 101
49 Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich 103

Kapitel 8 *Ausblick*

50 Der christliche Glaube – Antwort und Fragen 105

Geleitwort

Markus Dröge ist
Bischof der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-
schlesische Oberlausitz
Foto: EKBO

Das Wissen über den christlichen Glauben scheint derzeit abzuschmelzen wie ein Eisberg in der Sonne. Peter Hahne schrieb dazu: „Hieß es früher einmal: ‚Wissen ist Macht', so denken wir heute: ‚Weiß nichts, macht nichts!'"

Die einen ziehen daraus den Schluss, dass jetzt eine Generation aufwächst, die Golgatha tatsächlich für eine Zahnpastasorte halten könnte. Andere machen etwas nachdenklicher auf die Hürden aufmerksam, die ein interessierter Mensch heute nehmen muss, um sich Informationen über den christlichen Glauben aus erster Hand zu besorgen.

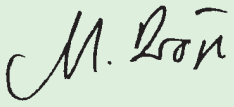
Wie auch immer die Situation im Einzelnen bewertet werden mag, unsere Kirche steht vor der Aufgabe, das Evangelium in angemessener Form an die nächste Generation weiterzugeben.

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist." Mit diesem Wort werden die Christen im ersten Petrusbrief aufgefordert, Zeugnis von der Hoffnung abzulegen, die uns im Leben und im Sterben trägt. Das ist ein wunderbares Votum von drängender Aktualität!

Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hat auf diese Herausforderungen reagiert. Sie startete eine Kampagne für

Glaubenskurse. In möglichst vielen Kirchengemeinden sollen in den nächsten Jahren mit Hilfe von „Kursen zum Glauben“ zentrale Inhalte des christlichen Glaubens vermittelt werden.

Den als Buch vorliegenden Glaubenskurs der Wochenzeitung „Die Kirche“ habe ich im Jahr seines Erscheinens intensiv verfolgt. Mit seinen gut aufbereiteten, anregenden und theologisch fundierten Beiträgen ist er ein ideales Instrument der Vorbereitung sowohl für Pfarrerinnen und Pfarrer als auch für Laien. Ich wünsche ihm zahlreiche interessierte Leserinnen und Leser. Und natürlich wünsche ich mir sehr, dass es mithilfe des Buches gelingt, Menschen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Es freut mich sehr, dass der vorliegende Glaubenskurs nun bereits in zweiter Auflage erscheint. Die große Nachfrage zeigt eindrücklich, dass Menschen sich für die Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben begeistern und gewinnen lassen.



Berlin, im Mai 2014

Dr. Dr. h. c. Markus Dröge
Bischof der EKBO

Einführung der Herausgeber

Sibylle Sterzik ist Chefredakteurin von „die Kirche“

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche“

Das Wort „Kurs“ ist vieldeutig. Es bezeichnet die Strecke, die wir mit der Bahn oder mit dem Auto zurücklegen. Es drückt den Geldwert an der Börse aus. Es wird in der Schule und an der Universität verwendet, um eine Lerneinheit anzukündigen. Betriebe bieten „Kurse“ zur Spezialisierung im Beruf an. Vereine werben für „Kurse“ im Kochen, Fotografieren und so weiter. „Kurse“ stehen in unserer Gesellschaft ohne Zweifel „hoch im Kurs“. Deshalb ist wohl auch der Begriff „Glaubenskurs“ in unserer Kirche „in Kurs“ gekommen.

Er klingt nach Wegweisung zu einem Ziel, aber auch nach Einprägung des Wertes des Glaubens. Er wird verwendet, um das Erleben des Glaubens in der Gemeinschaft von glaubenden Menschen einzuüben. Unser Kurs „Den Glauben verstehen“ hat auf die Orientierung im Glauben und das Einüben von Fragen den Schwerpunkt gelegt, ohne das Anliegen persönlicher Vergewisserung in Glaubensfragen aus den Augen zu verlieren.

Die Arbeit mit unserem Kurs kann auf verschiedene Weise erfolgen. Mit ihm können Kurse geplant werden, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken, aber auch solche, für die nur wenige Zusammenkünfte vorgesehen sind. Zunächst ist zu klären, welches Thema des Glaubens besonders interessiert. Ist es das Verständnis der Schöpfung oder der Glaube an den dreieinigen Gott oder ist es die christliche Hoffnung? Dann können die Themen ausgewählt werden, die wir jeweils einem der sieben Hauptthemen zugeordnet haben. Es kann aber auch so verfahren werden, dass ein Glaubenskurs sich ganz auf eine besondere Frage konzentriert und ihr Themen aus anderen Teilen des Kurses zuordnet. Wir haben darum auf die Beziehungen hingewiesen, die sachlich bei jedem einzelnen Teil des Kurses zu anderen Teilen bestehen.

Wer mit unserem Kurs in der Gemeinde arbeiten möchte, hat also alle Freiheit, den Kurs zusammenzustellen, der den Fragen und Interessen entspricht, die die Menschen vor Ort konkret umtreiben. Der Aufbau unseres Glaubenskurses, der in einer systematischen Anordnung an fundamentalen Glaubensaussagen orientiert ist, ist keine Zwangsjacke. Er ist eine Einladung, die Landschaft des christlichen Glaubens zu betreten, durch die viele Wege führen, auf denen sich die unterschiedlichsten Horizonte auftun können.

Selbstverständlich ist es auch möglich, dass Einzelne auf diesen Wegen Station machen, um ihr Wissen um den Glauben zu erweitern und ihr eigenes Verständnis des Glaubens zu klären. Wir würden uns auch sehr freuen, wenn unser Glaubenskurs ein gutes Geschenk für Menschen werden könnte, die den Reichtum und die Menschlichkeit unseres Glaubens verstehen lernen möchten.

Aber sei es nun, dass unser Glaubenskurs Menschen zum Gespräch zusammenführt oder klärend im Leben von Einzelnen Bedeutung gewinnen kann: Alle, die sich auf diesen Glaubenskurs einlassen, sind eingeladen, ihre Erfahrungen mit diesem Kurs nicht für sich zu behalten, sondern sie uns mitzuteilen, damit sie aufs Neue bedacht werden können.

Ihre Sibylle Sterzik und Ihr Wolf Krötke

Anregungen und Fragen bitte an
sterzik@wichern.de oder wolf.kroetke@web.de

Heiliger Geist

Menschen fragen heute: Sind Geist und Heiliger Geist nicht Produkte der Fantasie? Die größte Frömmigkeitsbewegung der Menschheitsgeschichte – mit einer halben Milliarde Anhänger in Pfingstkirchen und charismatischen Bewegungen – ist ganz besonders auf den Heiligen Geist konzentriert. Wie lässt sich diese Erscheinung des 20. Jahrhunderts erklären?

Von Michael Welker

In der Bibel kann das Wort für Geist („ruach“ im Alten Testament und „pneuma“ im Neuen Testament) auch den Wind bezeichnen. Der Geist Gottes ist eine nicht leicht zu erfassende Macht und Kraft. Er wird als „Numinosum“ bezeichnet, als das göttliche Unbegreifliche, das einerseits Vertrauen, andererseits Schauer erweckt. Heißt das, dass der Heilige Geist nur ein Produkt menschlicher Fantasie und religiöser Wunschvorstellungen ist?

Nach frühen biblischen Zeugnissen wird der Geist Gottes in Israel als Kraft unerwarteter Rettung erfahren. Das Volk, das sich von Gott abgewendet hat, erlebt sich als hoffnungslos in größter Bedrängnis und Not. Da überkommt der Geist Gottes einen Menschen, der für das Volk Israel zum Retter wird.

Das Apostolische Glaubensbekenntnis sagt: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die Gemeinschaft der Heiligen, die Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Die frühen biblischen Zeugnisse vom Wirken des Geistes klingen ähnlich, aber realistischer: Der Geist Gottes wirkt durch einen Charismatiker, einen vom Geist überkommenen Menschen, im und am Volk Gottes (Gemeinschaft). Er beendet Abwendung des Volkes von Gott und befreit es aus der Not (Sünde). Gott richtet sein Volk auf (Auferstehung) – „und Israel hatte 40 Jahre Ruhe“ (Leben).

Klarer wird die Rolle und Wirkung des Geistes in prophetischen Verheißungen des Alten Testaments, die das Neue Testament auf Jesus Christus bezieht: Der von Gott erwählte „Gottesknecht“ (Jesaja 11,1ff; 42,1ff; 61,1ff) bringt Israel und den Völkern Gerechtigkeit, Erbarmen mit den Armen und Schwachen und eine universale Gottes- und Wahrheitserkenntnis. Recht, Erbarmen, wahrer Gottesdienst – das sind die Eckpfeiler des alttestamentlichen Gesetzes. Der Geist Gottes bringt durch den von Gott Erwählten, auf dem der Geist „ruht“, die Erfüllung des vom Gesetz Beabsichtigten.

In einer vom Geist Gottes erfüllten Gemeinschaft und Welt herrscht das Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheitserkenntnis, nach Schutz der Schwachen und liebevoller wechselseitiger Annahme. In ihr sind Freiheit und Frieden keine bloßen Zielvorstellungen. Doch wie wird eine solche Gemeinschaft gestiftet und erhalten?

Die biblischen Überlieferungen sprechen von der „Ausgießung des göttlichen Geistes“ auf die Menschen. Im Alten Testament finden wir die Verheißung des Propheten Joel, dass der Geist Gottes ausgegossen wird auf Männer und Frauen, Alte und Junge, Knechte und Mägde (Joel 3,1ff.). Das ist revolutionär in einer patriarchalen Gesellschaft, in der nur die Männer das Sagen haben. Das ist revolutionär in einer Sklavenhaltergesellschaft, wie sie in der Antike vorliegt. Das ist auch revolutionär in Gesellschaften, in denen „die Ältesten“ regieren oder in denen sich Geringschätzung gegenüber denen ausbreitet, die zum „Alten Eisen“ gerechnet werden.

Der Bericht von der pfingstlichen Ausgießung des Geistes in der Apostelgeschichte (2,1ff) stellt fest: Nun ereignet sich, was der Prophet Joel gesagt hat. Der Geist Gottes wird auf Frauen und Männer, auf Junge und Alte, auf Sklavinnen und Sklaven ausgegossen, nicht nur auf Israel, sondern auf Menschen aus allen Völkern. Ein wunderbares Hören und Verstehen der „großen Taten Gottes“ ereignet sich. Inmitten aller Differenzen von Menschen, Nationen und Kulturen wird eine universale Gemeinschaft gestiftet.

Der christliche Glaube sieht diese Gemeinschaft des Geistes durch Jesus Christus vermittelt. Er ist der wahre König, der wahre Hohepriester, der wahre Prophet. Er ist der Messias, der „Gesalbte“. Doch ist er nicht – wie die Könige, Priester und Propheten des Alten Testaments – mit „köstlichem Öl“ gesalbt. Der Reformator Johannes Calvin macht eindrücklich deutlich, was die frühen Christen begeistert hat: Jesus Christus ist mit dem Heiligen Geist gesalbt, damit er „den Seinen“ daran Anteil gebe. Auf ihm „ruht“ nicht nur der Geist Gottes, sondern er gibt ihn weiter, er „gießt ihn aus“, damit wir

Basisinformation

Der menschliche Geist ist ein Ozean. Er beinhaltet alle Erinnerungen und Erwartungen eines Menschen und gestaltet dessen Umgang damit. Als Geist einer Gemeinschaft, zum Beispiel als „Zeitgeist“, wird der Geist zu einer großen öffentlichen Macht. Diese Macht kann jedoch zum Guten oder zum Bösen wirken. Gottes Geist, der Heilige Geist, gibt dem menschlichen Geist Halt, Orientierung, Inspiration. Als Geist der Wahrheit, der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens wirkt er unter den Menschen. Für die Christinnen und Christen gewinnt er als Geist Jesu Christi klare Gestalt.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was verstehen Sie unter „Geist des Menschen“?
2) Ist der Geist mehr als Bewusstsein, Vernunft oder Genie?
3) Was verstehen Sie unter „Gottes Geist“?
4) Warum wird der Geist Gottes nach dem Zeugnis der Bibel auf die Menschen „ausgegossen“?

Foto: jarts/photocase.com

Menschen von dieser Kraft Gottes erfüllt werden.

Die Gemeinschaft des Heiligen Geistes kann faszinieren. Denn der Geist Gottes verleiht verschiedene Gaben (Charismen), die der Erbauung einer lebendigen Gemeinschaft und einer dynamischen Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit dienen. Paulus gebraucht das Bild vom „Leib Christi“, in dem die Glieder mit unterschiedlichen Begabungen und Befähigungen zusammenwirken.

Das Reden in Zungen erscheint manchen fremd

Das „Haupt“ des Leibes ist allein Jesus Christus selbst. Untereinander aber sind die vom Geist Begabten nicht in einer festen Hierarchie verbunden. In manchen Situationen sind die Augen wichtiger, in anderen die Ohren, dann die Hände oder die Füße (vergleiche 1. Korinther 12,12ff). So wirkt der Geist Gottes eine freiheitliche Gemeinschaft der Glaubenden.

Die Botschaft von der „Ausgießung des Geistes“, von der „Taufe mit dem Heiligen Geist“ steht im Zentrum der größten Frömmigkeitsbewegung der Geschichte. Sie ereignet sich im 20. Jahrhundert und ergreift bis heute etwa eine halbe Milliarde Menschen. Die geistbewegte Frömmigkeit der Pfingstkirchen und der charismatischen Gemeinschaften verunsichert viele Menschen in unseren „aufgeklärten“ Umgebungen. Sie finden es zwar richtig, dass die verschiedenen Gaben der Gemeindeglieder stärker gewürdigt werden. Aber das besondere Interesse an Gaben wie der Heilung durch Gebete oder dem Reden in Zungen (Glossolalie) erscheint ihnen fremd und sogar gefährlich. Auch die Freude an der Emotionalität des Glaubens und an entsprechend bewegten Lobpreisgottesdiensten steckt die einen an und befremdet die anderen.

Immer stärker breitet sich die Überzeugung aus, dass wir ökumenisch voneinander lernen sollten. Kühlere, am Intellekt orientierte Formen der Frömmigkeit sind nicht weniger Gaben des Geistes als emotionale, das Herz und die Sinne stärkende Formen. Paulus kann sowohl zum Gesang und zur begeisterten Verherrlichung Gottes auffordern als auch dazu, Gott mit Verstand und Vernunft anzubeten und zu preisen. Das wechselseitige Lernen von hierarchisch und patriarchal geordneten Kirchen und von Kirchen, die stärker auf „flache Hierarchien“, egalitäre Formen des Zusammenlebens und die Gleichstellung von Frauen Wert legen, hat ja längst begonnen.

Die „Prüfung und Unterscheidung der (guten und bösen) Geister“ ist und bleibt eine entscheidende Aufgabe. Dabei können nicht nur die Kirchen, die ein etwas gebrochenes und oft hilfloses Verhältnis zum Heiligen Geist haben, von den neueren Bewegungen lernen. Weder die Betonung der Vernunft noch die Betonung der Emotionalität als solche ist ein Zeichen des Geistwirkens. Auch der Zulauf und das Wachsen von Gemeinden ist nicht in jedem Fall ein Gütesiegel des Heiligen Geistes. Auf die Inhalte der Gaben des Geistes und deren Wirkungen kommt es an. Für die Christen und Christinnen ist dabei das Maß, ob der Heilige Geist sich auch als Geist Jesu Christi zu erkennen gibt, ob er seiner Nachfolge und seiner tieferen Erkenntnis dient. ■

Michael Welker ist Professor für Systematische Theologie in Heidelberg.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Offenbarung, Religionen, Bild Gottes, Auferstehung; Gottheit Christi; dreieiniger Gott; Liebe; Kirche; Ämter; Taufe; Ethik; Sünde: Spiritualität
2) Bibeltexte: Jesaja 42,1–4 und Matthäus 12,18–21; Jesaja 61,1–3 und Lukas 4,18f.; Joel 3,1–5 und Apostelgeschichte 2,17–21; Römer 8,9–27; 1. Korinther 12,1–13.
3) Literatur: Umfallen, Zittern, Lachen, Ekstase, EZW-Texte 173, bestellbar unter www.ekd.de/ezw;
Michael Welker, Gottes Geist. Theologie des Heiligen Geistes, Neukirchen-Vluyn 2010; Jürgen Moltmann, Der Geist des Lebens, Gütersloh 2010; Peter Zimmerling, Charismatische Bewegungen, Göttingen 2009.
4) Film: Wie im Himmel (Regie: Kay Pollak, S 2004)

Die Bibel – Grundlage des Christentums

Menschen fragen heute: Warum ist so ein altes Buch für den christlichen Glauben so wichtig?
Warum heißt die Bibel „Heilige Schrift“, obwohl sie so viel Unheiliges und auch Irrtümer enthält?
Was ist wichtig in der Bibel, muss ich alles glauben?

Von Christoph Demke

In dem berühmten armenischen Handschriftenmuseum in Jerewan sah ich 1983 Blätter wunderschöner Bibelhandschriften mit eigentümlichen Löchern wie von Kugeleinschüssen und Einschnitten wie von Messern. Der Eindruck trog nicht: Auf der Flucht vor einem der vielen Überfälle oder Vertreibungen durch eine der benachbarten Großmächte, wie sie das armenische Volk Jahrhunderte lang immer wieder betroffen haben, hatten Mönche sich diese Handschriftenblätter um den Leib gewickelt wie eine Kugelweste. Wer diese Blätter betrachtet, dem steht anschaulich vor Augen: die Heilige Schrift als Schutz des Lebens und Quelle des Lebensmutes für jeden Menschen.

In den westlichen Kirchen ist die Bibel im Laufe der Jahrhunderte stärker unter dem Gesichtspunkt der Norm für die christliche Verkündigung gesehen worden. Das ist besonders in unseren evangelischen Kirchen der Fall. Luthers kämpferische Formel „Allein die Schrift!“ brachte zum Ausdruck: Norm für die Kirche ist nicht das, was die kirchliche Lehrtradition aus den Zeugnissen der Schrift gemacht hat. Die Schrift selbst soll diese Norm sein. Wir müssen ihr nichts hinzufügen. Sie genügt, um die Verkündigung der Kirche und das christliche Leben danach auszurichten. Nur vor der Schrift und vor nichts anderem ist das Tun und Lehren einer christlichen Kirche zu verantworten.

Muss man alles befolgen, was in der Bibel steht?

Das hat den reformatorischen Kirchen den Spott eingebracht: Ihr habt einen papiernen Papst! Mancher „fundamentalistische“ Bibelgebrauch, bei dem jeder Satz der Bibel wie eine zeitlose Wahrheit verstanden wird, gibt zu diesem Missverständnis auch heute Anlass. Selbst in der nichtkirchlichen Öffentlichkeit werden die Texte der Bibel immer wieder wie gesetzliche Normen verstanden. Die Frage folgt dann auf dem Fuße: Muss man wirklich alles glauben und befolgen, was in der Bibel steht? Natürlich nicht. Denn dazu ist sie viel zu bunt und voller Spannungen und Widersprüche. Sie ist nicht auf irgendeine Weise vom Himmel gefallen. Die Menschen, die sie geschrieben haben, lebten in den verschiedenen Jahrhunderten mit den Vorstellungen und Anschauungen ihrer Zeit, die auch in ihre Texte eingeflossen sind. Die Sammlung der Schriften des Alten und des Neuen Testaments nehmen oft Sammlungen von älteren zum Teil mündlichen Überlieferungen auf. Dabei wurde nicht alles stimmig zurechtgestutzt. Vielmehr tragen die Schriften deutlich die Spuren ihrer Entstehung. Sie verlangen deshalb von Anfang an nach einer Auslegung.

So ist im Judentum und Christentum die Kunst der Interpretation hoch entwickelt. Da werden Spannungen spannend und Widersprüche produktiv. Das gehört zu einem lebendigen Umgang mit der Heiligen Schrift. Gerade wenn man die biblischen Schriften in ihrer Vielfalt und Geschichtlichkeit achtet und sich damit auseinandersetzt, erschließen sie uns, wie Gott uns anredet und was er von uns erwartet.

Die lebendige Stimme des Evangeliums

Zurück nach Jerewan: Im Ostergottesdienst erlebte ich damals ein regelrechtes kleines Drama. Es ist in orthodoxen Kirchen ein Teil der Liturgie: der Einzug des Evangeliums in die Welt. Über den undurchdringlich dichten Weihrauchwolken vor der Altarwand erscheint

Basisinformation

„Bibel“ ist ein griechisches Wort und heißt auf deutsch „Buch“. Ohne die Bibel gäbe es kein Christentum. Sie macht mit Gott bekannt, wie er dem Menschen in der Geschichte Israels und in der Geschichte Jesu begegnet ist. Um sie gut zu verstehen, brauchen wir geschichtliche Kenntnisse vom Weg des Volkes Israels, vom Auftreten Jesu von Nazareth und vom Entstehen der christlichen Kirche. Weil die Bibel in allen ihren Zeugnissen von dem Gott redet, der in der Geschichte handelt, kann man die Bibel durchaus ein Geschichtsbuch nennen. Aber ihre Bedeutung erschöpft sich bei Weitem nicht darin, uns mit vergangenen Zeiten bekannt zu machen. Immer wieder haben Menschen erlebt, dass ihre Texte unmittelbar zu ihnen gesprochen haben – gerade in Zeiten äußerster Lebensbedrohung durch Krankheit oder Krieg: Worte der Propheten und der Psalmen, Geschichten von Jesus und Predigten der Apostel tragen auch heute noch Menschen ein Leben lang.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Texte der Bibel sind Ihnen besonders wichtig?
2) Welche Passagen der Bibel bereiten Ihnen Schwierigkeiten?
3) Wie geht ein Jude mit der Hebräischen Bibel um?
4) Was bedeutet einer Muslima die heilige Schrift des Koran?
5) Welche biblischen Texte und Stoffe haben sich auf Literatur und bildende Kunst ausgewirkt?
6) Welche Spuren hat die Bibel in unserer Sprache hinterlassen?

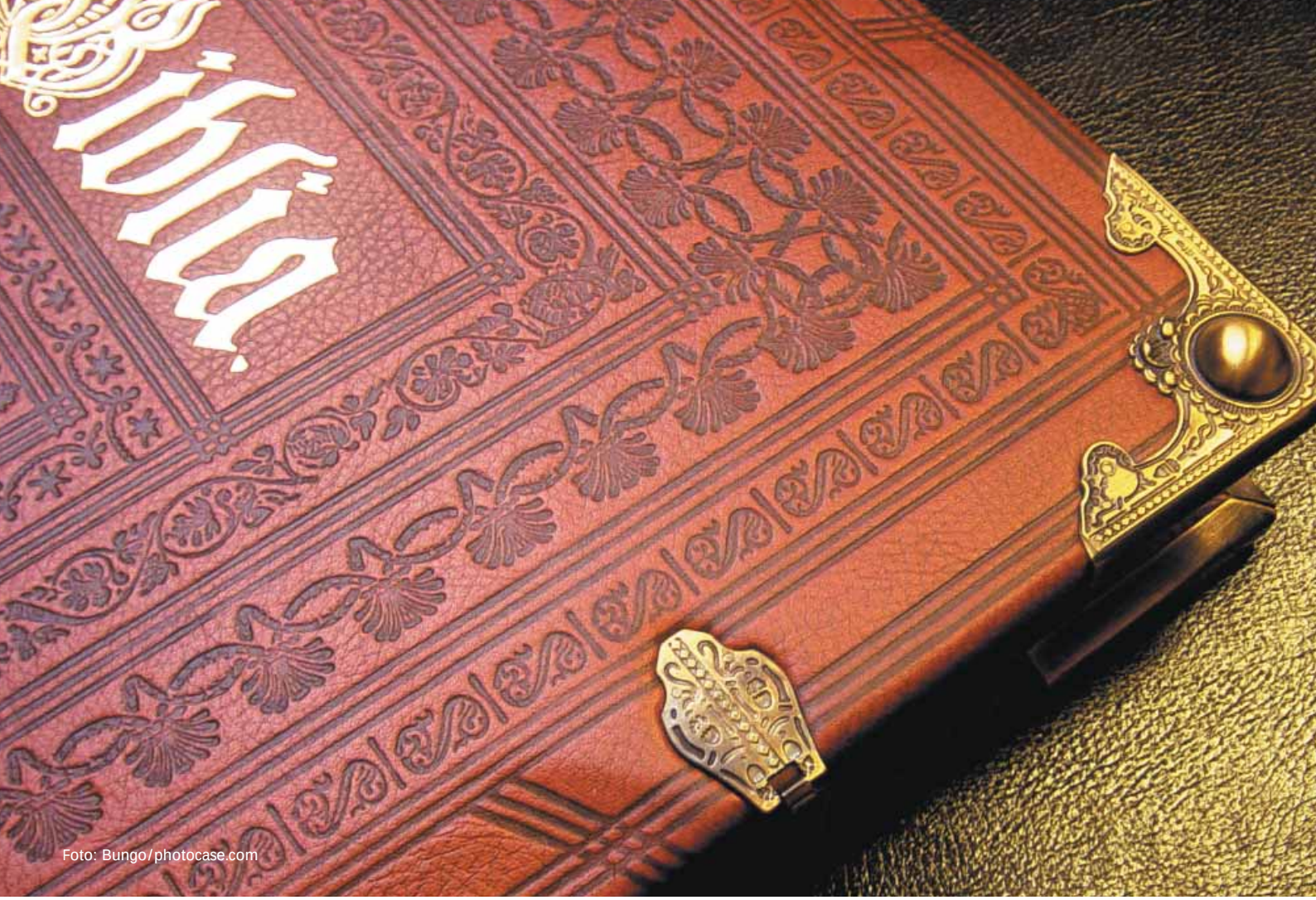


Foto: Bungo/photocase.com

plötzlich ein rotes Buch. Es verschwindet sofort wieder in den Wolken, bis es vom Patriarchen auf die Gemeinde zu getragen und aufgeschlagen wird. Dann verliest der Liturg das Evangelium tatsächlich „unter Tränen“, wie es die Liturgie vorschreibt.

In unseren evangelischen Gottesdiensten ist die Verlesung des Evangeliums dadurch ausgezeichnet, dass sich die Gemeinde mit dem Ruf „Ehre sei dir, Herr!“ erhebt und sich erst nach der Verlesung mit dem Ruf „Lob sei dir, o Christe“ wieder setzt. So wird wenigstens noch angedeutet: Das Evangelium von Christus ist die Mitte und der alles bestimmende Bezugspunkt der Heiligen Schrift, von dem her und auf den hin sie zu lesen, zu hören und zu verstehen ist.

Darauf kam es Martin Luther an und nicht auf einen „papiernen“ Papst. Nur wenn die Bibel als Glauben und Leben schenkende Quelle erfahren wird, kann sie auch als Richtschnur und Norm funktionieren. Denn Maßstäbe und Normen als solche schaffen kein Leben; eher töten sie es. Die lebendige Quelle, auf die es Luther vor allem ankam, aber war die „gute Botschaft“, das Evangelium von Jesus Christus. Die Schrift allein soll gelten, weil allein Christus und seine Verheißung im Alten Testament in der Kirche das Wort haben soll. Auf diese Mitte hin und von ihr her ist die ganze Schrift in allen ihren Stücken zu lesen. Von diesem Bezugspunkt her müssen auch die einzelnen Texte der Bibel beurteilt werden nach dem, „was Christum treibet“. Entsprechend hat Luther zum Beispiel über den Jakobusbrief sehr kritisch, mitunter abfällig geurteilt. Es leben eben nicht alle Texte in der Bibel in gleicher Weise von dieser Mitte, dem Evangelium, her.

Ist die Bibel Gottes Wort?

Dass die Heilige Schrift aus menschlichen Zeugnissen von Gottes Wirken in der Geschichte Israels und der Geschichte Jesu gesammelt worden ist, ist mit Händen zu greifen. Eine glatte Gleichsetzung mit Gottes Wort, wie man sie früher, ja auch heute noch in manchem Gottesdienst hören konnte und kann („Höret Gottes Wort, wie es aufgezeichnet ist bei ...“), führt den ahnungslosen Zuhörer leicht in die Irre. Ich beschreibe die Zusammengehörigkeit von Bibel und Gottes Wort lieber mit Bildern: Die Schrift ist das Tor, durch das uns Gottes Wort erreicht. Sie ist das Buch, in dem wir Gottes Fährten zu lesen lernen, damit wir in unserem Leben seinen Spuren folgen. ■

Christoph Demke war von 1983 bis 1997 Bischof der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, zuvor von 1964–1978 Dozent für Neues Testament am Sprachkonvikt in Berlin-Ost. Von 1990 bis 1991 war er Vorsitzender der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Altes Testament; Neues Testament; Bibel als Gottes Wort; Bibel und Bekenntnis
2) Empfohlen wird, eine Arbeitsbibel mit kurzen Kommentaren wie die „Neue Jerusalemer Bibel“ zu verwenden, aber auch die „Bibel in gerechter Sprache“ kritisch zu Rate zu ziehen.
3) Literatur: Franz Fühmann, Meine Bibel. Erfahrungen, in: Ohr des Dionysios, Rostock 1985; Evangelische Hauptbibelgesellschaft, Gottes unbekanntes Buch, Stuttgart 2006, 2. Auflage; Die Bibel elementar. Erzählt und erklärt von Michael Landgraf, Stuttgart 2010; www.bibelmultimedial.de

Die Religionen

Menschen fragen heute: Glauben alle Religionen an denselben Gott? Darf das Christentum behaupten, die allein wahre Religion zu sein?

Von Wolf Krötke

Das Christentum ist eine unter vielen Religionen. Die Medien führen uns das fast täglich vor Augen. Wir alle kennen Bilder, wie die Muslime die Kaaba in Mekka umkreisen. Kameras haben uns in hinduistische Tempel sehen lassen. Sie haben uns das Leben von buddhistischen Mönchen gezeigt. Berichte von afrikanischen Kulten gehören zu den Reportagen aus diesem Erdteil. Vielleicht haben wir uns bei Reisen selbst ein Bild von der bunten Vielfalt der Religionen gemacht.

Basisinformation

Zum Christentum bekennen sich heute 2,1 Milliarden Menschen auf der Welt. Es ist die größte der „Weltreligionen". 1,3 Milliarden Menschen sind Muslime, 850 Millionen Hinduisten, 375 Millionen Buddhisten und 15 Millionen werden dem Judentum zugerechnet. Hinzu kommen die sogenannten ethnischen, das heißt einer Volkstradition verhafteten Religionen. Ihnen hängen über eine Milliarde Menschen an. Unklar ist, wie viele Menschen sich in China zu einer Religion bekennen. Klar ist aber, dass die fast sieben Milliarden Menschen umfassende Weltbevölkerung in ihrer überwiegenden Mehrheit irgendeiner Religion zuzuordnen ist.

Sitzen alle in einem Boot?

Für Außenstehende steckt diese Welt voller Merkwürdigkeiten und Rätsel. Aufgrund der Erfahrungen, die in sie durch die Jahrhunderte hindurch eingeflossen sind, kann sie aber auch faszinieren. In unserer Gesellschaft wenden sich nicht wenige Menschen buddhistischen oder anderen fernöstlichen religiösen Praktiken zu. Auch die Erfahrungen der Naturreligionen mit heilenden Kräften haben eine gewisse Konjunktur. Das Christentum und das Judentum sind nicht mehr wie in früheren Zeiten die einzigen Religionen in unserem Lande. Die etwa vier Millionen Muslime sind unsere Nachbarn geworden. Sie zeigen uns hautnah, welche Lebenskraft eine nicht-christliche Religion hat.

Deshalb ist die Frage unausweichlich, wie sich unser christlicher Glaube zum Glauben der Menschen in den anderen Religionen verhält. Sitzen wir mit ihnen in einem Boot? Der Sammelbegriff „Religion" scheint das nahezulegen. Auch unsere atheistischen Mitmenschen neigen dazu, alle Religionen in einen Topf zu werfen – und sie so als absurd zu kritisieren. Die sogenannten Neuen Atheisten gießen kräftig Öl in dieses Feuer.

Die Einheitssicht der Religionen ist nicht unberechtigt. Denn in ihnen kann man viel Gemeinsames wahrnehmen: Menschen beziehen sich auf überirdische Mächte, auf Gott oder auf Götter. Sie pflegen einen Kultus der Verehrung des Heiligen. Sie vollziehen ähnliche Riten. Sie beten und haben besondere Gesänge. Sie meditieren. Sie wissen sich durch religiöse Gebote verpflichtet. Viele hoffen auf ein gutes Geschick ihres Daseins jenseits der Todesgrenze.

Religiöse Überzeugungen driften weit auseinander

Solche Merkmale berechtigen sicherlich dazu, Menschen, die sich so verhalten, unter dem Sammelbegriff „Religion" zu verorten. Doch damit reimt sich nicht, dass sich die Religionen untereinander keineswegs als eine Gemeinschaft verstehen. Ihre religiösen Überzeugungen driften nämlich weit auseinander. Die Religionsgeschichte ist darum auch eine Geschichte der Abgrenzung, ja, sogar des Kampfes zwischen den Religionen. Dass sie alle an denselben Gott glauben, kann man beim besten Willen nicht behaupten. Der Buddhismus kennt gar keinen Glauben an Gott. Der Hinduismus ist polytheistisch, wenngleich mit der Tendenz, die vielen Götter zugunsten des einen „Göttlichen" zu relativieren. Die sogenannten Naturreligionen glauben an Kräfte in der Natur und Geschichte, an Dämonen und Geister.

Ihnen allen stehen die monotheistischen Religionen des Judentums, des Christentums und des Islam gegenüber. Sie eint der Glaube an den einen jenseitigen Gott. Der Polytheismus gilt ihnen als „Götzendienst". Die Erde ist für sie ein rein irdischer Ort. Sie verstehen sie – was den asiatischen Religionen fremd ist – als Gottes Schöpfung. Der Glaube an den einen Gott hat darum – so sagt man – die Welt „entgöttert".

Aber diese Gemeinsamkeit der monotheistischen Religionen hat sie nicht zu einer Gemeinschaft verbunden. Man nennt sie zwar „abrahamitische" Religionen. Denn sie berufen sich alle auf Abraham, den Stammvaters Israels.

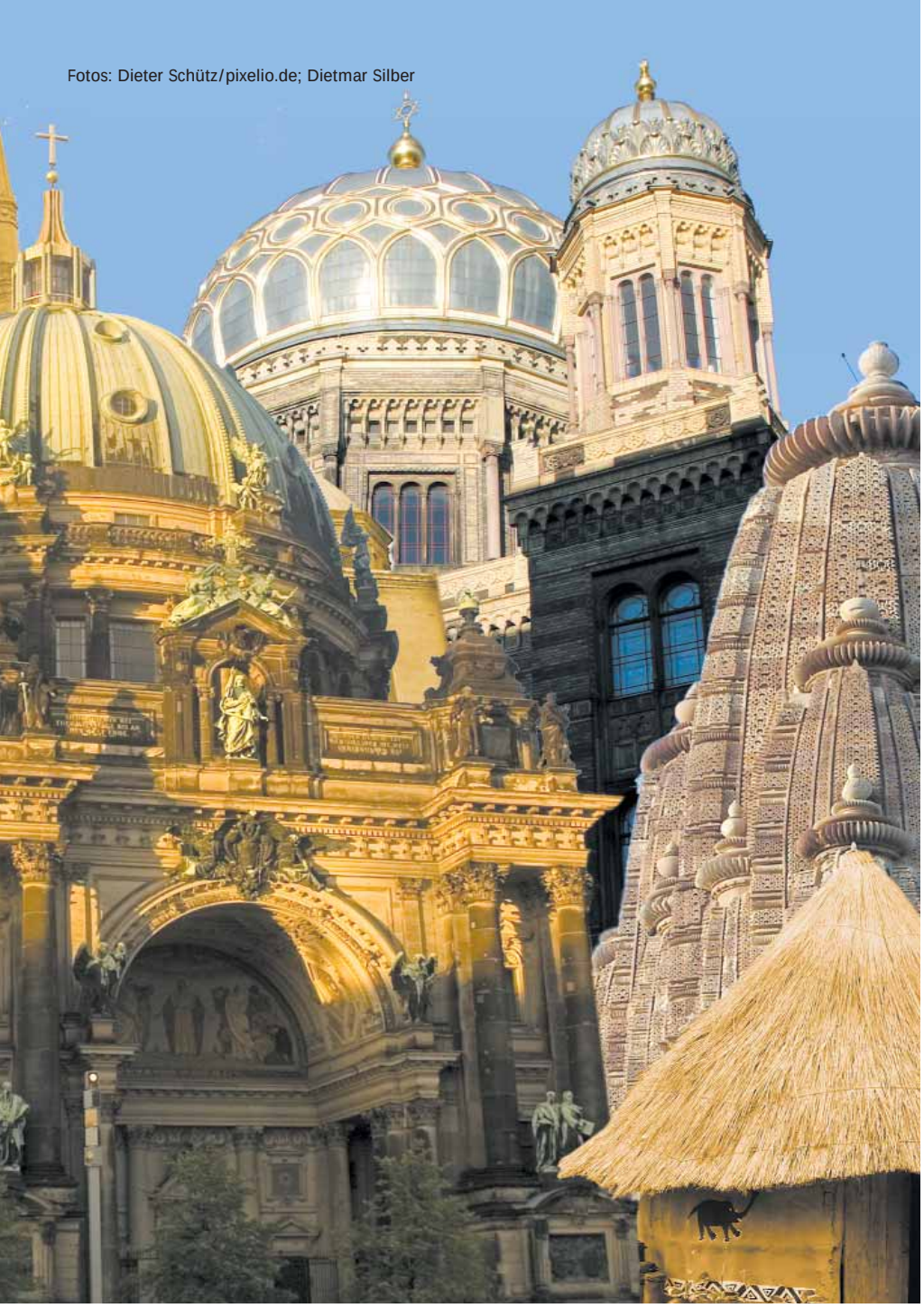
Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Erfahrungen haben Sie mit Menschen anderer Religionen gemacht?
2) Was macht für Sie das Gespräch mit Menschen anderer Religionen schwierig?
3) Wie soll sich nach Ihrer Meinung unsere Kirche zu anderen Religionen verhalten?
4) Können Christinnen und Christen mit Menschen anderer Religionen gemeinsam beten?

Zugang zum Thema

– Lektüre von Texten der Bhagavad Gita, des Amida-Buddhismus und des Koran
– Gespräch mit einer oder einem Angehörigen einer anderen Religion



Fotos: Dieter Schütz/pixelio.de; Dietmar Silber

Doch gerade dieses Gemeinsame trennt sie. Das Judentum bestreitet dem Christentum, dass der Glaube Abrahams auf die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus ziele. Der Islam wirft dem Judentum und dem Christentum eine Verfälschung der wahren Gottesverehrung Abrahams vor. Im Christentum ist darauf mit Antisemitismus und der Verteufelung des Islam reagiert worden. Die entsetzlichen Folgen, die das hatte, sind bis heute Brandzeichen der Religions- und Weltgeschichte.

Es ist an der Zeit, dem Kampf der Religionen ein Ende zu bereiten. Unsere in Arm und Reich zerrissene, in Krieg und Terror verstrickte Welt schreit danach. Dazu muss kein „Religionen-Mix“ angestrebt werden. Das geht gar nicht. Jede Religion lebt in einer eigentümlichen Gewissheit. Sie würde sich aufgeben, wenn sie diese Gewissheit verwässern würde. Auch der christliche Glaube hat eine Gewissheit. Sie besteht darin, dass Gott uns in Jesus Christus in Wahrheit nahekommt. Wir können darum gar nicht anders, als uns als „wahre Religion“ zu verstehen.

Echter Dialog verträgt auch Streit um die Wahrheit

Doch wir müssen darauf achten, was das bedeutet. „Wahrheit“ ist im biblischen Sinne nicht irgendein Besitz von uns Menschen. Sie wird nicht in noch so richtige Sätze verpackt und wie ein Wurfgeschoss gegen anders Glaubende geschleudert. Wahrheit ist im biblischen Sinne vielmehr die Geschichte einer unverfügbaren Zuwendung Gottes zu uns. Auf sie können wir uns unbedingt verlassen, obwohl wir nicht über sie verfügen. Wir bleiben darauf angewiesen, dass sie sich ereignet. Nur so – selbst demütig geöffnet für das Kommen der Wahrheit Gottes – können wir von ihr auch zu anders Glaubenden reden. Als Bitte, sich versöhnen zu lassen mit Gott, hat der Apostel Paulus dieses Reden verstanden (vergleiche 2. Korinther 5, 20).

Natürlich kann dabei nicht verdrängt werden, warum wir die Gewissheiten anderer Religionen nicht teilen. Im Lichte der Versöhnungs-Wahrheit aber können wir in jeder Religion Spuren entdecken, die auf sie hinweisen. Bei den monotheistischen Religionen sind es sogar starke Gemeinsamkeiten. Da ist der Schöpfungsglaube, der zur Verantwortung für diese Welt herausfordert. Da ist die Hoffnung auf die Vollendung der Welt durch Gott. Da ist die Anerkennung der biblischen Propheten und Jesu. Das sind starke Motive, gemeinsam für eine Welt des Friedens und der Gerechtigkeit einzutreten.

Unser Bestreben muss sein, im Verfolgen dieses Ziels an der Atmosphäre eines echten Dialogs zwischen den Religionen mitzuwirken. In solcher Atmosphäre, die auch einen edlen Streit um die Wahrheit verträgt, dürfen wir es auf die Kraft des Heiligen Geistes ankommen lassen. Denn nur er wirkt den Glauben an Gott in Jesus Christus und nicht wir. Wir können nicht mehr tun, als ihm den Weg bereiten. Ob Menschen sich auf diesen Weg begeben, liegt in Gottes Hand. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Menschsein und Religion; Mensch als Gottes Geschöpf; Sinn des Lebens; Geschöpfsein als Auftrag; Leben in der Hoffnung auf das Reich Gottes
2) Bibeltexte: 1. Mose 16–21; Römer 1,18–3,20
3) Literatur: Der christliche Glaube und die nichtchristlichen Religionen. Theologische Leitlinien (EKD Texte 77), Hannover 2003; Christian Danz, Einführung in die Theologie der Religionen, Wien 2005; Peter Antes, Grundriss der Religionsgeschichte, Stuttgart 2006

Gottes Offenbarung

Menschen fragen heute: Wie kann man prüfen, ob eine Offenbarung Gottes stattgefunden hat? Was unterscheidet eine wahre von einer falschen Offenbarung?

Von Christof Theilemann

Wir sind unterwegs auf einer gemeinsamen Jugendfahrt im Ausland. Er ist Lehrer an einem Gymnasium. Er sagt: „Weißt du, ich bin im Osten aufgewachsen. Ich habe ein wissenschaftliches Weltbild. Ohne Beweise lasse ich mich auf nichts ein. Glauben und Gott, das geht da gar nicht."

Diese Vorstellung setzt voraus, dass der Mensch keine Position ungeprüft übernehmen darf. Im wissenschaftlichen Experiment soll sich zeigen, was als wahr zu gelten habe. Da sich Gottes Existenz nachprüfbaren Experimenten entzieht, gilt er als Unding. Denn: Was ich nicht prüfen kann, kann ich nicht beweisen.

Hier wäre einzuwenden: Einsichten der Naturwissenschaft etwa in der Kleinstteilchenphysik schmälern solches ungeteilte Vertrauen in die restlose Beweisbarkeit durch Experimente. Im Experiment gibt der Experimentierende Rahmenbedingungen vor, die bestimmen, wie die Dinge laufen können. Deshalb gibt es streng genommen keine voraussetzungslose Naturwissenschaft. Moderne Wissenschaftstheorie spricht statt von Beweisen lieber von Hypothesen. Sie gelten nur so lange, wie sie nicht praktisch widerlegt werden. Nun stellen sich aber vor allem theologische Fragen: Können wir die Rahmenbedingungen für ein Experiment bestimmen, dessen Gegenstand Gott sein soll? Sprengt nicht der Gottesbegriff die Koordinaten eines endlichen Experimentes?

Die Skepsis des christlichen Glaubens gegenüber jenen Vorstellungen kommt nicht allein aus naturwissenschaftlichen Erwägungen. Der Glaube geht vielmehr von der Erfahrung aus, dass Gott sich uns in dem Menschen Jesus von Nazareth jenseits aller Beweise erschließt und offenbart. Wie geht das?

Basisinformation

„Offenbaren" bedeutet im biblischen Sprachgebrauch „enthüllen". Wenn Gott offenbart wird, dann enthüllt er für uns, wer er ist und wie er handelt. Nach dem Zeugnis des Alten Testaments offenbart sich Gott in der Geschichte des Volkes Israel. Er erweist durch sein Handeln in der Geschichte dieses Volkes, wer er ist (vergleiche 2. Mose 3,14). Auf diesem Hintergrund konnten die neutestamentlichen Zeugen die Geschichte des Menschen Jesus von Nazareth als Offenbarung Gottes verstehen. In diesem Menschen wendet sich Gott den Menschen zu und redet sie an. Das bedeutet allerdings nicht, dass wir Gott in diesem Menschen gewissermaßen zu fassen bekommen. Gott selbst bleibt unsichtbar und für unsere Sinne verborgen. Zu Gottes Offenbarung gehört immer eine Dimension seines Verborgenseins. Darum kann sie nur im Glauben wahrgenommen werden, der dem Unsichtbaren vertraut.

Mensch wie Gott lerne ich durch Begegnung kennen

Eine Besinnung auf die Situation, in der sich Menschen begegnen, kann hier hilfreich sein. Wenn ich einen Menschen kennenlerne, bringe ich sicher eine Vorstellung davon mit, wer derjenige ist, mit dem ich mich im Restaurant verabredet habe. Doch zum wirklichen Kennenlernen kommt es nicht dadurch, dass ich den anderen Experimenten unterwerfe. Dazu kommt es vielmehr, indem der andere sich mir gegenüber öffnet und mir zeigt und sagt, wer er oder sie ist.

Ähnlich geht es bei der Begegnung mit Gott zu. Jede Vorstellung, die wir uns von ihm machen, wird sofort gesprengt durch Gottes Anderssein (Jesaja 55,8f.). Statt Gott mit einer vorgefertigten Meinung zu begegnen, lohnt es sich, ihm zuzuhören, wie er uns anspricht. „Und Gott sprach", so beginnt das biblische Schöpfungszeugnis (1. Mose 1). Er spricht mit dem Volk Israel auf menschliche Weise. Als „Wort Gottes" redet er uns ganz konkret im Leben und Sterben Jesu von Nazareth an. Die Begegnung mit dem auferweckten Jesus Christus löste bei den ersten Christen die Gewissheit aus, dass Jesu Gottesbotschaft nicht mehr von seiner Person getrennt werden kann. Durch ihn redet Gott menschlich zu Menschen. Diese Erfahrung machen Menschen bis heute.

Jedes Herumexperimentieren und Beweise-Fordern würde dagegen die Begegnung mit diesem Jesus, der Stimme Gottes in der Welt, verderben. Das kommt nicht von ungefähr: Denn Gott, der auch in Jesus Christus unsichtbar und vor den Augen der Welt verborgen bleibt, will uns durch den Menschen Jesus zum Glauben einladen. Glauben heißt: Vertrauen, ohne auf „objektive" Beweise zielende Experimente. Die haben ihr Recht in wissenschaftlichen Zusammenhängen. In allen Beziehun-

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Haben Sie schon einmal ein Offenbarungs-Erlebnis gehabt?
2) Meinen Sie, dass es viele Offenbarungen Gottes gibt?

Zugang zum Thema

– Die 1. These der Barmer Theologischen Erklärung
– Film: Bruce Allmächtig (Regie: Tom Shadyac, USA 2003)
– Johann Sebastian Bachs „Matthäuspassion"
– Rainer Maria Rilkes Gedichte im „Stundenbuch"

Foto: wilma/photocase.com

tödlich. Wenn Eheleute nach 30 Ehejahren anfangen, sich mit der Forderung nach Beweisen ihrer Liebe zu konfrontieren, dann ist in der Regel schon Entscheidendes schiefgegangen. Mit Gott geht es schief, wenn das Vertrauen zu seinem offenbaren Wort in eine gleichsam experimentell beweisbare Überzeugung verwandelt wird.

Christus als Generalschlüssel für die Bibel

Das bedeutet freilich nicht, dass sich unser Glaube vor der Frage verschließen darf, ob er denn recht und wahrhaftig sei. „Alles zu prüfen" hat der Apostel Paulus der Christenheit mit auf den Weg gegeben (1. Thessalonicher 5,21). Maßstab solchen Prüfens ist, ob ein Satz des Glaubens wirklich Jesus Christus als den „Weg, die Wahrheit und das Leben" (Johannes 14,6) zur Geltung bringt. Die Kirchengeschichte zeugt bis heute davon, wie andere Wege, Wahrheiten und Lebensvorstellungen in der Kirche Jesu Christi grassieren. In einem Beispiel gesprochen: Die Bibel, auf die sich ja auch jene anderen Wahrheitsvorstellungen berufen, ist wie ein Haus mit vielen Wohnungen. Für das Christentum wird es nun darum gehen, diese Wohnungen mit dem Generalschlüssel zu öffnen. Wir sollten nicht meinen, Teilschlüssel würden zum Verstehen des Ganzen ausreichen. Christus ist für uns jener Generalschlüssel für die Bibel. Da wir ihn aber nicht handhaben können, als hätten wir ihn zur Verfügung wie ein Werkzeug, kommt alles darauf an, dass wir unsere Vorstellung von Christus immer wieder am biblischen Zeugnis überprüfen. Der Glaube an den offenbaren Gott kann darum nicht anders gelebt werden, als in ständiger Einkehr in das Zeugnis von Gottes Offenbarung an Israel und in Jesus Christus.

Dabei stellt sich heraus, was die unser Leben bestimmende Wahrheit des offenbaren Gottes ist. Indem wir die Bibel lesen, begeben wir uns in einen Zusammenhang von Aussagen und Einsichten hinein, der in seiner Stimmigkeit wissenschaftlich überprüfbar ist. Diese Überprüfung können wir uns nicht sparen. Die Einsichten der Natur- und historischen Wissenschaften sind uns deshalb willkommen. Den Glauben begründen können sie aber nicht. Sie gehören in die Welt der Experimente und Beweise. Der christliche Glaube aber gehört in das Leben. Meine Erfahrung ist, dass das pure Faktenwissen durch die persönliche Bedeutung der Offenbarung Gottes für den Menschen überboten wird.

Wahre und falsche Offenbarung

An der Nähe oder Ferne zu Jesus Christus und zur Geschichte von Gottes Offenbarung mit dem Volk Israel also machen Christen ihre Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Offenbarung fest. Letzte Urteile haben sie hier nicht zu fällen. Denn der Geist des Gottes Israels und Jesu Christi weht auch außerhalb der Kirche und meines persönlichen Glaubens. Christus ist nicht nur für die Christen gestorben, sondern für alle Menschen (vergleiche 1. Johannes 2,2). Unterscheiden wir aber nicht mehr zwischen jener Nähe und Ferne, so geraten wir in Gefahr. Diese Gefahr besteht darin, dass wir falschen Propheten nachlaufen könnten (Markus 13,22). Das ist in Deutschland 1933–1945 oder im Umfeld des selbsternannten Sektenführers David Koresh am Anfang der 1990er Jahre geschehen.

Die Beziehung zu Gott beginnt mit dem Glauben

Ich habe meinen atheistischen Lehrer-Freund gefragt, worauf er denn seine Ehe gebaut habe. Er sagte: „Na, auf das Vertrauen zueinander natürlich!" Ich fragte weiter: „Also auf mathematischen Beweisen hast Du Deine Ehe jedenfalls nicht errichtet. Wenn das aber so ist, dann kannst Du mir doch auch nicht verdenken, dass meine Beziehung zu Gott mit dem Glauben beginnt." Da hat er gelacht. Es war kein Spott. Es war ein befreiendes Lachen. Für uns beide. ■

Christof Theilemann ist Landespfarrer der EKBO für Ökumene und Weltmission.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel als Gottes Wort; Auferstehung Jesu; Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott"; dreieiniger Gott, Gott ist die Liebe
2) Bibeltexte: 2. Mose 3f.; Matthäus 16,13–17; Joh 1,1–14; 14,1–14; 20,24ff.; Philipper 2,5–11; Hebräer 1,1–4
3) Verwandte Probleme: Die Verborgenheit Gottes; Glauben und Wissen; Gottesbeweise
4) Literatur: Das eine Wort Gottes – Botschaft für Alle. Votum des Theologischen Ausschusses der EKU, Gütersloh 1993; Klaus von Stosch, Offenbarung. Grundwissen Theologie UTB, Stuttgart 2010

Menschsein und Religion

Menschen fragen heute: Sind Menschen unausweichlich religiös?
Was bewirkt Religion beim Einzelnen und in der Gesellschaft?

Von Erika Godel

Es gilt heute bei manchen als chic, sich als „religiös unmusikalisch“ zu bezeichnen. Mit Max Weber und Jürgen Habermas im Rücken, glaubt man der sogenannten Gretchenfrage Goethes aus dem Weg gehen zu können: „Wie hältst du’s mit der Religion?“ „Ich komme ganz gut ohne Religion aus“, sagen viele. Und dann zünden sie doch für alle Fälle im Urlaub in einer Kapelle eine Kerze für ihre Lieben an und hängen die ersten Babyschuhe ihres Kindes an den Rückspiegel im Auto. In Taxis schaukeln Gebetsketten, viele fahren mit einem Fisch am Wagenheck und Fernlastwagen haben neben der Zollplakette ein Hufeisen angebracht.

Ob religiös oder nicht, gliedern wir unsere Arbeits- und Schuljahre nach christlichen Festen. Viele feiern Fasching oder Halloween, schießen zum Jahreswechsel Böllerschüsse in die Luft und grüßen sich mit „Prosit Neujahr“. Das alles sind Alltagsrituale, die mit Religion zu tun haben. Denn Religion und religiöse Elemente gibt es auch außerhalb von Religionsgemeinschaften.

Religion setzt keine Kirchenzugehörigkeit voraus und Religion ist nicht die Kirche, obgleich der christliche Glaube eine Religion ist. Allen Religionen ist der Glaube an etwas gemeinsam, das über die direkt erfahrbare eigene Existenz hinausgeht. Meist ist es der Glaube an eine überweltliche, übernatürliche „Wesenheit“. Die kann als Person gedacht werden, als Gott oder Göttin, oder auch anders. Ein solcher Glaube wird zur Religion, wenn größere Bevölkerungsgruppen sich an diese „Wesenheit“/Gottheit binden und diese Bindung pflegen und überliefern. Um den Einzelnen in Verbindung zu dem Göttlichen zu bringen, bietet jede Religion besondere Vorstellungen, Kenntnisse und Praktiken an und entwickelt Rituale und Symbole, um ihrer Spiritualität Ausdruck zu geben. Um ihre Einsichten und Belange zu stärken, bilden die meisten Religionsgemeinschaften eine Organisation. Im Christentum ist das die Kirche.

Jede Religion ist so eine Art „Lebensmittel“, denn sie vermittelt Leben, sie erklärt es und macht es annehmbar. Gerade in Situationen, die schmerzlich sind, ungerecht, sinnlos erscheinen, hilft Religion, nicht am Leben zu verzweifeln, sondern gegen Angst und Verzweiflung Hoffnung und Mut zu setzen. „Religion ermöglicht uns, das Nichts zu ignorieren und uns weiter um die Dinge des Lebens zu kümmern“, sagt John Updike. Wenn wir Probleme haben, verlassen wir uns heutzutage in der Regel auf unsere Möglichkeiten, aber weder dadurch noch durch technischen Fortschritt ist die Dimension des Religiösen überflüssig geworden. Religion artikuliert sich heute nur neu und anders als früher, oft in verweltlichtem Gewand wie in den Heilsversprechungen von Parteien, Weltanschauungen und Werbeagenturen.

Religion ist in der Welt, weil alle zweckrationalen Wahrheiten die Fragen von Menschen nach gutem Leben, nach Wahrheit und nach Frieden nicht befriedigend beantworten können. Kein Mensch ist davor geschützt, krank zu werden oder zu sterben. Weil Menschen ganz sein wollen, suchen sie nach tragfähigen Entwürfen für ein gelingendes Leben und nach Möglichkeiten, Gut und Böse unterscheiden zu können.

Noch nie wollten sich Menschen damit abfinden, eingebunden zu sein in den Kreislauf von Werden und Vergehen, also von Bedingungen, die sie letztlich nicht beeinflussen können. Deshalb fragten sie, warum Dinge so sind, wie sie sind. Sie suchten nach übergreifenden Sinnzusammenhängen und nach einem unbedingten Grund hinter den erhebbaren Fakten. Ihre Suchergebnisse sind beispielsweise in Weltentstehungsmythen

Basisinformation

Das Wort Religion kommt aus dem Lateinischen und wird sprachlich entweder von „religere“ hergeleitet, dann heißt es „zurückbinden“, oder von relegere, dann heißt es „sorgsam beachten“. Eine dritte Möglichkeit geht von „rem ligare“ aus und das heißt „eine Sache anbinden“ oder anders gesagt „die Betriebsamkeit ruhen lassen“.
Um Religion im Sinne von sorgsamer Beachtung ging es in der Antike. Cicero (106–43 vor Christus) bestimmte Religion als Götterkult, zu dem jeder Bürger verpflichtet war. Der Kirchenvater Augustin (354–430 nach Christus) entschied sich für die Bedeutung von Religion als Rückbindung, weil er davon ausging, dass jeder Mensch eine Seele hat, die sich im Leben sündhaft von Gott entfernt und sich deshalb durch praktizierten Glauben wieder an ihn binden muss. Die jüngste Herleitung von „die Betriebsamkeit ruhen lassen“ meint, dass es für Menschen lebensnotwendig ist, nicht alles selber zu machen oder herstellen zu wollen, sondern sich Zeit zu nehmen, um zu staunen über das, was sich Menschen nicht oder noch nicht erklären können.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Wo beobachten Sie religiöse Verhaltensweisen außerhalb der Kirche?
2) Hilft Ihnen Ihre Religiosität, Krisensituationen zu bewältigen?
3) Können Sie sich ein Leben ohne Religion vorstellen?
4) Welche Werte bietet Religion für das Zusammenleben in der Gesellschaft?

Foto: Susann Städter/photocase.com

festgehalten, in Grabbeigaben, in Tänzen und Festen, in denen die menschliche „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ (Horkheimer) Gestalt angenommen hat.

Jesus brachte ein neues Religionsverständnis

Aber die Befindlichkeiten von Menschen, die Sehnsucht nach Verständnis und Ordnung auch des Unverständlichen, sind nicht die einzigen Gründe für Religion. Jüdischer und christlicher Glaube, aber auch der Islam erfassen den wesentlichen Sinngehalt ihrer Religionen durch Offenbarung, die Menschen ganz unvorbereitet und unerwartet trifft. Ihnen werden Einsichten zuteil, die sie willentlich gar nicht gesucht haben. So teilen Juden, Christen und Muslime die Einsicht, dass die Welt von Gott erschaffen ist und dass dies Folgen hat für die Menschen.

Durch die Offenbarung Gottes in Jesus Christus kam ein neues Religionsverständnis in die Welt. In der Antike glaubte man, dass die Götter das Leben jedes einzelnen Menschen und des Staates regelten. Deshalb war es eine rituelle Pflicht, ihnen zu dienen und sie gut zu stimmen. Die Einhaltung des Kults diente der staatlichen Gemeinschaft. Von diesem Religionsverständnis wich Jesus ab. Wo die antike Religion die Beziehung Gott/Mensch durch kultische Handlungen regelte, setzte Jesus den Glauben ein. Im Glauben gewinnen Menschen ein unmittelbares Gottesverhältnis. Sie brauchen keine Vermittlungsinstanz mehr. Bei Jesus zeigt sich das in seinem Umgang mit dem Gesetz (Ehebruch, Matthäus 5, 27ff.), in Fragen des Kults (Ährenausraufen am Sabbat, Markus 2,23ff.) und vor allem in seiner Passion.

Jesus wird außerhalb der befestigten Stadt gekreuzigt. Der Mensch, mit dem sich Gott in einzigartiger Weise verbunden hat, stirbt nicht in einem geheiligten Bezirk, sondern „draußen vor dem Tor“ (Hebräer 13,12) – im Bereich der kultischen Unreinheit. In der Todesstunde Jesu zerreißt der Vorhang des Tempels (Markus 15,38), der bis dahin das Allerheiligste und das „Profane“ (Weltliche) voneinander trennte. Das Besondere an diesem Vorgang ist, dass der jenseitige Gott diesseitig wird und damit die Unterscheidung von Heiligem und Profanem aufhebt.

Die nachösterliche Gemeinde hat deshalb ihr Verständnis des Heils durch ihren Glauben an die Nähe Gottes zu jedem Menschen ausgedrückt. Glaube meinte dabei das Vertrauen in das Ereignis der Menschwerdung des Schöpfergottes. Konkret wird dieser Glaube, wenn er sich in Liebe darstellt. Und darum kann man Glaubende an ihrer Liebe zu Gott und den Menschen erkennen. Wie Gott ihnen schenkt, was sie wirklich zum Leben brauchen, so wenden auch sie sich anderen Menschen hingebend und helfend zu. Die Kirche als Religion hat mit ihrer Verkündigung und Lehre, mit ihren Riten sowie mit ihrer Verfassung und ihren Ämtern für das Entstehen solchen Glaubens zu sorgen. Als Gemeinschaft der Glaubenden steht sie für ein geschenktes, beschenktes und schenkendes Leben ein.

Und wer heute als Christ nach seinem Woher und Wohin fragt und wissen will, was im Leben und im Sterben ein Trost ist, der lese im ersten Artikel des zweiten Hauptstücks von Martin Luthers großem Katechismus nach: „Bei allem, was uns vor Augen kommt und an Gutem widerfährt, auch wenn wir aus Nöten und Gefahr kommen, sollen wir uns daran erinnern, dass Gott uns das alles gibt und tut …“ Unsere Glaubensaufgabe ist es, „… dankbar zu sein und all diese Güter zu Gottes Ehre und Lob zu brauchen“. Und vergessen wir nicht: Weil Gott groß ist, gibt er nicht nur uns, sondern vielen mit einer anderen Religionszugehörigkeit auch, umsonst und aus Liebe. ■

Erika Godel war bis 2013 Studienleiterin der Evangelischen Akademie zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Religionen; Atheismus; Mensch als Gottes Geschöpf; Sinn des Lebens; Gründung der Kirche
2) Bibeltexte: Matthäus 6, 5-8; Markus 2, 23–28; Markus 15, 33–39
3) Verwandte Probleme: Was bewirkt Religion in der Gesellschaft? Religion und Schuldbewältigung, Religion und Angst, Religion und Religionskritik
4) Literatur: Martin Luther, Auslegung des 1. Gebotes im Großen Katechismus; Ulrich H. J. Körtner, Wiederkehr der Religion?, Gütersloh 2006; Hans Jonas, Braucht der Mensch Religion? Freiburg 2004

Der Atheismus

Menschen fragen heute: Hat der Atheismus recht, wenn er die Religion als Illusion kritisiert? Kann man auch ohne den Glauben an Gott ein guter Mensch sein?

Von Richard Schröder

In Indonesien, dem Land mit den meisten Muslimen, sind sechs Religionen offiziell anerkannt. Die Religionszugehörigkeit steht im Ausweis. Der Atheismus ist von dieser begrenzten Toleranz ausdrücklich ausgenommen.

Es ist noch gar nicht so lange her, dass man in Europa über den Atheismus ähnlich dachte. In seinem Brief über die Toleranz (1689) schreibt John Locke: „Diejenigen sind ganz und gar nicht zu dulden, die die Existenz Gottes leugnen. Versprechen, Verträge und Eide, die das Band der menschlichen Gesellschaft sind, können keine Geltung für einen Atheisten haben." In Zedlers Universallexikon (1731ff.) wird über die „Atheisterey" etwas milder geurteilt. Die Lehre soll man nicht verbieten, aber die Verbreitung. Denn sie gilt als „ein großes Elend", eine Art geistig-moralischen Gebrechens, verursacht durch Unwissenheit, verkehrten Willen und Hochmut.

Derartige Urteile über den Atheismus sind uralt. „Kein Volk ist so schamlos, dass es nicht an Götter glaubte", sagt Cicero (104–43 vor Christus). „Schamlos" heißt: Das ist keine theoretische Frage der Erkenntnis, sondern eine des mangelnden Respekts, lateinisch „religio". Und „Götter" verweist auf Polytheismus. Tatsächlich ist Atheismus im Polytheismus schwer vorstellbar. Denn dort gelten als göttlich die lebensbestimmenden Mächte der Wirklichkeit. Man streitet dann vielleicht darüber, ob der Krieg (Mars) oder die Liebe (Venus) göttlicher, sprich mächtiger ist, aber göttlich und Respekt einflößend sind sie beide. Im Polytheismus wird nicht grundsätzlich zwischen Gott und Welt unterschieden.

Basisinformation

Die Wörter „Atheismus" (Gottlosigkeit) und „Atheist" kommen im 16. Jahrhundert auf, und zwar als denunzierender Sektenname, nicht als Selbstbezeichnung. Der Vorwurf des Atheismus richtet sich zunächst gegen diejenigen, die vom (damals) allgemein anerkannten Gottesverständnis abweichen, auch wenn sie, wie Spinoza, ausdrücklich eine Gotteslehre vertreten. In diesem Sinne einer Unkenntnis des wahren Gottes wird der Ausdruck atheos, gottlos, im Neuen Testament für Heiden verwendet (Epheser 2,12; vergleiche Galater 4,8). Spiegelbildlich ist den Christen in der Antike Gottlosigkeit vorgeworfen worden, weil sie Gott Unwürdiges zuschreiben, wenn sie einen Hingerichteten als Gottes Sohn verehren. Erst im 19. Jahrhundert wird Atheismus auch zur Selbstbezeichnung, das heißt, Menschen bekennen sich zur Leugnung der Existenz Gottes, mit sehr unterschiedlichen Begründungen.
Beispiele: Religionskritischer Atheismus verweist auf das Unheil im Namen Gottes. Enttäuschungsatheismus erwächst aus der Theodizeefrage: Wie kann Gott das zulassen? „Wissenschaftlicher" Atheismus behauptet, alle Fragen lassen sich wissenschaftlich beantworten. Davon muss unterschieden werden der methodische Atheismus oder Naturalismus der neuzeitlichen Naturwissenschaften, die forschen, „als ob es Gott nicht gäbe", das heißt, gesucht werden ausschließlich weltliche Erklärungen. Schließlich gibt es einen Atheismus des Desinteresses, der letzte Fragen beiseiteschiebt.

Das Erste Gebot warnt vor Verführung

Manche behaupten, Polytheismus sei tolerant, Monotheismus dagegen intolerant. Da ist was dran. Das heißt aber nicht, dass Polytheisten friedfertig sind. Sonst hätte der Trojanische Krieg nicht stattgefunden. Andererseits ist die „Intoleranz" des Monotheismus nicht mit Gewaltbereitschaft zu verwechseln. Sie besagt: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir." Das ist eine Warnung vor „Götzendienst" und Aberglauben, auch wissenschaftlich garniertem. Das Erste Gebot ist eine Warnung vor Verführung. Es fordert: Genau hinsehen! Gebrauche deinen Verstand!

Was hat den Atheismus vom Makel der Unmoral und Unwissenheit befreit und zur gesellschaftlichen Akzeptanz einer vertretbaren Weltanschauung geführt? Atheismus dieser Art ist europäisch und nachchristlich und hängt mit der Aufklärung zusammen. Die konfessionelle Spaltung der Christenheit bringt durch maßlose Polemik und Religionskriege die kirchlichen Christentümer in Misskredit – wohlgemerkt: am Maßstab der Botschaft Jesu, nicht am Maßstab des unter Menschen weltweit leider Üblichen. Man erwartet nun die Lösung der Streitfragen durch Vernunft, auch durch eine Vernunftsreligion, die das Unvernünftige („Vorurteile") an den bestehenden Religionen kritisiert. Religionskritik gehört zum Programm der

Für das Gespräch

Einstiegsfragen
1) Finden Sie den Atheismus schlimm oder gefährlich?
2) Was antworten Sie, wenn Atheisten Sie auf Ihren Glauben ansprechen?
3) Gibt es ein berechtigtes Anliegen des Atheismus?

Zugang zum Thema
– Fjodor Dostojewskis, Die Brüder Karamasow, 1880, Zürich 2003
– „Religionsmonitor" der Bertelsmann-Stiftung, (www.religionsmonitor.com)
– Michael Schmidt-Salomon, Wo bitte geht's zu Gott, fragte das kleine Ferkel, Aschaffenburg 2007

Foto: Dietmar Silber

Aufklärung, allerdings zunächst nicht im Namen eines Atheismus, sondern im Namen vernünftiger Gotteserkenntnis. Die neue Naturwissenschaft (Newton) forciert die Kritik an Wunder- und Orakelgeschichten und fördert eine grundsätzlich kritische Einstellung gegenüber allen religiösen Überlieferungen. Man wittert Priesterbetrug aus Machtinteressen.

Kritik von Feuerbach und Marx

Anders ist die Religionskritik Feuerbachs gestrickt. Er versteht Religion nicht als Resultat von Priesterbetrug, sondern ihr Inhalt, die Gottesprädikate, ist in der Religion lediglich dem falschen Subjekt zugeordnet, nämlich einer fiktiven Projektion, Gott. In Wahrheit beziehen sich diese Prädikate auf die Menschheit. In Abwandlung eines Bibelworts sagt er: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde." Das ist eine seltsame Transformation des christlichen Dogmas (Glaubenssatzes) von der Menschwerdung Gottes. Aber dass „die Menschheit" eigentlich allwissend, gerecht und gut sei, das ist uns nach den schockierenden Erfahrungen des 20. Jahrhunderts bloß noch leerer Schwulst.

Karl Marx folgt Feuerbach, nur dass er den Grund der Religion nicht in einer religiösen, sondern der ökonomischen Entfremdung sah. Die Religion als „Seufzer der bedrängten Kreatur" werde von selbst verschwinden, wenn durch die Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln ein neuer Mensch entstehen wird, der keinen Grund mehr zum Seufzen hat, nämlich im Kommunismus. Marx hat seine Position gelegentlich als Humanismus bezeichnet und Marxisten sagten gern, für sie stehe der Mensch im Mittelpunkt. Das hat viele Sensible fasziniert. In Wahrheit aber standen im Mittelpunkt nicht die Menschen, wie sie sind, sondern der Mensch, wie er sein wird. Und für diesen zukünftigen Menschen haben Leninisten, Stalinisten, Maoisten und Pol Pots Anhänger zig Millionen von Menschenleben geopfert. Neben dem religiösen Wahn gibt es leider auch den atheistischen Wahn. Entgegengesetzte Extreme ähneln sich.

Der Atheismus ist nicht per se gemeinsamer Feind

Richard Dawkins hat neuerdings einen naturwissenschaftlich begründeten Atheismus propagiert („Der Gotteswahn") und dabei drastisch geschildert, wie viel Unheil „die Religion" über die Menschheit gebracht habe. Vor all dem schütze der Atheismus. Er irrt, siehe oben. Und auch das größte Menschheitsverbrechen, die Shoa, ist nicht im Namen Gottes, sondern im Namen des Rassismus, einer biologistischen Pseudowissenschaft, begangen worden. Neben dem inhumanen Missbrauch der Religion gibt es den inhumanen Missbrauch der Wissenschaft.

Namentlich Vertreter des Islam fordern Christen gern auf, zusammen mit Vertretern anderer Religionen geschlossen aufzutreten gegen „den Atheismus" als einen gemeinsamen Feind. Mich können sie für eine derartige Koalition nicht gewinnen, am allerwenigsten im Feld der Politik. Religiöse Fundamentalisten, die die Aufklärung bekämpfen oder Selbstmordattentate befürworten, sind mir unendlich fern. Mit Atheisten, die bekennen, dass für sie Gott ein Fremdwort sei, sie aber ihre Kraft einer Verbesserung der menschlichen Lebensverhältnisse widmen möchten, kann ich ohne Probleme in derselben politischen Partei zusammenarbeiten. Ich bedaure nur, dass ihnen die Ermunterung durch den Glauben an Gott den Schöpfer, Erlöser und Versöhner verschlossen ist. ■

Richard Schröder ist Professor für Systematische Theologie.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Menschsein und Religion; Glauben und Wissenschaft; Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Sinn des Lebens; christliche Ethik
2) Bibeltexte: 1. Mose 1–2; Psalm 14; Hiob 7,11–21
3) Literatur: Manfred Lütz, Gott. Eine kleine Geschichte des Größten, München 2007; Richard Schröder, Abschaffung der Religion? Wissenschaftlicher Fanatismus und die Folgen, Freiburg 2008; Andreas Fincke (Hrsg.), Woran glaubt, wer nicht glaubt?, (www.ekd.de/ezw/dateien/EZW_Texte_176_Internet.pdf)

Glaube und Wissenschaft

Menschen fragen heute: Behindert oder verbietet „religiöser Glaube“ das Denken? Hat die Geschichte bewiesen, dass Glaube und Wissenschaft sich nicht vertragen?

Von Richard Schröder

Als der griechische Philosoph Anaxagoras (499–428 vor Christus) aufgrund eines Meteorfalls behauptete, die Sonne sei ein glühender Stein, wurde er wegen Religionsfrevel verklagt. Denn die Sonne ist doch ein Gott. Wissenschaft entzaubert, hat Max Weber gesagt. In der ersten biblischen Schöpfungsgeschichte werden Sonne und Mond Lampen genannt. Der Schöpfungsgedanke entgöttert die Welt zur Schöpfung, uns Menschen anvertraut.

Als der Philosoph Justin (100–165 nach Christus) Christ wurde, trug er weiter den Philosophenmantel. Er verstand den christlichen Glauben als die wahre Philosophie. Tatsächlich war damals der christliche Glaube der Philosophie ähnlicher als den Religionen mit ihren Tempelkulten und deftigen Mythen. Der christliche Glaube entwickelte ja selbst eine Wissenschaft, die christliche Theologie, die ihn reflektiert.

Dass die Kirche wissenschaftsfeindlich sei, wird ihr erst im 19. Jahrhundert vorgeworfen. Nach dem Kulturbruch der Völkerwanderung war es die Kirche mit ihren Klöstern, die den ungebildeten Völkern nördlich und östlich der Alpen das antike Bildungsgut (artes liberales, die sieben freien Künste) vermittelte. Und an den Universitäten, einer Schöpfung des christlichen Mittelalters, wurden die wissenschaftlichen und philosophischen Texte der Antike gründlich studiert und pro et contra diskutiert. Nur wo es im Mittelalter Scholastik gegeben hat, gab es später Aufklärung. In Russland gab es beides nicht.

Die neuzeitliche Naturwissenschaft ist durch dreierlei charakterisiert. Erstens: Sie sucht mathematisch formulierte Naturgesetze. Zweitens: Sie testet sie, wo das möglich ist, durch Experimente. Drittens: Sie führt zu technisch anwendbaren Erkenntnissen, die unsere Welt ungemein verändert haben.

Dieser folgenreiche Verbund von mathematischer Naturwissenschaft und Technik ist weltweit nur einmal entstanden, in der europäischen Neuzeit. Er hat eine Vorgeschichte im christlichen Mittelalter. Der jüdisch-christliche Schöpfungsglaube unterscheidet streng zwischen Gott und Welt, während für Aristoteles und Ptolemäus die Sterne noch göttlich waren. Gott der Schöpfer wird in Analogie zum Handwerker verstanden. Kaum ist im Hochmittelalter die Räder-Uhr erfunden, wird sie zur Metapher, zum Bild der Welt. Gott wird wie ein Uhrmacher verstanden. Und bei „Naturgesetz“ dachte man an Gott als Gesetzgeber.

Seit Augustin wird in diesem Zusammenhang ein Satz aus der apokryphen alttestamentlichen Schrift Sapientia Salomonis zitiert: „Alles hast du nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“ (11,21). Die Väter der neuzeitlichen Naturwissenschaft machten sich auf die Suche nach dem göttlichen Schöpfungsplan, der sich durch Mathematik erschließt. Copernicus begründet seine Reform der Astronomie mit diesem Schöpfungsglauben. Es „erfasste mich Unwillen darüber, dass keine unangreifbarere Berechnung der Bewegungen der Weltmaschine, die um unseretwillen vom besten und genauesten aller Werkmeister gebaut ist, den Wissenschaftlern glücken wollte“. Und Galilei: „Die Philosophie ist ins große Buch des Universums eingeschrieben, und dieses Buch liegt ständig offen vor unseren Augen.

Basisinformation

Bei „Glaube und Wissenschaft“ denken die meisten an einen Gegensatz. „Glauben“ heißt dann: etwas ohne Beweise oder gar gegen alle Vernunft für wahr halten, während „Wissenschaft“ unumstößliche Erkenntnisse aufgrund unerschütterlicher Beweise liefert. Ganz so einfach liegen die Dinge nicht. Das deutsche Wort „glauben“ ist doppeldeutig. Bezogen auf Sachverhalte (ich glaube, dass …) meint es: Ich nehme an, bin aber nicht ganz sicher. Bezogen auf Personen (ich glaube dir) meint es dagegen etwas sehr Stabiles: Ich vertraue dir. Von der Art ist der christliche Glaube an Gott.
Ohne Vertrauen in die anderen Wissenschaftler ist aber auch Wissenschaft nicht möglich. Deswegen ist ja der wissenschaftliche Betrug so verderblich. Vertrauen aber ist immer risikobehaftet und dieses Risiko lässt sich nicht durch Beweise tilgen. Mit der Forderung: „Beweise mir, dass du mich liebst“, lässt sich jede Liebesbeziehung ruinieren. In der Wissenschaft werden Beweise gefordert. Aber jeder Beweis beruht zuletzt auf Unbewiesenem, sonst ginge es ja unendlich rückwärts. Dieses Unbewiesene nennt man Axiom (Forderung). Axiome gelten als einleuchtend oder als vereinbart. Daraus folgt: Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft und auch keine einheitliche Universalwissenschaft für alles und jedes. Die Voraussetzungen der modernen Naturwissenschaft zum Beispiel sind so gefasst, dass Gott, Menschenwürde, Gerechtigkeit und vieles andere, das uns sehr interessiert, mit ihren Methoden nicht behandelt werden können. Da muss man andere Wege gehen, um zu verlässlichem Wissen zu gelangen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Sind die Erkenntnisse der Naturwissenschaft für Ihren Glauben eine Anfechtung?
2) Wie gehen Sie mit den biblischen Schöpfungsberichten um?

– Bildbetrachtung: Bible moralisée, Miniatur um 1270, Österreichische Nationalbibliothek Cod. Nr. 2554

Bible moralisée. Gott als Weltenschöpfer. Miniatur um 1270. Grafik: ÖNB

Aber dieses Buch kann man nicht verstehen, wenn man nicht zunächst seine Sprache begreift. Es ist in der Sprache der Mathematik geschrieben."

Die Französische Revolution schied die Geister

Mit dem Ausdruck „Buch des Universums" oder Buch der Natur spielt Galilei an einen Gedanken des Kirchenvaters Tertullian (150–230) an, der gesagt hatte, Gott habe uns zwei Bücher gegeben, das Buch der Offenbarung (die Bibel) und das Buch der Natur. Übrigens gehörten sowohl Copernicus als auch Galilei als Domherren dem niederen Klerus an, beide hatten Unterstützer auch unter den Kardinälen und Päpsten. Die Auseinandersetzungen um sie waren innerkirchlich.

Aber wie konnte dann die Überzeugung entstehen, der christliche Glaube sei wissenschaftsfeindlich? An der Französischen Revolution scheiden sich die Geister nach rechts und links, reaktionär und progressiv. Die Kirchen werden wegen der engen Verbindung von Thron und Altar dem Alten Regime zugewiesen und äußern sich auch so, obwohl der Gedanke der Menschenrechte in Europa auch christliche Wurzeln hat. Als mit der italienischen Einigung der Kirchenstaat aufgehoben wird, begibt sich das Papsttum auf betont antimodernistischen Kurs. Es kommt zum „Kulturkampf". Die Liberalen und die Sozialisten kontern: Die (katholische) Kirche hat doch schon immer die Freiheit der Wissenschaft bekämpft, wie die Inquisition und im Besonderen der Inquisitionsprozess gegen Galilei beweisen.

Dieser Prozess gegen Galilei (1633) war tatsächlich ein Skandal, aber nicht weil er typisch, sondern weil er eine Neuerung war. Erstmals kam es zu einer kirchlichen Zensurentscheidung in einer astronomischen Frage, die damals noch nicht durch Beweise entschieden war. Der erste Beweis für die Erdbewegung gelang erst 1728 (Bradley, Aberration – deutsch: Abweichung – des Lichtes im Fernrohr). Vom Inquisitor Bellarmino ist ein Brief von 1615 an einen Anhänger Galileis erhalten. Dort schreibt er: Galilei solle das copernicanische System nur als Hypothese behandeln, da es keinen Beweis gibt, womit er recht hatte. Es könne sogar gegenüber Ptolemäus die bessere Hypothese sein. Wenn es allerdings einen Beweis gibt, darf man nicht mit der Bibel gegen den Beweis argumentieren. Verurteilt wurde Galilei 1633 übrigens wegen Ungehorsams (er hätte zum Thema schweigen sollen), nicht wegen Ketzerei. Er musste aber abschwören.

Der christliche Glaube und die Wissenschaften können sich sehr wohl vertragen, etwa so: Wir glauben, dass Gott die Welt geschaffen hat. Wir freuen uns daran, sie durch wissenschaftliche Forschung immer besser zu verstehen. Schwierig wird es durch Grenzüberschreitungen. Christen überschreiten eine Grenze, wenn sie die Bibel als Lehrbuch der Naturkunde lesen, also aus jenen zwei Büchern eines machen. Naturwissenschaftler überschreiten eine Grenze, wenn sie sich Allerklärungskompetenz anmaßen und dann zum Beispiel den Menschen als Maschine oder die menschliche Gesellschaft sozialdarwinistisch als Feld des Kampfes des Stärkeren ums Überleben deuten, jenseits der Bedeutung von Freiheit und Würde für uns Menschen. ■

Richard Schröder ist Professor für Systematische Theologie.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Menschsein und Religion; Atheismus; Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Mensch als Geschöpf; Grenzen der Schöpfung; Gottes Vorsehung und die Freiheit der Geschöpfe
2) Bibeltexte: 1. Mose 1–2, Psalm 8, Römer 12, 1–2
3) Literatur: William R. Shea/Mariano Artigas, Galileo Galilei, Aufstieg und Fall eines Genies, Darmstadt 2006; Dava Sobel, Galileos Tochter. Eine Geschichte von der Wissenschaft, den Sternen und der Liebe, Berlin 1999; Horst Bayrhuber/Astrid Faber/Reinhold Leinfelder (Hrsg.), Darwin und kein Ende? Kontroversen um Evolution und Schöpfung, Seelze 2011

Altes Testament

Menschen fragen heute: Brauchen wir das Alte Testament? – Wir haben doch das Neue. Wie soll man einen 2 500 Jahre alten Text lesen?

Von Markus Witte

Die Deutung des Lebens, Sterbens und Auferstehens Jesu durch seine Jünger mit Hilfe der jüdischen heiligen Schriften steht am Anfang der Geschichte des Alten Testaments im Christentum. Wie für Jesus „Mose und die Propheten“ die Bibel war, so waren sie es auch für seine Jünger. Paulus entwickelte seine Theologie in der Auseinandersetzung mit der Thora. Sie galt ihm und seinen jüdischen Glaubensgeschwistern als das von Gott geoffenbarte Mittel zu einem erfüllten Leben. Im Rückgriff auf die Thora, die Propheten und die Psalmen haben die Evangelisten das Leben Jesu in einen göttlichen Heilsplan eingeschrieben. Er beginnt mit der Schöpfung und erstreckt sich über die Etappen der Erzväter, der Könige Israels und Judas bis zur Völkerwallfahrt zum Zion. Er findet in der Ausbreitung des Evangeliums von Jesus Christus über die ganze Erde sein Ziel.

Unter dem Eindruck der Begegnung mit Jesus Christus hat das Neue Testament die heiligen Schriften des Judentums, die im Christentum zum Alten Testament wurden, also fortgeschrieben. Wesentlich war dabei, dass der Gott, dessen Handeln die heiligen Schriften des Judentums bezeugen, als derselbe angesehen wurde, der in der Geschichte Jesu wirksam handelt. Jesus hat ihn mit der zeitgenössischen jüdischen Gebetssprache als „Herr“ und „Vater“ angesprochen.

Im Lauf von 2 000 Jahren Kirchengeschichte haben sich unterschiedliche Lektüreweisen („Hermeneutiken“) des Alten Testaments herausgebildet. Über weite Strecken wurden die alttestamentlichen Texte dabei als Vorabbildungen des Handelns Gottes in Jesus Christus oder als Weissagungen auf Jesus Christus entdeckt. Zum Beispiel wurde die Sintflut als Vorschau auf die Taufe gelesen. Die Ankündigung eines künftigen Herrschers aus dem Haus Davids (Jesaja 11) wurde als messianische Verheißung verstanden, die in Jesus Christus in Erfüllung gegangen ist. Die Kontinuität des Handelns Gottes in Israel und in Jesus Christus konnte mit der alttestamentlichen Kategorie des „Bundes“ (1. Mose 9; 2. Mose 34; 5. Mose 7; Jeremia 31) gedeutet werden. Die Spannung, die zwischen der Offenbarung Gottes in der Mitteilung der Thora und der Offenbarung Gottes in Jesus Christus wahrgenommen wurde, erklärte man sich mittels der Denkfigur von „Gesetz und Evangelium“; das heißt, das Alte Testament wird dabei einseitig als Konfrontation des Menschen mit Gottes Forderung verstanden, das Neue einseitig als Zuspruch der unverdienten Gnade.

Basisinformation

Nach der Anordnung der alttestamentlichen Bücher in der Luther-Bibel folgen auf die fünf Bücher Mose (Pentateuch) die sogenannten Geschichtsbücher, die Lehrbücher (poetische Schriften) und die prophetischen Bücher. Diese Anordnung geht auf die Bücherfolge in der lateinischen Bibel (Vulgata) und in der griechischen Bibel (Septuaginta) zurück. In der Hebräischen Bibel hingegen folgen auf die Thora („Gesetz“, passender „Weisung“) als der entscheidenden Glaubensurkunde die prophetischen Bücher (Neviim). Zu ihnen werden die Geschichtsbücher und die Propheten von Jesaja bis Maleachi gezählt. Sie gelten ebenso wie die Lehrbücher (Ketuvim) als Auslegung der Thora und als Beispiele der gelebten Thora.

Alle Bücher des Alten Testaments gehören zur Traditionsliteratur. Sie sind nicht das Werk eines Autors. Es sind Schriften verschiedener religiöser, rechtskundiger und schriftgelehrter Kreise. Sie wurden immer wieder ergänzt und aktualisiert. Dieser literarische Prozess begann im 9./8. Jahrhundert vor Christus. Er endete im 2./1. vorchristlichen Jahrhundert. Kurze Geschichtserzählungen und Mythen, Herrscherlisten und Ritualtexte, Orakel und Rechtssätze, Gebete und weisheitliche Sprüche standen an seinem Beginn. Sie wurden nach und nach zu größeren Sammlungen vereinigt, schrittweise kommentiert und schließlich zu viele Kolumnen umfassenden Rollen („Büchern“) komponiert. Umfangreichere Kompositionen wie die Königsbücher oder das Buch Hiob gehören erst der ausgehenden judäischen Königszeit (7./6. Jahrhundert vor Christus) oder der Perserzeit (6. bis 4. Jahrhundert vor Christus) an.

In der vorliegenden Gestalt ist das Alte Testament eine Bibliothek unterschiedlichster literarischer Gattungen. In ihm spiegeln sich fast tausend Jahre israelitisch-jüdischer Religions-, Rechts- und Glaubensgeschichte. Einigendes Band dieser Texte ist der Glaube, dass der als Schöpfer und Herr der Geschichte verehrte eine Gott dem Menschen, der seine Gebote hält, Gerechtigkeit und Leben schenkt.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) An welche Geschichten und Texte des Alten Testaments erinnern Sie sich vor allem?
2) Was ist Ihnen in diesem Buch besonders unverständlich oder anstößig?
3) Gibt es Situationen in Ihrem Leben, in denen gerade alttestamentliche Texte wichtig wurden?

Zugang zum Thema

– Film: Zyklus „Die zehn Gebote“, „Drei-Farben-Trilogie“ (Regie: Krzysztof Kieslowski, PL, 1993/1994).
– Hörbuch: Thomas Mann, Joseph und seine Brüder (gelesen von Gert Westphal)

Der **Mose** von Michelangelo, gezeichnet von Peter Anton von Verschaffelt (1710–1793).
Repro: Archiv

Beispiele für Beziehungen

Bei aller Fragwürdigkeit waren und sind solche Lektüreweisen für das Verstehen des Alten Testaments in der Kirche wichtig. Sie ermöglichten Orientierung in unterschiedlich akzentuierten Erfahrungen des Glaubens an den Gott Israels. In literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive ist dem aber eine historisch-kritische und existenzbezogene Auslegung zur Seite zu stellen. Sie betrachtet die biblischen Texte in ihren kulturellen Kontexten im Alten Orient und legt ihr das Leben deutende Potential frei. Unterstützt durch eine Zeichentheorie (Semiotik) untersucht sie Formen und Funktionen, Traditionen und Redaktionen, Wirkungen und Wirkweisen der biblischen Texte.

Auf diese Weise können beispielsweise die alttestamentlichen Schöpfungstexte im Verbund mit Schöpfungsmythen der ägyptischen und mesopotamischen Nachbarn Israels verstanden werden. Sie interpretieren das Leben als sinnvoll und zielgerichtet, als Gabe und Aufgabe. Die Erzählungen von Adam und Eva oder von Kain und Abel werden in dieser Perspektive als Urzeitmythen verstehbar. Das sind Sprachformen, die als Muster für ein allgemein menschliches Verhalten gelten können. Ihr Erzählziel ist nicht historisch, sondern beispielhaft.

Ebenso entpuppen sich die Geschichten von Abraham und Sara und ihren Nachkommen nicht als historische Erzählungen. Sie sind in der Form von Erzählungen Beispiele für menschliche Beziehungen, deren Gelingen nicht in eigener Hand liegt, sondern am Segen Gottes. Rechtstexte wie die sogenannte Talionsformel („Auge um Auge, Zahn um Zahn“, 2. Mose 21,24) erscheinen als Teil eines dem Alten Orient und den antiken Mittelmeerkulturen gemeinsamen Rechtsdenkens. Die Strafe soll nicht maßlos, sondern der Schuld angemessen sein.

Auch in religionsgeschichtlicher und theologischer Hinsicht führt eine historisch-kritische Analyse alttestamentlicher Texte zu ihrem vertieften Verstehen. Die Vielfalt der Gottesaussagen im Alten Testament kann zum Beispiel als Ergebnis der Auseinandersetzung Israels mit den Religionen seiner Vorfahren und seiner Nachbarn verstanden werden. Das erklärt, warum der Glaube an den einen Gott (Monotheismus) nicht am Anfang, sondern am Ende der israelitisch-jüdischen Religion zu stehen kommt. Auch für die Widersprüchlichkeit der Prophetenbücher gibt es eine Erklärung. Sie ist das Ergebnis einer steten Reflexion geschichtlicher Krisenerfahrungen. Sie geschieht unter der Voraussetzung, dass Gott in der Geschichte Israels und der Welt wirksam ist und ihr einen Sinn gibt.

An diesen Beispielen historisch-kritischer Auslegung der Bibel wird deutlich, dass sie das Zentrum des Alten Testaments unter den Verstehensbedingungen unserer Zeit zu erhellen vermag. Im Zentrum des Alten Testaments geht es immer darum, das Leben im Glauben an einen lebendigen Gott einzuprägen. Dieser lebendige Gott ist ein die Welt gestaltender und am Leben seiner Geschöpfe teilnehmender Gott. Zur Liebe dieses Gottes anzuleiten (5. Mose 6,4–5), ist die Intention des Alten Testaments, in welche das Christuszeugnis des Neuen Testaments einstimmt. ■

Markus Witte ist Professor für Altes Testament an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel; Offenbarung Gottes; Glauben und Wissenschaft; Neues Testament; Bibel als Gottes Wort; Gott, der Schöpfer und die Schöpfung; Handeln nach Gottes Geboten; Beten; Tod
2) Biblische Themen: Was soll die Sintflut? Betrachtung einer Darstellung der Sintflut (z.B. Kandinsky, 1912) und Lektüre von 1. Mose 6–9;
2. Mose 34,6–7; Psalm 23; Jesaja 43,1–7
3) Hat Leiden einen Sinn? Lektüre von Joseph Roth, Hiob. Roman eines einfachen Mannes, 1930, dazu
Hiob 1–2; 4–5; 8; 32–33; 38–41
4) Liebt der Gott des Alten Testaments den Krieg? Hören von Händels Oratorium „Saul“, erster Akt, und dazu
1. Samuel 17; 2. Mose 15;
5. Mose 7,1–11; Jesaja 2,1–5; Psalm 46
5) Literatur: J.-Chr. Gertz (Hrsg.), Grundinformation Altes Testament, Göttingen 2010, 4. Auflage

Neues Testament

Menschen fragen heute: Wie kann man einem Buch vertrauen, das die Geschichte Jesu gleich viermal unterschiedlich erzählt? Fesselt die Bibel das Christentum an ein überholtes Weltbild?

Von Jens Schröter

Das Neue Testament ist die grundlegende Urkunde des Christentums. In ihm finden sich Erzählungen über das Wirken und Geschick Jesu sowie Zeugnisse des Paulus und anderer Autoren der Frühzeit, auf denen die Kirche gründet. Das Neue Testament bildet auch den Zugang zum Verständnis des Alten Testaments, das sich für den christlichen Glauben im Licht des Zeugnisses von Jesus Christus erschließt.

Die Schriften des Neuen Testaments wurden etwa zwischen 50 und 125 nach Christus verfasst. Die ältesten Texte sind die zwischen 50 und 56 entstandenen Paulusbriefe, der jüngste der um 125 verfasste 2. Petrusbrief. Die Schriften gehören zu verschiedenen Gruppen und literarischen Gattungen: vier Evangelien mit der Geschichte Jesu, die Apostelgeschichte, die die Ausbreitung des Christentums von Jerusalem nach Rom erzählt, 13 Briefe unter dem Namen des Paulus, ein anonymer Brief an die Hebräer, sieben „katholische“ („allgemeine“) Briefe sowie die Offenbarung des Johannes. In der Lutherbibel ist diese Anordnung teilweise aufgelöst worden: Luther sah den Hebräer-, den Jakobus- und den Judasbrief sowie die Offenbarung des Johannes als Schriften an, die „Christum nicht treiben“, und setzte sie deshalb ans Ende. Diese Besonderheit findet sich nur in Lutherbibeln.

Die Entstehung des Neuen Testaments gehört – gemeinsam mit den frühchristlichen Bekenntnissen, etwa dem Apostolischen Glaubensbekenntnis, liturgischen Formen und Organisationsstrukturen – zu den grundlegenden Merkmalen der christlichen Kirche, die sich vom 2. bis zum 4. Jahrhundert ausbildeten. Das Neue Testament ist dabei die Sammlung derjenigen Schriften, die das verbindliche Zeugnis von Jesus und den Aposteln enthalten. Schriften, die damit nicht übereinstimmten, wurden dagegen als „häretisch“ oder „apokryph“ verworfen.

Basisinformation

Das Neue Testament enthält 27 Schriften aus der Anfangszeit des Christentums. Gleich viermal wird die Geschichte Jesu erzählt. Darüber hinaus finden sich weitere Schriften – etwa die Briefe des Paulus –, in denen das Geschehen um Jesus Christus als Heilshandeln Gottes gedeutet wird. Die Evangelien sind keine historischen Tatsachenberichte, sondern Erzählungen aus der Perspektive des Glaubens, die davon Zeugnis ablegen wollen, dass Jesus der Sohn Gottes und der Retter der Welt ist.

Die vier Evangelien sind keine Tatsachenberichte

Bereits im frühen Christentum tauchte das Problem auf, dass das Neue Testament gleich vier verschiedene Versionen der Geschichte Jesu enthält. Zudem existierten weitere Evangelien, etwa das Hebräer- oder das Petrusevangelium. Die Anerkennung von vier Evangelien setzte sich schließlich durch, weil diese in den Gemeinden in Gebrauch waren und gemeinsam als Zeugnis von Jesus Christus galten. Die vierfache Gestalt der Geschichte Jesu wurde deshalb auch als „viergestaltiges Evangelium“ bezeichnet.

Um als verbindlich anerkannt zu werden, musste eine Schrift das authentische Zeugnis von Jesus und den Aposteln enthalten, in Gemeinden anerkannt sein und mit dem Bekenntnis der Kirche übereinstimmen. Über Schriften, deren Herkunft nicht eindeutig war – etwa den Hebräerbrief –, gab es dagegen längere Zeit Diskussionen, ob sie zum Neuen Testament gehören sollten.

Die Schriften des Neuen Testaments sind in jüdischen Traditionen verwurzelt und setzen die Ausbreitung des Zeugnisses von Jesus Christus in den griechisch-römischen Raum voraus. Ihre religiöse, kulturelle und soziale Wirklichkeit ist dabei von der unsrigen zu unterscheiden. So ist etwa für das Verständnis der Wunder Jesu zu beachten, dass in der jüdischen und griechisch-römischen Antike Berichte von erstaunlichen Heilungen durch Götter oder Menschen mit göttlichen Fähigkeiten häufiger anzutreffen sind. Die Evangelien drücken mit solchen Erzählungen aus, dass Jesus die

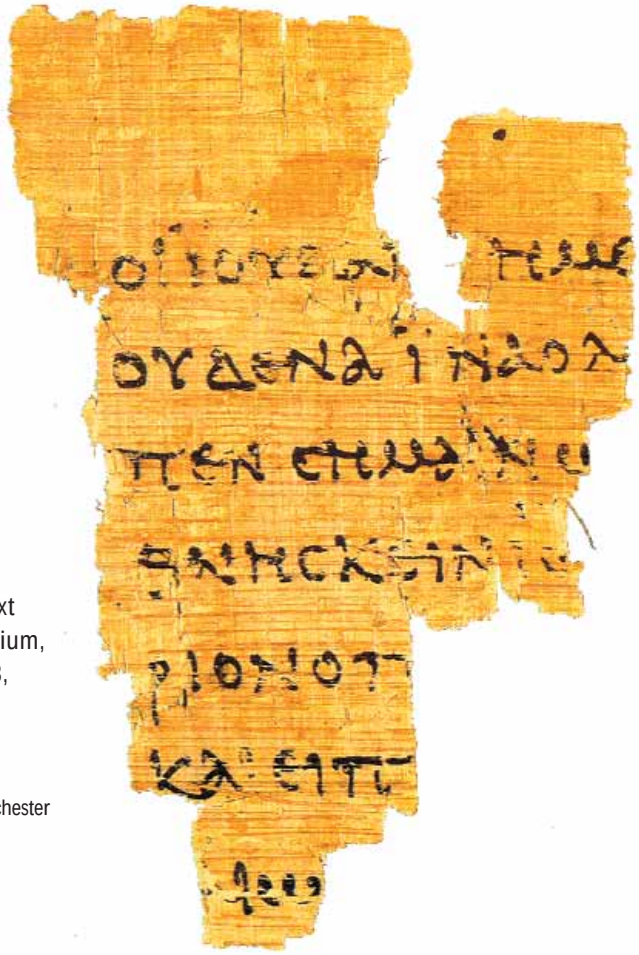
Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was bereitet Ihnen beim Lesen des Neuen Testaments die größten Schwierigkeiten?
3) Was bedeutet es, dass die Geschichte Jesu im Neuen Testament viermal auf unterschiedliche Weise erzählt wird?
3) Wie können die Erzählungen und ethischen Weisungen des Neuen Testaments Grundlage für den christlichen Glauben sein?

Zugang zum Thema

– Lesen eines Gleichnisses in zwei Versionen aus verschiedenen Evangelien
– Betrachtung eines Bildes zur Passion Jesu
– Anschauen eines Jesusfilms, etwa: „Jesus of Montreal“, oder des Musicals „Jesus Christ Superstar“. Diskussion über den Film/das Musical als künstlerische Umsetzung der Botschaft der Evangelien



Papyrusfragment mit Text aus dem Johannesevangelium, Kapitel 18, Verse 31 bis 33, geschrieben vermutlich zwischen 125 und 160 nach Christus.
Repro: John Rylands Library, Manchester

heilvolle Nähe Gottes unter den Menschen vermittelte. Die Evangelien sind einige Jahrzehnte nach dem Wirken Jesu (etwa zwischen 70 und 100) entstanden. Sie gründen auf mündlichen Überlieferungen und erzählen die Geschichte Jesu so, dass sie als Ursprung des christlichen Glaubens erkennbar wird. Nicht alles, was auf Jesus zurückgeführt wird, stammt dabei auch tatsächlich von ihm. Die Evangelien sind keine Tatsachenberichte, die historische Ereignisse exakt so wiedergeben, wie sie sich zugetragen haben. Vielmehr sind sie Deutungen von Jesu Wirken und Geschick – etwa mit Hilfe alttestamentlicher Schriftstellen oder urchristlicher Bekenntnisaussagen.

Die Theologie des Paulus war grundlegend für Luther

Dies führte zur Frage nach dem „historischen Jesus“, die die christliche Theologie seit dem 18. Jahrhundert beschäftigt. Sie unterscheidet zwischen dem Wirken Jesu einerseits und den Evangelien andererseits, die dieses Geschehen als Wirken Gottes zum Heil der Menschen darstellen. Die bereits vor den Evangelien entstandenen Paulusbriefe sind ein eindrückliches Zeugnis solcher Deutungen. Sie sind zumeist an Gemeinden gerichtet, die Paulus selbst gegründet hatte und mit denen er sich in einem lebendigen Dialog befand. Das erklärt die Situationsbezogenheit vieler Ausführungen, etwa zum Götzenopferfleisch oder zur Rolle der Frauen in der Gemeinde. Es finden sich aber auch grundsätzliche Reflexionen, etwa zur Gerechtigkeit Gottes, zur Bedeutung des Todes Jesu und zur Ethik christlicher Gemeinden. Die Theologie des Paulus ist von grundlegender Bedeutung für den christlichen Glauben und hat Martin Luther zu der Einsicht geführt, dass der Mensch allein aus dem Glauben an Jesus Christus gerecht wird.

Die Bedeutung des Paulus zeigt sich schon im Neuen Testament. Von den 13 Briefen, die seinen Namen tragen, stammen nur sieben von ihm selbst, darunter die vier sogenannten Hauptbriefe an die Römer, Galater und zwei an die Korinther. Die sechs übrigen Briefe stammen von unbekannten Autoren, die die Theologie des Paulus fortschreiben, darunter der Epheserbrief und die Briefe an Timotheus und Titus.

Bei den „katholischen“ Briefen handelt es sich um Schreiben, die den Aposteln Petrus und Johannes sowie den Brüdern Jesu, Jakobus und Judas, zugeschrieben wurden. Sie wurden als „allgemeine“ Briefe bezeichnet, weil sie in der frühen Kirche als an die gesamte Christenheit gerichtet galten.

Durch die Entstehung des neutestamentlichen Kanons haben die Schriften des Neuen Testaments ihre Bedeutung verändert: Aus Schriften, die ursprünglich in bestimmten Situationen entstanden waren, wurden für die christliche Kirche verbindliche, „kanonische“ Texte, die durch ihren Gebrauch in Gottesdienst und Liturgie, später auch durch Musik und bildende Kunst, das christliche Weltbild entscheidend prägten.

Die Reformatoren haben die Bindung des christlichen Glaubens an die biblischen Schriften in den Mittelpunkt gerückt und sie zur alleinigen Richtschnur des christlichen Glaubens erklärt. Die Interpretation dieser Texte in der jeweils aktuellen Situation ist darum eine bleibende Aufgabe christlicher Theologie und Kirche. ■

Jens Schröter ist Professor für Neues Testament an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Altes Testament; Bibel als Wort Gottes; Wunder in der Bibel; Bibel und Bekenntnis; historischer Jesus; Tod Jesu; Auferstehung Jesu; Bergpredigt; Vaterunser
2) Bibeltexte: Markus 1,1–15; Matthäus 15, 21–28; Römer 3,21–31; 1. Korinther 15,1–11
3) Verwandte Probleme: Die Bibel als grundlegende Urkunde der christlichen Kirche; historischer Jesus – Christus des Glaubens; Inspirationslehre und historische Kritik; historische Forschung und Wahrheit
4) Literatur: Stefan Alkier, Neues Testament, Tübingen 2010; Gerd Theißen; Das Neue Testament, München 2002; Karl-Wilhelm Niebuhr (Hrsg.), Grundinformation Neues Testament, Göttingen 2008, 3. Auflage; Jörg Sieger, Die Bibel – Versuch einer Einführung, www.joerg-sieger.de/einleit.htm

Die Bibel als Gottes Wort

Menschen fragen heute: Inwiefern können menschliche Gotteserfahrungen als Gottes Wort gelten? Wie geht man dann mit den Widersprüchen in der Bibel um?

Von Philipp Enger

„Allein auf Gottes Wort will ich / mein Grund und Glauben bauen ... / Auch menschlich Weisheit will ich nicht / dem göttlich Wort vergleichen, / was Gottes Wort klar spricht und richt', /dem soll auch alles weichen" (EG 195). So verdichtete Johann Walter, der „musikalische Berater" Martin Luthers, 1566 das vollkommene Vertrauen der jungen reformatorischen Kirchen auf ihre einzige Autorität – die Heilige Schrift.

Basisinformation

Gottes Wort lässt sich nicht in Sprache und Schrift allein fassen. Es ist zuerst der Mensch gewordene Gott, Jesus Christus. Dann die Erzählungen und Reflexionen von Menschen über ihre Begegnungen mit Gott, die in der Bibel zusammengestellt worden sind. Und schließlich das lebendige Wort von Verkündigung und Glaubensgespräch, in dem sich Gott vergegenwärtigt. Die Bibel ist rein menschliches Zeugnis von Gottes Wort. Das Kriterium, um Gottes Wort in der Bibel zu erkennen, lautet: „Was Christum treibet", also was Gute Botschaft, lebendig machendes Wort sein könnte.

In der Folgezeit wurde das Wort Gottes jedoch immer mehr mit der Bibel als solcher gleichgesetzt. Selbst die Buchstaben galten als von Gott „inspiriert" (eingehaucht). Die Theologen im 17. Jahrhundert stritten nur noch darum, ob der Heilige Geist bloß die menschlichen Verfasser zum Schreiben inspiriert oder ihnen direkt die Worte eingegeben habe.

Diese Gleichsetzung des Wortes Gottes mit der Bibel stößt biblisch und theologisch jedoch an Grenzen: Nur ein kleiner Teil der biblischen Texte wird ausdrücklich als Gottesrede verstanden. Weite Teile des Alten und Neuen Testaments werden als Texte von Menschen bezeichnet: die Psalmen, die Weisheitsbücher (Sprüche, Hohelied, Prediger), das Lukasevangelium sowie sämtliche Briefe.

Zwischen Lockerung und Verschärfung der Gebote

Das Neue Testament kennt nur eine Heilige Schrift: die Hebräische Bibel. Mit ihren Texten wird jedoch ziemlich unterschiedlich umgegangen. Das gilt schon für Jesus selbst. Sein Verhältnis zum Gesetz des jüdischen Volkes, der Thora, schwankt zwischen der Lockerung der Reinheitsgebote und der Verschärfung der zwischenmenschlichen Verhaltensvorschriften. Für den Apostel Paulus ist Jesus Christus das Ende oder das Ziel des Gesetzes (Römer 10, 4). Für ihn ist die Gute Botschaft das Evangelium von Jesus Christus, das in der Kraft des Geistes Gottes verkündigt wird. „Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig" (2. Korinther 3,6). Paulus teilt darum mit dem ganzen Neuen Testament die Überzeugung, dass die Hebräische Bibel ausgelegt werden muss, um von ihrem Geist berührt und verstanden zu werden (vergleiche Markus 4,13; Apostelgeschichte 8,30f.).

Menschliche Zeugen verursachten Widersprüche

Das Alte Testament bezeugt Gottes Wort als eine bewegende, wirkungsvolle Kraft durch alle menschlichen Worte hindurch (Jesaja 55,10). Das Neue Testament stimmt in dieses Zeugnis ein; allerdings so, dass Jesus Christus selbst das Wort ist, mit dem uns Gott begegnet und berührt (vergleiche Johannes 1,14). Gottes Wort spricht uns also in der Person, im Leben und Handeln Jesu Christi an.

Die biblischen Texte sind demnach nicht selbst Gottes Wort. Ihre Sprache bleibt ein menschliches Kommunikationsmittel und keine „heilige Sprache". Widersprüche und Korrekturen innerhalb der Bibel verdanken sich dieser Menschlichkeit der biblischen Zeugen. Das gilt auch für den Jahrhunderte währenden Auswahlprozess, in welchem die Schriften des Alten und des Neuen Testaments zum „Kanon", das heißt zum Maßstab der Verkündigung der Kirche, zusammengestellt wurden. Und dennoch ist all das durchdrungen und begleitet von einem wirkungsvolleren Geist als dem Menschlichen.

Ein geselliges Buch

Die Bibel erweist sich darin als Gottes Wort, dass sie Glauben anstößt, Erkenntnis auslöst, Erleuchtung entfacht. Die Bibel überzeugt nicht aufgrund ihrer äußerlichen Autorität als Gottes Machtwort, sondern durch ihre Wirksamkeit bei uns Menschen. Sie fordert nicht blinden Gehorsam. Sie bereitet vielmehr den Boden, auf dem wir Menschen uns in Freiheit glaubend und verstehend auf Gott beziehen können. Darin begegnen sich göttlicher Geist und menschlicher Geist.

Wir können das Wort Gottes also als lebendige Anrede verstehen, zu der uns die biblischen Texte hinführen. Sie tun das auf verschiedene Weise. Bei der Zusammenstellung der beiden Testamente kamen recht unterschiedliche Schriften

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Woran erkennen Sie „Gottes Wort"? Was macht es für Sie dazu?
2) Was ist für Sie in der Bibel so wertvoll wie Gottes Wort selbst?
3) Wie gehen Sie mit Bibelstellen um, die Sie empören?

Zugang zum Thema

– Kurt Marti, Das gesellige Buch, in: Die gesellige Gottheit, 2004, Seite 10–12
– Film: Stigmata, (Regie: Rupert Wainwright, USA 1999)

Manchmal keine leichte Kost: die Bibel. Foto: lügelfrei/photocase.com

mit verschiedenen Theologien nebeneinander zu stehen. Der Berner Pfarrer und Dichter Kurt Marti nennt die Bibel deshalb „das gesellige Buch“ und einen „Hundert-Stimmen-Strom“. Es führt zu Gespräch und Austausch. Es regt eigenes Denken über den Glauben an Gott an. Es provoziert sogar, weil in der Bibel auch Texte vorkommen, welche die Verblendung und die Entfremdung von Menschen gegenüber Gottes Willen spiegeln. „Texte des Terrors“ gegen andere Völker und Religionen und nicht zuletzt gegen Frauen begegnen uns auch in der Bibel. Sie rufen nach kritischer Stellungnahme vom Zentrum des biblischen Zeugnisses – dem Gott der Liebe – her.

Das Kriterium, das bei der Auffindung von Gottes Wort in der Bibel helfen soll, hat Martin Luther in seiner „Vorrede zum Neuen Testament“ 1522 folgendermaßen beschrieben: „[Darin] stimmen alle rechtschaffenen heiligen Bücher überein, dass sie allesamt Christum predigen und treiben. Auch das ist der rechte Prüfstein, alle Bücher zu beurteilen: zu sehen, ob sie Christum treiben oder nicht.“ Dabei heißt „Christum treiben“, dass die Gute Botschaft von Gottes Zuwendung zu uns Menschen das erste Wort bekommt. Wo biblische Texte zum wahren Menschsein antreiben und Veränderung zu einem Leben ermöglichen, das von Vertrauen, Liebe und Hoffnung erfüllt ist, da spricht Gottes Wort.

Das Wort spricht durch Bibel, Predigt und Menschen

Lebendig spricht dieses Wort vor allem zu uns in der Verkündigung durch andere Menschen. Das kann durch die Predigt von der Kanzel ebenso geschehen wie im persönlichen Dialog mit anderen Menschen. Es kann aber auch geschehen, wenn sich Menschen im „stillen Kämmerlein“ in den Geist der Bibel vertiefen. „Gottes Wort“ ist in vielen Gestalten lebendig. Zuerst und vor allem in der Geschichte, in welcher es sich ereignet hat. Dann im vielfältigen Zeugnis der Bibel von dieser Geschichte. Und schließlich als verkündetes Wort in Predigt, Glaubensgespräch und eigener Bibellektüre. ■

Philipp Enger ist Professor für Evangelische Religionspädagogik an der Evangelischen Hochschule Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel – Grundlage des Christentums; Altes Testament; Neues Testament, Wunder in der Bibel; Kirche als Gottes Werk und als menschliche Institution; Spiritualität
2) Bibeltexte: 2. Mose 24; 2. Könige 22–23; Nehemia 8; Psalm 19; Prediger 12,9–14; Jesaja 55,6–13; Lukas 1,1–4; Johannes 1,1–18; 2. Korinther 3,4–18
3) Verwandte Probleme: Offenbarung Gottes in Christus; Heiliger Geist; Glaube
4) Literatur: Thomas Mann, Das Gesetz, 1944/Frankfurt/Main 2003; Matthias Krieg, Besichtigt – Der Reiseführer zur Zürcher Bibel, Zürich 2006; Hubertus Halbfas, Die Bibel erschlossen und kommentiert, Düsseldorf 2001; Georg Fischer, Wege in die Bibel. Leitfaden zur Auslegung, Stuttgart 2008; Christoph Dohmen, Die Bibel und ihre Auslegung, München 2006
5) Internet: www.artbible.net; www.bibelundliteratur.de; www.wibilex.de (Wissenschaftliches Bibellexikon der Deutschen Bibelgesellschaft)

Die Wunder in der Bibel

Menschen fragen heute:
Muss man alle Wunder glauben, die in der Bibel stehen? Soll man mit solchen Wundern auch heute rechnen?

Von Susanne Ehrhardt-Rein

„Man kann nicht elektrisches Licht und Radioapparat benutzen, in Krankheitsfällen moderne medizinische und klinische Mittel in Anspruch nehmen und gleichzeitig an die Geister- und Wunderwelt des Neuen Testaments glauben." So fasste der Theologe Rudolf Bultmann (1884–1976) in der Mitte des 20. Jahrhunderts die Schwierigkeit zusammen, vor der der moderne Mensch steht, wenn er die biblischen Wundergeschichten verstehen will. Schildern die biblischen Wunderberichte historische Ereignisse oder geben sie Einbildungen wieder? Kann man diese Geschichten glauben: den Durchzug der Israeliten durch das Schilfmeer, Jonas Rettung im Bauch des Fisches, die Heilung des blinden Bartimäus oder die Sturmstillung durch Jesus am See Genezareth?

Die Frage nach der Glaubwürdigkeit biblischer Wundergeschichten stellen wir heute auf der Grundlage von modernem Geschichtsbewusstsein und naturwissenschaftlichem Weltbild. Historisch glaubwürdig ist demnach ein berichtetes Ereignis, wenn es sich mit anderen Ereignissen vergleichen lässt. Die Grenze der Vergleichbarkeit ist durch die Naturgesetze gezogen. Was nicht im Rahmen der Naturgesetze erklärt werden kann, gilt als unglaubwürdig. Als Wunder werden übernatürliche Ereignisse bezeichnet, für die es in einer lückenlos naturgesetzlich geregelten und erklärbaren Welt keinen Raum gibt.

Die biblischen Autoren erzählen ihre Geschichten vor einem anderen Hintergrund. Ihr Weltbild ist geprägt von Offenheit gegenüber über- und unterirdischen Mächten. Natürliche und geschichtliche Ereignisse sind für die Menschen der Antike nicht nur erklärbare Fakten, sondern Zeichen, die über die irdische Welt hinausweisen. Die geschaffene Welt erzählt von der Güte eines Schöpfers, der das Chaos ordnet (1. Mose 1,2–5). Krankheiten sind nicht nur körperliche Defekte, sondern zeigen, dass der Mensch auch der Macht des Todes ausgeliefert ist (Psalm 6). Die Welt der unmittelbaren Erfahrung ist umgeben von verborgenen und unverfügbaren Mächten (Römer 8,38f.).

Die Frage nach den faktischen Ereignissen hinter den erzählten Geschichten wird den biblischen Wunderberichten deshalb kaum gerecht.

Erfahrung mit Deutung des Glaubens verbunden

Die historisch-kritische Bibelwissenschaft fragt nach den Absichten der biblischen Autoren: Welche Erfahrungen der Wirklichkeit finden in den Geschichten Ausdruck? Welche Glaubenserfahrungen sollen weitergegeben werden, wie werden diese mit der Wirklichkeitserfahrung verbunden?

Die Wahrheit der biblischen Texte, besonders der Wundergeschichten, ist nicht an der Oberfläche historischer Fakten zu finden. Diese Geschichten verbinden Erfahrungen der Welt mit der Deutung des Glaubens. Bereits im ersten Schöpfungsbericht (1. Mose 1,1–2,4a) wird diese Deutung sichtbar: Die Aussage „Es war sehr gut!" bezieht sich nicht auf die alltägliche Welterfahrung der Autoren dieses Berichtes. Im babylonischen Exil im 6. Jahrhundert vor Christus erlebten sie Vertreibung und Unterdrückung. Dennoch beschrieben sie die Welt als Gottes gute, geordnete Schöpfung.

Der Glaube an Gottes Wirken weist über die historische Erfahrung hinaus und gibt der Welterfahrung Sinn und Hoffnung.

Auch die Wundergeschichten des Neuen Testaments sind weder historische Tatsachenberichte noch Erfindungen. Die literarischen Berichte der Evangelien verarbeiten Erfahrungen. Sie geben auch Hinweise auf historische Anhaltspunkte

Basisinformation

Im Alten Testament bezeugen Wundergeschichten Gottes Schöpfermacht und seine besondere Beziehung zum Volk Israel. Die bekanntesten Erzählungen sind die Erschaffung der Welt (1. Mose 1f.), die Befreiung aus der Gefangenschaft in Ägypten (Zehn Plagen, Durchzug durch das Schilfmeer, Speisung mit Manna und Wachteln; 2. Mose 7ff.); die Eroberung Jerichos (Josua 6), Jonas Rettung im Bauch des Fisches. Die Berichte über die Wunder Jesu im Neuen Testament lassen sich in fünf Typen unterteilen: Heilungen (Markus 2,1ff.); Dämonenaustreibungen (Markus 5,1ff.); Normenwunder (Einhaltung des Sabbatgebotes, Markus 3,1ff.); Rettungswunder (Matthäus, 14,22ff.) und Geschenkwunder (6,30ff.). Viele Geschichten werden mehrfach erzählt und literarisch verschieden verarbeitet.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche biblische Wundergeschichte empfinden Sie als besonders provokativ? Welche als überzeugend, tröstlich?
2) Welche persönliche Lebenserfahrung würden Sie im Nachhinein als Wunder bezeichnen? Mit welchen Bildern können Sie diese Erfahrung umschreiben? Was hat diese Erfahrung für Sie mit Gott zu tun?

Zugang zum Thema

– Lesen einer Wundergeschichte in Varianten aus verschiedenen Evangelien
– Wie kommt der Begriff „Wunder" in der Alltagssprache vor?
– Film: Lourdes (Regie: Jessica Hausner, A 2009)

Petrus und Jesus **wandelten auf dem Wasser**. Ein göttliches Wunder oder nur Einbildung? Foto: misterQM/photocase.com

ihrer Entstehung: Jesus von Nazareth hat Kranke und „Besessene“ geheilt. Im Laufe der literarischen Überlieferung dieser Heilungserfahrungen kam es zu Übersteigerungen (Johannes 11, Auferweckung des Lazarus) und zu typischen Erzählformen (ähnlicher Ablauf vieler Geschichten). Die symbolische Bedeutung der Krankheit bekommt im literarischen Zusammenhang einen höheren Stellenwert, zum Beispiel in der Darstellung einer Blindenheilung im Markusevangelium (Markus 8,22–26): Vorher werden die Jünger als blind getadelt, weil sie Jesus nicht vertrauen (Markus 8,18), nach der Heilung des Blinden weicht ihre Blindheit dem Bekenntnis zu Jesus Christus (Markus 8,29). Die Heilungsgeschichte soll das Vertrauen ihrer Leser in Jesus als Christus wecken und bestärken.

Neben den Heilungswundern und Dämonenaustreibungen werden von Jesus Natur- und Geschenkwunder berichtet, zum Beispiel der wunderbare Fischzug des Petrus (Lukas 5,1–11), die Speisung der 5 000 (Matthäus 14,13–21), Jesus wandelt über das Wasser (Matthäus 14,22–33). Diese Erzählungen sind geprägt vom Glauben der nachösterlichen Gemeinde an den auferstandenen Christus. Bedrängnis durch Verfolgung, Erfahrung von Gemeinschaft und das Festhalten an neu entstehenden Traditionen, vor allem der Mahlgemeinschaft, bestimmten ihre Lebenssituation. Diese Erfahrungen sind in den Wundergeschichten zeichenhaft verarbeitet. Besonders im Johannesevangelium sind die Wundergeschichten geheimnisvolle Zeichen, die auf die besondere Würde Jesu als Gottes Sohn hinweisen (Johannes 2,11).

Entscheidend für das Verstehen der Wundergeschichten des Neuen Testaments ist ihre Verbindung mit der zentralen Botschaft Jesu von der Nähe der Gottesherrschaft. Jesus wird nicht als mit übernatürlichen Kräften begabter Wundertäter dargestellt. Er handelt nicht aus eigener Kraft, sondern Gott handelt durch ihn (vergleiche Johannes 9,3).

Vertrauen, nicht Wissen, begründet den Glauben

Den Wundergeschichten der Bibel glauben heißt nicht, sie für historische Fakten zu halten. Im Neuen Testament bringen sie zum Ausdruck, was Jesus den ersten Christinnen und Christen bedeutete: Er brachte Gottes Nähe durch seine Person in die Welt. Diese Nähe Gottes war nicht nur eine Idee, sondern wurde leibhaftig spürbar. Jesus überwand Krankheit, Ausgrenzung, Angst, Hunger und Tod. Er stellte die Menschen, die er heilte und denen er nahekam, in eine lebendige Beziehung zu Gott und zu ihren Mitmenschen.

Der Glaube an Jesus Christus ist Ausdruck dieser lebendigen Beziehung. Nicht Tatsachenwissen, sondern Vertrauen in Gottes Wirken durch Jesus Christus begründet diesen Glauben. Dieses Vertrauen kann von Zweifel angefragt werden: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“, ruft der Vater des kranken Kindes in einer Heilungsgeschichte (Markus 9,14–29).

Die Wundergeschichten der Bibel sind eine Provokation für Vernunft und Glauben. Sie reden in bildhafter Sprache (Metaphern) von Gottes Handeln in der Welt. Sie weisen hin auf Gott als Grund der Wirklichkeit und halten die Frage nach Gott offen. Sie erzählen von neuem Leben, das es in der Welt und unter ihren Bedingungen nicht gibt, es sei denn, Gott schenkt solches Leben. Sie sind Ausdruck der Hoffnung auf Gottes Reich, das in die Welt hineinwirkt. In diesem Sinn „rechnet“ der christliche Glaube auch heute mit Gottes Nähe und seinem unverfügbaren Wirken. ■

Susanne Ehrhardt-Rein ist Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland und Studienleiterin beim kirchlichen Fernunterricht (KFU).

Zur Weiterarbeit

1. Verwandte Themen des Kurses: Bibel; Glauben und Wissenschaft; Altes Testament; Neues Testament; Bibel als Gottes Wort; Gott, der Schöpfer und die Schöpfung; der historische Jesus
2. Biblische Themen: Zugang zu Wundergeschichten über textanalytische Fragen: Wer tut was, welche Situation wird literarisch geschildert, an welchem Ort, zu welcher Zeit findet das Erzählte statt? Lektüre biblischer Wundergeschichten in ihrem literarischen Zusammenhang – welche Geschichten werden davor und danach erzählt?
3. Literatur: W. H. Ritter/M. Albrecht (Hrsg.), Zeichen und Wunder, Göttingen 2007; F. Steffensky, Zeichen und Zeichenlosigkeit, in: Der Schatz im Acker. Gespräche mit der Bibel, Stuttgart 2010

Bibel und Bekenntnis

Menschen fragen heute: Wie entstehen überhaupt Bekenntnisse?
Muss man, um Christ zu sein, den Bekenntnissen der Kirche zustimmen?

Von Christoph Markschies

Jeden Sonntag heißt es nach dem Evangelium im Gottesdienst: „Wir bekennen nun unseren Glauben mit den Worten unserer Mütter und Väter." Dann spricht die ganze Gemeinde ein Bekenntnis, das auf einen Text zurückgeht, den die stadtrömische Gemeinde Mitte des vierten Jahrhunderts zum Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens verwendet hat. Bald führte man es auf die Apostel zurück. Deswegen wird das Bekenntnis auch „Apostolikum" genannt (Evangelisches Gesangbuch Nr. 804). Zwischen der apostolischen Zeit und dem Text liegen allerdings drei Jahrhunderte, in denen die Christen ihren Glauben in Formulierungen bekannten, die im Wortlaut frei waren, aber in der Sache von den Bekenntnisformulierungen der biblischen Texte ausgingen.

Basisinformation

Das christliche Bekenntnis ist als lebendiges Bekennen die Antwort des Glaubens auf die Verkündigung. Am Anfang der Ausbildung von Glaubensbekenntnissen stehen bekenntnisartige Formeln in den biblischen Texten (zum Beispiel „Du bist mein Gott", Psalm 31,15; „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein", 5. Mose 6,4). Am Beginn der christlichen Bekenntnisbildung steht die Aussage: „Gott hat Jesus von den Toten auferweckt" (Römer 10,9). In den ersten vier Jahrhunderten der Kirchengeschichte formulierte man seinen Glauben relativ frei. Erst in den schweren theologischen Auseinandersetzungen über die Dreieinigkeit Gottes im vierten Jahrhundert bildete sich die Praxis heraus, im Wortlaut feste Formeln aufzustellen. Bis heute verwenden wir im Gottesdienst ein von der stadtrömischen Gemeinde in dieser Zeit gebrauchtes Glaubensbekenntnis (das „apostolische Glaubensbekenntnis" oder „Apostolikum"). Die Bekenntnisse der Reformation bilden in leicht unterschiedlicher Auswahl gemeinsam mit den wichtigsten antiken Bekenntnissen und der „Barmer Theologischen Erklärung" von 1934 die Bekenntnisgrundlage der meisten evangelischen Kirchen in Deutschland.

Bekenntnisse gehen auf die Bibel zurück

Schon im Alten Testament dankt das Gottesvolk gemeinschaftlich für erfahrene Hilfe. Man fordert sich gegenseitig dazu auf, Gott als alleinigen Retter anzuerkennen: „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein" (5. Mose 6,4). Das Neue Testament ergänzt dieses Bekenntnis zum Gott Israels durch das Bekenntnis zu seinem Sohn Jesus Christus, den Gott von den Toten auferweckt hat. Paulus schreibt, dass die, die mit dem Munde bekennen, dass Jesus der Herr ist, und mit dem Herzen glauben, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, gerettet werden (Römer 10,9).

In den folgenden drei Jahrhunderten werden diese Grundaussagen ergänzt durch einen knappen Abriss der Dimensionen des Lebens Jesu, die das Heil der Menschen betreffen: seine Geburt, sein Leiden und Sterben und seine endgültige Wiederkunft am Ende aller Tage. Bald kommt auch ein dritter Abschnitt über die Kirche in solche freien Formulierungen. Die Kirche wird darin als der Ort bekannt, an dem der Heilige Geist überall ein und dasselbe Bekenntnis wirkt. Das römische Glaubensbekenntnis steht inhaltlich wie sprachlich in der Tradition dieser dreiteiligen freien Formeln.

Im vierten Jahrhundert wurde das Christentum zuerst zu der staatlich privilegierten und dann zur Staatsreligion des römischen Reiches. Schon vorher vorhandene theologische Konflikte in der Kirche mussten nun im Interesse eines einheitlichen Reichsbekenntnisses gemeinsam gelöst werden. Daher wurde auch der Wortlaut der Bekenntnisse wichtig. Einzelne Gemeinden und kirchliche Versammlungen, Synoden und Konzilien nahmen Stellung zu den aktuellen Auseinandersetzungen. Sie ergänzten die allgemeinen Glaubensaussagen durch pointierte Stellungnahmen zu den Konflikten. Aus diesen Zusammenhängen stammt das zweite altkirchliche Bekenntnis, das wir an hohen Festtagen im Gottesdienst miteinander sprechen. Da es auf den Reichssynoden von Nizäa und Konstantinopel formuliert wurde, nennt man es das „Nicaeno-Constantinopolitanum" (EG 805).

Den Glauben formulieren in Auseinandersetzungen

Weil man sich im vierten Jahrhundert vor allem darüber stritt, was Gottes Dreieinigkeit bedeutet, beschreibt das Bekenntnis, wie sich Jesus von Nazareth als Sohn Gottes zum Vater verhält und was er für unser Heil bedeutet. Am Menschen Jesus von Nazareth, seinem Leben in Galiläa und seinen Worten wie Taten ist der Text kaum interessiert.

Auch in den schweren theologischen Auseinandersetzungen des sechzehnten Jahrhunderts bekannten kirchliche Gruppen ihren Glauben wieder in festen Bekenntnisformulierungen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was empfinden Sie, wenn Sie Sonntag für Sonntag ein Bekenntnis sprechen, das im Kern aus der Antike stammt?
2) Welche Gottes- beziehungsweise Jesusbilder der Bibel fehlen im Glaubensbekenntnis?
3) Was sollte die Kirche heute noch gemeinsam bekennen?

Das Konfessionsbild von Kasendorf (1602) stellt die Übergabe der Bekenntnisschriften an **Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1530** dar sowie die Sakramente und gottesdienstlichen Handlungen der lutherischen Kirche. Foto: Schmudlach

Die unterschiedlichen Reformationskirchen haben eine Fülle solcher Texte hinterlassen. Am bekanntesten ist das Bekenntnis evangelischer Reichsstände vor dem Reichstag zu Augsburg 1530 (EG Nr. 808). In ihm sind einerseits die Gemeinsamkeiten in der einen Kirche Jesu Christi formuliert. Andererseits wird zum Ausdruck gebracht, welche Missstände in der römisch-katholischen Kirche die von Martin Luther geprägte Reformation überwinden wollte.

Die altkirchlichen und reformatorischen Bekenntnisse bilden – teilweise in unterschiedlicher Auswahl – die Bekenntnisgrundlage der meisten evangelischen Kirchen in Deutschland. „Bekenntnisgrundlage“ bedeutet: Alle Pfarrerinnen und Pfarrer, die zum Dienst in Gemeinden ordiniert werden, verpflichten sich, die Bibel in Übereinstimmung mit diesen Bekenntnissen auszulegen. Synoden orientieren sich bei ihrem Nachdenken an diesen Texten.

Als nach 1933 erneut heftig über den Weg der Kirche angesichts der Ansprüche eines totalitären Staates gestritten wurde, kam es zu einer Wiederbelebung der Praxis, den Glauben in Situationen seiner Bedrohung zu bekennen. 1934 entstand auf der Barmer Bekenntnissynode ein zunächst vorsichtig als „Theologische Erklärung“ bezeichnetes Bekenntnis, das inzwischen die meisten evangelischen Kirchen ebenfalls zu ihrer Bekenntnisgrundlage zählen (EG Nr. 810).

Es bekennt sich zu Wahrheiten des christlichen Glaubens, die auch unter den Bedingungen der Neuzeit unverzichtbar sind. Insbesondere hebt es hervor, dass Gott in Jesus Christus unzweideutig zu den Menschen redet und sie deshalb nicht willkürlich andere Einsichten, Ereignisse und Mächte als Gottesoffenbarung ausgeben müssen. Es weist von daher die Irrtümer einer Theologie ab, die sich auf Details der nationalsozialistischen Ideologie wie das Führerprinzip eingelassen hat.

Bekenntnisse anhand der Bibel überprüfen

Bekenntnisse sind kein „Glaubensstandmesser“ für Christenmenschen, der zeigt, ob man schon genügend glaubt. Sie sind vielmehr in einer bestimmten historischen Situation entstandene Versuche, den christlichen Glauben angesichts sehr bestimmter Herausforderungen zusammenfassend auszusprechen. Sie sind daher nach evangelischem Verständnis immer an den biblischen Texten daraufhin zu prüfen, ob in ihnen das biblische Zeugnis sachgerecht und heute noch verständlich ausgedrückt wird. Insbesondere die antiken Bekenntnisformulierungen über das Verhältnis von Vater und Sohn setzen beispielsweise eine Rahmentheorie aus der antiken Philosophie voraus, die erst einmal verstanden sein will und längst nicht mehr von allen zeitgenössischen Philosophen geteilt wird.

Auf der anderen Seite bewahren solche hochreflektierten Formulierungen vergangener Generationen über Jesus Christus aber auch vor einer naiven Bibellektüre, bei der Unkenntnis mit Authentizität eigener Lektüreeindrücke verwechselt wird. Werden Bekenntnisse so gelesen, kann man ihnen die Glaubenserfahrungen vergangener Jahrhunderte entnehmen und sie als Hilfe für das Verständnis der Bibel wie das eigene Nachdenken über den Glauben nutzen. Sklavisch folgen sollte man ihnen also nicht, sondern sie kreativ nutzen. Und sich, wenn sie sonntags im Gottesdienst gesprochen werden, als Teil einer weltweiten Gemeinschaft fühlen, die alle Zeiten überdauert und deswegen auch in schwierigen Situationen trägt. ■

Christoph Markschies ist Professor für Kirchengeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und Vorsitzender der Theologischen Kammer der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel – Grundlage des Christentums; Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott“; dreieiniger Gott; Auferstehung der Toten
2) Bibeltexte: Psalm 31,15; 143,10; 5. Mose 6,4; Römer 10,9; 1. Korinther 15,1–11
3) Versuch der Formulierung eines Bekenntnisses für unsere Zeit
4) Literatur: Rudolf Mau (Hrsg.), Evangelische Bekenntnisse. Bekenntnisschriften der Reformation und neuere Theologische Erklärungen, 2 Bände, Bielefeld 1997; Horst Pöhlmann (Hrsg.), Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Gütersloh 2004, 7. Auflage

Die Erkenntnis Gottes als Schöpfer

Menschen fragen heute: Widerspricht die naturwissenschaftliche Erklärung der Weltentstehung dem christlichen Schöpfungsglauben? Sind die biblischen Berichte von der Erschaffung der Welt schlichtweg falsch?

Von Wolfgang Huber

Als Taufgeschenk bekam Mathilda eine Arche Noah. Von den Eltern stammte die Arche, von den Paten und Gästen kamen die Tiere. Menschen dagegen wurden nicht geschenkt. Wenn Mathilda die Geschichte von Noahs Arche erzählt bekommt, wird sie sich mit ihren Eltern selbst in der Rolle von Noahs Familie sehen. So wird sie hineingenommen in das Geschehen der Bewahrung, von der die Sintflut-Geschichte berichtet. Die wichtigste Frage wird nicht sein, ob sich das alles genau so abgespielt hat. Die wichtigste Frage ist, worauf sie vertraut.

Die Erzählungen der biblischen Urgeschichte (1. Mose 1–11) sind nicht darauf angelegt, protokollartig ein historisches Geschehen abzubilden; vielmehr thematisieren sie grundlegende Konstellationen der menschlichen Existenz. Die Erzählungen über die Schöpfung stehen deshalb am Anfang, weil sie von grundlegender Bedeutung für das Verstehen der Welt und des Lebens sind.

Vergleichbar wichtige Fragen kommen im Anschluss daran zur Sprache: warum das Böse in die Welt kam, warum Menschen mit Gewalt aufeinander losgehen, warum die Menschenwelt trotz ihrer Bosheit gerettet wird und warum es so viel Missverstehen unter den Menschen gibt. Doch all diesen Fragen, die es mit menschlichen Irrwegen zu tun haben, wird vorangestellt, was gut ist: Gottes Schöpfung.

Am Anfang steht, was gut ist

Die erste Schöpfungserzählung (1. Mose 1,1–2,4a) hat große Ähnlichkeit mit babylonischen Weltentstehungsmythen ihrer Zeit. Wie diese konfrontiert sie uns mit dem Bild eines Himmelsozeans, dessen Wasser wie eine Sintflut auf die Erde stürzen könnten, wenn sie nicht durch das Firmament, das feste Himmelsgewölbe, daran gehindert werden. Doch anders als diese Mythen lässt sie die Welt nicht aus einem Kampf rivalisierender Götter hervorgehen, sondern aus der souveränen Schöpfertat des einen Gottes. Der biblische Text versteht die Gestirne nicht als Gottheiten, sondern als von Gott geschaffene Himmelslichter. In den Menschen sieht er nicht Diener der Götter, sondern Gottes Ebenbilder. Die Welt betrachtet er nicht als Chaos, sondern als eine von Gott diesem Chaos abgerungene Ordnung.

Die zweite Erzählung (1. Mose 2,4b–25) rückt die Menschen noch stärker ins Zentrum. Nicht wie das erste Menschenpaar geschaffen wurde, sondern als was es geschaffen ist, steht dabei im Vordergrund. Mann und Frau werden einander zum Gegenüber geschaffen, so wie sie miteinander Gott gegenüber stehen. Sie werden einander zu Gehilfen bestimmt, weil das Leben nur gemeinsam gelingen kann. Die Erschaffung des ersten Menschenpaars mündet in den Auftrag, die Erde zu bebauen und zu bewahren.

Es handelt sich um Erzählungen aus einer vorwissenschaftlichen Zeit. Ihre Verfasser konnten den Sinn der Schöpfung und die Entstehung der Welt noch unbefangen in eins setzen. Heute können wir beides voneinander unterscheiden; wir müssen das auch tun. Die Entstehung der Welt und des Lebens wird naturwissenschaftlich erforscht; der Sinn der Schöpfung und die Bestimmung des Menschen werden dadurch jedoch nicht erschlossen. Dafür bleibt der biblische Schöpfungsgedanke auch weiterhin unentbehrlich. Drei Elemente bilden seinen Kern: die Überlegenheit des Schöpfers, die Würde des Menschen und die Einheit der Schöpfung.

Moderne Wissenschaft beruht auf Naturgesetzen

Die moderne Wissenschaft sucht die Natur gemäß den Naturgesetzen zu erklären. Sie erkennt in der Natur ein komplexes Geflecht von Vorgängen, die alle durch das Gesetz von Ursache und

Basisinformation

Die beiden Schöpfungserzählungen am Beginn der Bibel gehen auf zwei wichtige Quellen der fünf Bücher Mose zurück. Die jüngere dieser beiden Erzählungen, die aus der „Priesterschrift“ stammt, gliedert das Schöpfungswerk Gottes in Entsprechung zu den sieben Tagen der Woche (1. Mose 1,1–2,4a). Die ältere, die auf den sogenannten Jahwisten zurückgeht, ist auf die Erschaffung des ersten Menschenpaares konzentriert (1. Mose 2,4b–25). Schon die Unterschiedlichkeit dieser beiden Erzählungen zeigt, dass man ihre Vorstellungswelt nicht mit modernen Naturwissenschaften verwechseln darf; es geht vielmehr um das Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer, das im Alten wie im Neuen Testament auch in der Form des Schöpferlobs zum Ausdruck kommt (vergleiche Psalm 8; Kolosser 1,15–18).

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche der beiden biblischen Schöpfungserzählungen spricht Sie unmittelbarer an?
2) Auf welche Fragen antworten Weltentstehungstheorien, für die sich in den biblischen Erzählungen keine Antworten finden – und umgekehrt?
3) Worin besteht die Bestimmung des Menschen nach den beiden Schöpfungserzählungen?
4) Widerlegt die Evolutionstheorie den Schöpfungsglauben?

Wie ist die Welt entstanden? Darauf gibt die Bibel eigene Antworten.
Foto: NickNick/photocase.com

Wirkung, also durch das Gesetz der Kausalität, miteinander verbunden sind.

Doch die Kausalprozesse, die in der Natur aufeinander einwirken, sind so vielfältig, dass Naturwissenschaftler zwar rückblickend erklären können, warum es zu dieser und nicht zu einer anderen Welt kam; sie können jedoch nicht voraussagen, wie es mit der Welt weitergehen wird.

Ebenso können sie mit den Mitteln der Evolutionstheorie rückblickend erklären, wie es zur Entstehung von Lebewesen kam und wie in der langen Kette der Lebewesen schließlich der Mensch entstand; sie können jedoch nicht definitiv voraussagen, wie sich das Leben weiter entwickeln wird. Naturwissenschaft und Glaube ergänzen einander. Sie eröffnen einen unterschiedlichen Blick auf die Wirklichkeit, in der wir leben: den Blick des Staunens und des Forschens, der Dankbarkeit und der Gesetzmäßigkeit, der Offenheit und des Festgelegtseins.

Die Bibel erzählt keine Weltentstehungstheorie

Freilich ist es nicht leicht, solche unterschiedlichen Sichtweisen zu respektieren. Deshalb wird immer wieder behauptet, die Naturwissenschaft habe den Schöpfungsglauben widerlegt. Doch der Schöpfungsglaube ist keine Weltentstehungstheorie im Sinn der modernen Naturwissenschaft; er konkurriert auch nicht mit neuen wissenschaftlichen Theorien über die Entstehung des Lebens. Er beschreibt den guten Sinn, der sich mit der Schöpfung im Ganzen wie mit jedem ihrer Teile verbindet.

Der Konflikt zwischen Glaube und Naturwissenschaft wird aber auch von der Seite des Glaubens angeheizt. Denn nicht nur Naturwissenschaftler verstehen die biblischen Schöpfungserzählungen als Weltentstehungstheorien. Auch von Glaubenden wird eine solche Fehldeutung vertreten. Der Schöpfungsglaube wird dann zu einer Weltanschauung, „Kreationismus“ genannt. Mit dieser Weltanschauung möchten die Vertreter eines religiösen Fundamentalismus die Evolutionstheorie aus dem Feld schlagen. Doch eine wissenschaftliche Theorie lässt sich nur durch bessere Wissenschaft überwinden, nicht durch eine religiöse Weltanschauung. Wird der christliche Glaube als religiöse Weltanschauung mit Welterklärungsanspruch ausgegeben, so ist er damit missverstanden.

Diese Debatte ist unfruchtbar. Sehr fruchtbar ist es dagegen, beides ernst zu nehmen: die Einsichten der modernen Wissenschaft mitsamt den offenen Fragen, die sich aus ihnen ergeben, aber ebenso das Schöpfungsvertrauen, aus dem wir leben und handeln können. ■

Wolfgang Huber ist Professor für Systematische Theologie. Er war bis November 2009 Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) und von November 2003 bis Oktober 2009 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Altes Testament; Bibel als Wort Gottes; Mensch als Gottes Geschöpf; ... und er schuf sie als Mann und als Frau; Grenzen der Schöpfung.
2) Bibeltexte: 1. Mose 1–11; Psalm 8; Offenbarung 21,1–5
3) Literatur: Weltentstehung, Evolutionstheorie und Schöpfungsglaube in der Schule. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, EKD-Texte 94, Hannover 2008, (www.ekd.de/download/ekd_texte_94.pdf); Heinrich Bedford-Strohm, Schöpfung, Göttingen 2001; Bill Bryson, Eine kurze Geschichte von fast allem, München 2005; Hans Küng, Der Anfang aller Dinge. Naturwissenschaft und Religion, München 2005; Wolfgang Huber, Der christliche Glaube. Eine evangelische Orientierung, Gütersloh 2008; Wolfgang Huber, Darauf vertraue ich. Grundworte des christlichen Glaubens, Freiburg 2011

Der Mensch als Gottes Geschöpf

Menschen fragen heute: Sind wir ein Zufallsprodukt der Evolution?
Ist es nicht eine religiöse Anmaßung, Menschen als Geschöpfe Gottes und seine „Ebenbilder“ zu verstehen?

Von Herbert A. Gornik

Geschöpf Gottes hin oder her. Der Blick in den Spiegel zeigt: Wir sind alles andere als göttlich. Das ist unsere Selbstwahrnehmung. Der Blick in die Augen eines geliebten Menschen – als Spiegel verstanden – zeigt: Wir sind schön, begehrenswert, geachtet. Das macht die Fremdwahrnehmung unserer Person. Liebe macht schön, wertvoll und würdig. Der Blick in die Augen Gottes zeigt: Wir sind unverlierbar schön, geliebt, würdig und wertvoll. Damit wird die Fremdwahrnehmung zur Selbstwahrnehmung. Die große Würde des Menschen beruht nach christlich-jüdischem Verständnis auf der Würde seines Schöpfers, der ihn nach seinem Bild erschaffen hat.

„Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Der Artikel 1 unseres Grundgesetzes hat jüdisch-christliche Wurzeln in der Schöpfungstheologie. Leider war und ist das kein direkter Weg. Denn die universalen Menschenrechte und ihre Gültigkeitsbereiche mussten allzu oft gegen den Widerstand der Kirchen erkämpft werden. Vor Gott sind alle Menschen gleich ist auch in der Kirchengeschichte verschieden interpretiert werden, meist im Sinne weltlicher Unterdrückung der einen durch die anderen. Vor Gott zwar gleich, aber hier auf Erden hatten Frauen zu gehorchen, Sklaven zu dienen und Farbige waren nicht so viel wert wie Weiße. Sie alle konnten für ihre Last auf Erden – verglichen mit der Lust der Reichen – gut vertröstet werden: Im Himmel wird’s Euch gut ergehen. Paulus — „Es wird nicht Mann noch Frau, Herr noch Sklave sein“ — folgerte aus seinen Sätzen weder die Abschaffung der Sklaverei noch die Emanzipation der weithin rechtlosen Frauen.

Basisinformation

Dass wir Menschen Geschöpfe Gottes sind, ist keine naturwissenschaftliche Einsicht. Sie verdankt sich der Begegnung mit Gott in unserem Leben. Im Christentum steht für diese Begegnung der Name Jesus Christus. Er schafft die Gewissheit: Wir sind kein Zufall. Wir verdanken uns dem schöpferischen Willen Gottes. Das bedeutet nicht nur: Unser Leben ist ein Geschenk, das niemand antasten darf. Es besagt auch: Unser Dasein hat einen Sinn und unser Leben eine Aufgabe. Der erste Schöpfungsbericht der Bibel bringt das mit den Worten zum Ausdruck: Menschen sind als Mann und Frau zu „Gottes Ebenbild“ geschaffen (1. Mose 1,27). Damit ist nicht gemeint, wir seien „göttlich“, ewig und allmächtig wie Gott selbst. Die Bibel nimmt die Hinfälligkeit und Begrenztheit von uns Wesen „aus Staub“ (Psalm 103,14) ganz ernst. Gerade als solche, die „von Erde genommen“ sind und wieder „zur Erde werden“ (1. Mose 3,19), sind wir „Ebenbild“ Gottes. Wir sind gewürdigt, mit unseren menschlichen Möglichkeiten Partnerinnen und Partner Gottes in der Verantwortung für seine Schöpfung und damit für die Menschenwelt zu sein.

Ursachen und Gründe

Auf die Frage, woher wir und alles auf der Welt kommen und wie wir und alles auf der Welt funktionieren, auf die Frage also, was die Welt zusammenhält, gibt es zwei Antworten. Eine nennt die Ursachen und eine nennt den Grund. Die Frage nach den Ursachen beantworten die Evolutionstheorien und Naturgesetze; über den Grund gibt die Bibel Auskunft, zum Beispiel in den Schöpfungsberichten. Die Naturgesetze gelten allerdings nur hier, innerweltlich und im Innern des Universums. Gott konkurriert nicht mit Darwin, Dawkins und Dolly-Klon-Schaf. Gott darf man niemals als „Ursache“ der Welt bezeichnen – dann wäre er eine Konkurrenz zur Evolution –, sondern er ist der Grund der Welt.

Deshalb hat auch die lateinische Übersetzung von 1. Mose 1 und Johannes 1 für das Wort „Anfang“ nicht das Wort „initium“, im Sinne eines chronologischen Beginns, sondern das Wort „principium“ gewählt, im Sinne einer ursächlichen Begründung. Gott ist der Grund der Welt, er begründet unsere Wirklichkeit, er schuf die Welt im Prinzip, er schuf das „Prinzip Welt“: Mit seinen Sinnen und in seinem Sinne sollen wir die Welt und uns erleben. Das bedeutet, Gott als Schöpfer zu ehren.

Wir Menschen sind in diesem Verständnis ein Produkt der Evolution, aber keineswegs zufällig sondern notwendig, weil Gott uns will und immer schon wollte, so wie wir geworden sind, ausgestattet mit der Lizenz zur Freiheit, aber auch mit der zu ihrem Missbrauch.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was bedeutet für Sie „erschaffen“: begabt, herausgehoben, bestimmt, gerufen?
2) Ehrt, ärgert, beflügelt, lähmt es Sie, wenn Sie „Ebenbild Gottes“ genannt werden?
3) Was ist Ihnen sympathischer: „menschlicher Gott“ oder „göttlicher Mensch“?

Zugang zum Thema

– Filme: Schindlers Liste, (Regie: Steven Spielberg, USA 1993); Das Leben der Anderen, (Regie: Florian Henckel von Donnersmarck, D 2006)
– Bilderbuch: Bart Moeyaert/ Wolf Erlbruch, Am Anfang, Wuppertal 2003

Was sagt mir der **Blick in den Spiegel**? Foto: Flügelwesen/photocase.com

Das Verstehensmodell eines Gottes, der den Menschen und die Tiere und die ganze Natur modelliert, ist also alt, aber in der Substanz nicht überholt. Das verwendete Bild des Schöpfers ist zeitgebunden, die Idee eines geschenkten, verdankten und geliehenen Lebens hoch aktuell. Wir haben die Schöpfung nicht gekauft, sondern nur zum Gebrauch geliehen bekommen. Gott schuf Menschen verschieden, aber vor ihm sind sie alle gleich und in der Welt müssen sie zur ganzen Fülle eines menschlichen Lebens befähigt werden. Allen steht die gleiche Teilhabe an Gottes Schöpfung frei.

Ehrfurcht vor dem Leben, das leben will

„Ich habe Dich nach meinem Bild geschaffen“, heißt auch: Ich, der lebendige Gott, habe Dich nach dem Leben geschaffen. Albert Schweitzer hat diese große Einsicht auf uns angewendet: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Daraus folgert Schweitzer die „Ehrfurcht vor dem Leben“, vor allem Lebendigen also.

Denn Gott, als Grund der Welt verstanden, stattet alles Lebendige mit Wert und Würde aus. Auch die Tiere, deren Menschenwürde durch Massentier-Haltung, -Transport und unwürdige Schlachtverfahren tagtäglich verletzt wird. Schöpfungstheologie ist zwar nicht zwangsläufig aber wohl tendenziell vegetarisch. Das ist Lichtjahre entfernt von einem die Bibel wörtlich verstehenden Kreationismus, der „nicht zwischen dem eigentlichen Anliegen der Schöpfungsberichte und den zeitgemäßen Ausdrucksmitteln unterscheidet“ (Günter Altner).

Gott denkt vom Menschen groß

Schlussfolgerungen aus der Gottesebenbildlichkeit: Der große Gott denkt vom kleinen Menschen groß (nach Wilfried Härle). Weil der direkte Blick auf Gott uns Menschen verwehrt ist, können wir auf die sichtbare Seite Gottes, den Menschen Jesus von Nazareth, blicken. Jesus Christus, ein Mensch wie wir, ist Gottes Ebenbild, und wir sollen Christus gleich werden. Das bedeutet Nachfolge.

„Wir sind nach Gottes Bild erschaffen“, heißt: Wir haben Teil am göttlichen Wesen, deshalb können wir Gott und damit auch uns selbst erkennen. „Nach seinem Bildnis“ sind nicht nur Könige geformt, sondern alle Menschen. Der Einzelne wird aufgewertet. Das Priestertum aller Gläubigen findet seine Idee in der Gottesebenbildlichkeit aller Gläubigen. Wer nach Gottes Bild erschaffen ist, hat die Möglichkeit, Gottes hervorstechendste Eigenschaft zu praktizieren: Er kann gerecht sein.

Die Ethik des „als ob“

Weil er die Wahl zum Guten hatte, sich aber für den Mord entschied, darf keinem ein Rest Würde abgesprochen werden. Die Würde eines Menschen heißt dann: Er ist zur Strafe fähig. Aber was ist mit dem (geistig) unzurechnungsfähigen Menschen? Seine Würde entwickelt sich in unserem Umgang mit ihm. Wir verabscheuen gänzlich die Tat des Mörders, aber nicht ganz ihn. Wir schützen den Unzurechnungsfähigen vor seinen Taten und deren Auswirkungen auf uns, wir ächten gänzlich seine Taten, aber wir ächten nicht gänzlich ihn, selbst wenn seinerseits keine Besserung oder Einsicht denkbar ist.

Was aber bedeutet „gänzlich/ganz“ und deren Gegenteil? Wenn jeder Mensch die Würde von Gott dem Schöpfer erhalten hat, muss jedem Menschen unabhängig von seinem Tun ein Rest an Freiheit in der Unfreiheit (zum Beispiel Gefängnis; Psychiatrie) eingeräumt werden. Und seine würdelose Tat darf nicht unsererseits würdelose Taten provozieren.

Aber wie weit taugt hier der Begriff der Würde? Würdevoll meint, sich zu verteidigen, um sich zu schützen, ohne Rachegefühle, ohne Lust am Leid des Gegners oder Freude über seinen Tod. Freuen können sich Christen über ein Ende der Bedrohung, aber nicht über das Ende des Bedrohers. Welche Würde hat ein rassistischer Massenmörder? So schwer das ist: Wir Christen müssen einen würdelosen oder sich würdelos verhaltenden oder andere entwürdigenden Menschen behandeln, als ob er noch einen Rest Würde hätte oder wieder erhalten könnte. Dieses „als ob“ ist ein wichtiger Aspekt der christlichen Ethik und der Theologie. ■

Herbert A. Gornik (1947 bis 2013) war Theologe und Journalist.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Sünde; Sinn des Lebens; Geschöpfsein als Auftrag; Bergpredigt; christliche Ethik
2) Bibeltexte: 1. Mose 1,27; 2. Mose 2,4; Psalm 8; Micha 6,8; Hiob 7,17; Galather 3,28f; Römer 8,29; Johannes 1,1–4
3) Literatur: Günter Altner, Charles Darwin und die Dynamik der Schöpfung, Gütersloh 2002; Franz Gruber, Im Haus des Lebens. Eine Theologie der Schöpfung, Regensburg 2001; Wilfried Härle, Würde. Groß vom Menschen denken, München 2010

Und er schuf sie als Mann und Frau

Menschen fragen heute: Ist die Frau in der Bibel und in der kirchlichen Tradition abgewertet worden? Wo ist in der Bibel von Gleichberechtigung die Rede?

Von Ulrike Auga

Menschsein heißt: auf andere Menschen bezogen zu sein. Wir teilen mit ihnen alle Merkmale des Menschseins. Und doch sind sie unverwechselbar anders. Sie haben ihre eigene Würde und ihr eigenes Geheimnis. Sie sind beschenkt mit besonderen Fähigkeiten und Begabungen. Mit ihnen zusammen sein, bedeutet darum: von ihnen bereichert zu werden und selber an der Förderung ihrer menschlichen Möglichkeiten interessiert zu sein.

Das Gegenüber von Mann und Frau wie jede ernsthafte Partnerschaft ist ein Aufruf zu solcher Menschlichkeit. Der biblische Schöpfungsmythos hebt das nachdrücklich hervor. Im Gegenüber gleich menschlicher und doch ganz verschiedener Menschen sind wir Gottes Ebenbild. Wie Gott sich uns zuwendet, so sind wir aufgerufen, in gegenseitiger Zuwendung und gemeinsamer Verantwortung Mensch zu sein. Mehr noch: In die partnerschaftliche Liebe von Menschen sind die Grundlinien von Gottes Bestimmung aller Menschen zur Nächstenliebe eingezeichnet.

Im erotischen Gegenüber aber kommt der Liebe darüber hinaus eine besondere Bedeutung zu. In ihr können wir uns des Reichtums, der Tiefe und der Schönheit unseres Daseins freuen. Es ist gut, dass der Jubel, mit dem Adam Eva begrüßt, im biblischen „Hohen Lied“, in dem Eva mitjubelt, fest verankert ist.

Doch leider ist es bei diesem Jubel nicht geblieben. Denn die zu bejubelnde Gemeinsamkeit von „Mann“ und „Frau“ ist leider bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt und verzerrt worden. Aus den Schöpfungsgeschichten wurde eine – angeblich gottgewollte – Unterordnung von Frauen unter Männer gefolgert. Begründet wurde das damit, dass die Geschlechtlichkeit der Frau sie wesenhaft dem Mann nachordne. Doch das ist eine fragwürdige Interpretation der Schöpfungsmythen.

Basisinformation

Nach 1. Mose 1,27 ist die ganze Menschheit nach dem Bilde Gottes geschaffen. Männer und Frauen werden nicht als wesenhaft höher oder niederwertig verstanden. Aus dem „biologischen Geschlecht“ wird auch nicht gefolgert, dass Frauen eine niedere soziale Stellung zukommt. Vielmehr spricht Gott Männern und Frauen die gleiche Würde als Personen zu. Sie haben damit auch die gleichen Rechte im gesellschaftlichen Leben zu beanspruchen. Von daher ist der bis heute wirksamen Tradition, nach der Frauen Männern wesenhaft untergeordnet sind und sich ihrer Herrschaft zu unterwerfen haben, ein Ende zu bereiten. Das Leben von Männern und Frauen als Gottes Ebenbild kann nur gemeinsam gelingen. Alle Menschen sind aufgerufen, in gegenseitiger Zuwendung und gemeinsamer Verantwortung Mensch zu sein.

Zwei Wortspiele im hebräischen Text von 1. Mose 2 können das verdeutlichen. Aus der Erde (Adamah) geht der unfertige, vorgeschlechtliche „Erdling“ (Adam) hervor. Erst nach der Erschaffung der Frau werden Menschen als Mann (Isch) und Frau (Ischah) als geschlechtliche Wesen verstanden. In der Kirchengeschichte (etwa bei Gregor von Nyssa im 4. Jahrhundert) ist Ungeschlechtlichkeit deshalb als paradiesische Form des Menschseins verstanden worden. Aber das ist nicht die Pointe von 1. Mose 2. Sie besteht darin, dass sich die Erschaffung der Frau (im Unterschied zu ähnlichen orientalischen Mythen) einem eigenen Schöpfungsakt Gottes verdankt. Die Frau ist für das Menschsein der Menschheit wesentlich. Sie wird als dem Mann Ebenbürtige geschaffen. Diese Einsicht ist jedoch weder in der biblischen noch in der christlichen Tradition nachhaltig wirksam geworden. Weil die Frau nach dem Mann geschaffen wurde, rückte sie an die zweite Stelle. Weil sie „Adam verführt“ hat, wurde sie als Schuldige für das Böse in der Welt angesehen. Die Liste von Argumentationen ist lang, die Frauen im Anschluss daran die volle Würde von eigenständigen Personen absprechen. Sie stammen auch nicht nur aus der Bibel.

Frauen wurden die Rechte von Männern verweigert

Da sind uralte Vorstellungen mit im Spiel, welche die Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen auf ihre Fruchtbarkeit und ihre Bedeutung für die Ernährung beschränken. Da spielt der Einfluss des griechischen Menschenverständnisses auf das Christentum eine Rolle. Der Mann wird als Repräsentant der vernünftigen Seele verstanden, die Frau aber als Repräsentantin des Leibes, der beherrscht werden muss. Nicht nur für den einflussreichsten Theologen des Hochmittelalters, Thomas von Aquin, war die Frau deshalb ein mangelhafter Mensch. Noch in der Aufklärungszeit wurden Frauen auf die Seite der „Natur“ gestellt, welche sich der „Vernunft“, die der Mann repräsentiert, zu unterwerfen haben.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was ist problematisch an der Vorstellung vom „richtigen Mann“ und der „richtigen Frau“?
2) Wie ist der Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es“ (Simone de Beauvoir) gemeint?

In Zuwendung und Verantwortung Mensch sein: **Frau und Mann**.
Foto: frau.L./photocase.com

Solche Vorstellungen eines Herrschaftsgefälles zwischen Männern und Frauen haben nicht nur die Folge gehabt, dass Frauen die Rechte von Männern verweigert wurden. Sie haben die Geschlechterordnung der Herrschaft vor allem in den Köpfen verankert. Als „männlich“ gilt bis heute weithin die organisierende Vernunft, der Fortschritt, die Tatkraft. Als „weiblich“ die Natur, die Körperlichkeit, das Sorgen.

Vor Gott sind Mann und Frau gleich

Es wird heute mit Recht aufgezeigt, wie geschlechtlich bedingte Verhaltensmuster aufgezwungen werden. Denn in allem Verhalten von uns Menschen wirken sich auch Vorstellungen aus, die durch Erziehung vermittelt werden. Für Christinnen und Christen aber ist an erster Stelle entscheidend: Ein festgeschriebenes Herrschaftsgefälle zwischen Männern und Frauen reimt sich nicht mit dem Auftreten und der Botschaft Jesu Christi. Er hat alle Menschen in seine Nachfolge gerufen. Vor Gott waren sie für ihn gleich menschlich wie am ersten Schöpfungstag.

Der Apostel Paulus bringt das zum Ausdruck, wenn er Galater 3,28 sagt, in „Christus-Jesus gibt es nicht männlich noch weiblich“. Leider hat ihm das nicht die Freiheit gegeben, sich von seinem Patriarchalismus zu lösen. Der Glaube an Jesus Christus enthält aber das Potential dazu, sich der Zementierung eines Herrschaftsgefälles zwischen Männern und Frauen zu widersetzen. In seinem Licht können wir von der Gleichheit wie von der Einzigartigkeit aller Menschen ausgehen. Auf dieser Basis vermögen sie sich mit ihren Möglichkeiten frei zu entfalten. Sie können sich im individuellen Zusammenleben in Liebe, Sorge und Gemeinschaft echte, gleichwertige Partnerinnen und Partner sein. Sie werden sich für ein partnerschaftliches Zusammenwirken von Frauen und Männern und für Rechtsgleichheit in allen Bereichen des Lebens einsetzen.

Das kann aus dem Raum der Kirchen heraus aber nur glaubwürdig geschehen, wenn in ihnen die Anschauung von der Vorrangstellung des „Mannes“ vor der „Frau“ endgültig überwunden wird. Angesichts der langen Geschichte der Unterdrückung von Frauen und von Homosexualität sind die Kirchen herausgefordert, das partnerschaftliche Zusammenleben und -wirken von allen Menschen mit gleichen Rechten beispielhaft darzustellen. ■

Ulrike Auga ist Juniorprofessorin für Theologie und Geschlechterstudien am Seminar für Religionswissenschaft/Interkulturelle Theologie sowie Ökumenik der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Mensch als Gottes Geschöpf; Sexualität und Ehe
2) Bibeltexte: 1. Mose 1,1–2,4a; 1. Mose 2,4b–3,24; Das Hohelied; Galater 3,24–28
3) Literatur: Isolde Karle, „Da ist nicht mehr Mann noch Frau …“. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006; Helen Schüngel-Straumann, Genesis 1–11, in: Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloh 1998, 1–11; Heike Walz/David Plüss (Hrsg.), Theologie und Geschlecht, Berlin 2008
4) Film: Fremde Haut (Regie: Angelina Maccavare, D 2005); Arbeitsmaterial: Kerstin Söderblom, Fremde Haut – Unter die Haut!? Aspekte einer queeren Theologie anhand der Filmanalyse von „Fremde Haut“, in: S. Lanwer/M. Moser (Hsrg.), Frau-Gender-Queer, Würzburg 2010, 273–287

Die Sünde

Menschen fragen heute: Ist „Sünde“ nicht etwas Harmloses?
Verneint die Behauptung einer „Erbsünde“ nicht die Freiheit von Menschen und verteufelt die Sexualität?

Von Wolf Krötke

In der Alltagssprache hat das Wort „Sünde“ seine eigentliche religiöse Bedeutung verloren. Im DDR-Synonymwörterbuch wurde als Bedeutung dieses Wortes „Fehltritt“ angegeben. Man redet von „Diätsünden“ und von „Verkehrssündern“. Dass „Sünde“ eine ruinöse Ausrichtung des ganzen Lebens ist, gerät in Vergessenheit. Der Grund dafür ist klar. Wenn Gott in unserem Leben keine Rolle spielt, verliert auch die „Sünde“ ihre Bedeutung. Sie bezeichnet nur kleine, vielleicht sogar amüsante „Fehltritte“. Nicht an Gott zu glauben, gilt aber überhaupt nicht als etwas unser Leben Bedrohendes.

Doch diese Ansicht ist nicht erst für Menschen von heute charakteristisch. Die Sünde zu verharmlosen, gehörte vielmehr schon immer zum Sündigen. „Adam und Eva“ suchen lauter Ausflüchte für ihr Tun. Wir erleben es im Großen und Kleinen auch. Kommt an den Tag, was Menschen verschulden, beteuern alle ihre Unschuld. So war es auch nach dem Ende von zwei unterschiedlich schlimmen Diktaturen in Deutschland. Fast alle haben mitgemacht. Am Ende will es keiner gewesen sein.

„Sünde“ im Sinne der Schädigung, ja Vernichtung menschlichen Lebens ist also nichts, was Menschen von sich aus zugeben, auch wenn sie heimlich vielleicht ein Bewusstsein der Schuld plagt. Martin Luther hat darum in seiner Auslegung des Römerbriefes gesagt, hier ginge es darum, „die Sünde groß zu machen“. Er hat damit gemeint, Menschen möchten zugeben, wie tief sie in den Unglauben und seine Folgen verwickelt sind. Das Sündigen selbst offenbart ihnen das nicht. Darum fühlen Menschen sich auch nicht sündig vor Gott, wenn sie Übles tun. Die Frage ist deshalb, wie sie zu einer Erkenntnis der Sünde kommen, die sie selbst betrifft.

Nach Luther geschieht das, indem ihnen Gottes Gesetz vor Augen gehalten wird. Es klagt sie an. Es macht ihnen klar, dass sie vor Gott schuldige, „verlorene und verdammte Menschen“ sind. Doch Luther hat auch gewusst: Menschen, die sündigen, schütteln diese Anklage ab. Zum Eingeständnis der Sünde kann es deshalb nicht kommen, solange Menschen sich im Leben ohne Gott eingerichtet haben. Sie mögen zwar ein „schlechtes Gewissen“ haben, wenn sie zum Beispiel lügen oder sich auf Kosten anderer bereichern. Zur Sündenerkenntnis in ihrem ganzen Ausmaß aber führt der Verstoß gegen moralische Normen nicht.

Sündenerkenntnis wird erst möglich, wenn Menschen durch Gottes Vergebung der Sünde einen von der Sünde freien Blick auf sich selbst und andere gewinnen. Glauben heißt, diesen Blick zu bekommen. Denn wer glaubt, erfährt Gott so, dass er zwischen uns und den Sog unserer Lebensführung in die Beziehungslosigkeit tritt. Er unterbricht diesen Sog. Im Glauben an ihn, der die Sünde vergibt, befinden wir uns darum in einer neuen Position. In dieser Position werden Menschen zu Realisten. Sie müssen nicht mehr verharmlosen, was sie selbst und andere im Sog des Unglaubens anrichten.

Von jedem Menschen, den wir mit jenem freien Blick wahrnehmen, werden wir sagen: Auch er ist in die Sünde verstrickt.

Basisinformation

Wer verstehen will, was „Sünde“ ist, muss sich klarmachen: Es handelt sich hier um ein Wort der spezifisch religiösen Sprache. Es bezeichnet in der Bibel an erster Stelle die Zerstörung der Beziehung zu Gott. Das geschieht nicht nur durch das Brechen von Gottes Geboten. Die Wurzel der Sünde ist der Unglaube, die bewusste oder unbewusste Abwendung von Gott. Der Mythos vom „Sündenfall“ (1. Mose 3) hat das gut erfasst. Die Geschichte von „Adam und Eva“ darf nämlich nicht bloß als eine erfundene Geschichte von gestern verstanden werden. Es ist vielmehr eine erfahrungsgesättigte Geschichte. „Adam und Eva“ sind wir selber. Sie sündigen – wir sündigen – und das geht so: Erst wird Gott beziehungsweise seinem Wort nicht geglaubt. Menschen wollen selber sein „wie Gott“. Dann wird sein Gebot gebrochen. Doch was hochtrabend begann, endet erbärmlich. Alle Beziehungen, in denen wir leben, geraten in Unordnung. Die Beziehung zu uns selbst zerbricht. „Adam“ und „Eva“ verstecken sich voller Scham. Die Beziehung zwischen ihnen, also zwischen Mensch und Mensch, wird durch Schuldzuweisungen zerrüttet. Die Beziehung zur Natur (repräsentiert durch die Schlange!) leidet Schaden. Sünde ist demnach der ebenso mächtige wie sinnlose Drang von Menschen, Beziehungen zu zerstören. Zerstören wir aber Beziehungen, ruinieren wir Leben. Das meint die Bibel, wenn sie sagt: Der „Lohn“ der Sünde ist der Tod (Römer 6,23).

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Woran denken Sie bei den Worten „Sünde“ und „Sündenfall“?
2) Haben Sie sich selbst schon einmal der Sünde schuldig gefühlt?
3) Wo begegnet Ihnen das Reden von der Sünde in Ihrem privaten und beruflichen Leben?

Zugang zum Thema

– Betrachtung einer bildlichen Darstellung des „Sündenfalls“
– Diskussion über die polnische Filmtrilogie „Drei Farben“ von Krzysztof Kieślowski
– Interview mit einem jungen und einem alten Menschen über die Sünde

Foto: Jörg Machel

Die christliche Tradition hat das jedoch auf fragwürdige Weise zum Ausdruck gebracht. Sie ist dabei dem Kirchenvater Augustin gefolgt. Er hatte behauptet, durch die geschlechtliche Begierde übertrage sich die Sünde Adams und Evas von einer Generation auf die andere.

Sünde kann man nicht erben

Er ist dabei einem Übersetzungsfehler von Römer 5,12 aufgesessen. Paulus sagt dort, dass die Sünde zu allen Menschen hindurch gedrungen sei, weil alle sündigten. In Augustins lateinischer Bibelübersetzung stand aber: „In Adam" hätten alle schon gesündigt. Daraus hat Augustin seine Erbtheorie entwickelt. Er hat damit die Sexualität als ein Einfallstor für die Sünde in das menschliche Leben verdächtigt.

Doch die Vorstellung vom „Erben" der Sünde ist abwegig. Der Begriff des „Erbes" hebt den Begriff der „Sünde" als eines Tuns auf, für das wir selbst verantwortlich sind. Andererseits hebt der Begriff der „Sünde" den des „Erbes" als eines Geschicks auf, für das kein Mensch etwas kann. Man kann zwar sagen, dass sich die Sünde durch schlechte Vorbilder oder durch die Erziehung über Generationen verbreitet. Ein naturgesetzlicher Zwang zum Sündigen aber entsteht dadurch nicht.

Eher noch hat die Erklärung von Søren Kierkegaard für die Sünde, der alle Menschen verfallen sind, etwas für sich. Er hat das Sündigen mit der Angst erklärt. Gott erwartet von uns Menschen, dass wir uns seiner unbeweisbaren, unendlichen Wirklichkeit glaubend anvertrauen. Angesichts dessen ergreift Menschen die Angst, dass sie ihr Leben auf einen völlig unsicheren, unabsehbaren Grund bauen. Darum klammern sie sich an das Endliche. Sie tun das, indem sie sich gegen Gott, die Mitmenschen und die Natur wie alles bestimmende „Götter" aufführen.

Eugen Drewermann hat diese Einsicht treffend aufgenommen. Er sagt: „In aller Lüge, allem Hass, aller Gewalt, in jeder Gemeinheit, in jeder noch so vernunftwidrigen Kinderei, in jedem Akt tierischer Rohheit und Barbarei" möchten die Menschen sich und anderen nur immer wieder beweisen, dass sie „nicht ein solcher ‚Dreck' sind, wie sie es ohne Gott sein müssen".

„Mit Gott" werden Menschen im Unterschied dazu in ein Leben eingewiesen, in dem ihr Lebensempfinden inmitten der Beziehungen, in denen sie Menschen sind, aufblühen kann. Die Sünde des Unglaubens lässt dieses Aufblühen verdorren. Wir dürfen diese Einsicht aber nicht so verstehen, als würden sich die Glaubenden damit über die Nichtglaubenden erheben. Zum Trickreichtum der Sünde gehört auch, dass sie sich der Berufung auf Gott bedient, wenn sie den Tod in das menschliche Leben trägt. Die Kirchengeschichte legt davon vielfach Zeugnis ab.

Martin Luther hat deshalb die Kirche die „allergrößte Sünderin" genannt. Anders als sich selbst der Sünde schuldig zu bekennen, können Christinnen und Christen von der Sünde nicht zu anderen reden. Aber anders, als von Gott zu reden, der den Sog des tödliches Trudelns in die Beziehungslosigkeit unterbricht, können sie es auch nicht. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche".

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Atheismus; Mensch als Gottes Geschöpf; Böse; Geschöpfsein und der Sinn des Lebens; Gott ist die Liebe
2) Bibeltexte: 1. Mose 3–4; Psalm 51,1–7; Römer 1,18–3,20; Römer 5,12–17
3) Verwandte Probleme: Sünde und Schuldbewusstsein; Kollektivsünde und Kollektivschuld; Sünde und Moral; Sünde und Religion
4) Literatur: Sigrid Brandt u.a., Sünde. Ein unverständlich gewordenes Thema, Neukirchen-Vluyn 2005; Eugen Drewermann, Strukturen des Bösen, Band 3, München 1978; Christof Gestrich, Die Wiederkehr des Glanzes in die Welt, Tübingen 1995; Gerhard Schulze, Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde, München 2006

Das Böse

Menschen fragen heute: Gibt es einen Teufel, der die Menschen verführt? Kann die Natur, die uns Leid zufügt, Gottes Schöpfung sein?

Von Wolf Krötke

„Hier ist ja der Teufel los." „Da kommst du in Teufels Küche." „Mal' doch den Teufel nicht an die Wand." „Das müsste doch mit dem Teufel zugehen." „Scher' dich zum Teufel", und so weiter. Der Teufel ist in unserer alltäglichen Sprache allenthalben auf dem Plan. Aber ist er deshalb auch eine Person, die Menschen gezielt Böses antut oder sie zum Tun des Bösen verführt?

Basisinformation

„Böse" nennen wir ein Tun und Verhalten von Menschen, das Leben zerstört. Für ein derartiges Tun und Verhalten sind wir Menschen selbst verantwortlich. Die Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart lehrt aber auch: Das Böse kann zu einer Macht werden, die Menschen beherrscht. Nicht nur im Christentum wurde diese Macht dem „Teufel" zugeschrieben. Die Vorstellungen, die man sich von ihm machte, können wir heute nicht mehr nachvollziehen. Aber Erfahrungen, wie Böses Menschen gefangen nimmt und in ihrem Denken und Tun leitet, machen wir auch in unserer Zeit reichlich. Der Glaube an Gott ruft uns angesichts dessen auf, dem Einbruch des Bösen in unser Leben mit der Unterstützung Jesu Christi Widerstand zu leisten. Unser Dasein soll die einmalige Gelegenheit sein, uns des Lebens zu erfreuen, das Gott uns geschenkt hat. Wir dürfen es in die Hände des ewigen Gottes geben, wenn wir die Grenze erreicht haben, die er allem irdischen Dasein gesetzt hat. Aber wir sollen den Sinn unseres Lebens nicht dadurch verderben, dass wir dem Bösen Raum geben, das es sinnlos zugrunde richtet.

Die meisten Menschen werden diese Frage heutzutage verneinen. Sie haben dabei die Vorstellungen vor Augen, die sich vergangene Zeiten vom „Leibhaftigen" gemacht haben. Unzählige Bilder zeigen ihn mit Hörnern auf dem Kopf und mit einem Schwanz oder in anderen abenteuerlichen Gestalten. Auch die Teufelsvorstellungen in der Bibel, in der er wie eine menschliche Person auftritt, gehören in diese Vorstellungswelt hinein. Sie reicht bis in unser christliches Liedgut. Man könnte deshalb den Eindruck gewinnen, an Gott zu glauben, bedeute in irgendeiner Weise auch, an den Teufel zu glauben. Doch dieser Eindruck ist nicht richtig.

Glauben, das heißt vertrauen, kann man im christlichen Sinne nur Gott. Der „Teufel" ist in der Vorstellungswelt vergangener Zeiten aber eine Erscheinungsweise des Bösen, die Elend und Tod in unser Leben bringt. Ihm kann man nicht vertrauen. Ihm kann man nur Widerstand leisten. Dieser Widerstand besteht in unserer Zeit zunächst darin, dass wir die Teufelsvorstellungen vergangener Zeiten verabschieden. Sie haben viel Aberglauben befördert und Unheil angerichtet. Die Auswüchse des Hexenwahns und der Ketzerverfolgungen stehen uns warnend vor Augen. Wenn jugendliche „Satanisten" heute einen Teufelskult betreiben, betrachten wir sie als durchaus gefährliche Spinner.

Das Böse kann Macht über uns gewinnen

Dennoch werden wir zögern, die Teufelsvorstellungen unserer Vorfahren nur als schauerlich-lachhaften Aberglauben abzutun. Denn in ihnen spiegelt sich auch eine Erfahrung, die wir bis heute machen. Böses, das heißt andere und uns selbst Zerstörendes, kann eine Art von selbständiger Macht über uns gewinnen. Wir kennen das aus vielen Situationen unseres Lebens. Bei einem Streit kann ein Klima entstehen, in dem wir uns immer mehr in die Kränkung des oder der Anderen versteigen. Irgendeine menschenfeindliche Parole, Ideologie oder auch nur Stimmung kann ganze Völker beherrschen.

Thomas Mann hat in seinem Roman „Dr. Faustus" den Nationalsozialismus in eine Linie mit der alten Geschichte vom „Teufelspakt" gestellt. Hass und Vernichtungswut gegen andere „Rassen" oder Menschen mit anderen Weltanschauungen und Religionen vermag eine Sogkraft zu entwickeln, der alle folgen. Wir haben es in unserem Leben mit unabsehbar vielen „herrenlosen Gewalten" zu tun (Karl Barth), die uns in das Mitwirken an der Schädigung und Zerstörung menschlichen Lebens hineinziehen.

Diese Erfahrungen sind so alt wie die Menschheit. Sie haben an der Vorstellung mitgewirkt, das „Böse" sei eine selbständige Wirklichkeit wie der „Teufel" oder die von George Bush behauptete „Achse des Bösen". Doch „böse" ist eigentlich ein Werturteil über ein bestimmtes Verhalten von Menschen. Böses begegnet nie pur. Es nistet in den Gedanken, Gefühlen und Worten von Menschen. Es bestimmt ihr Handeln und bedient sich ihrer Fähigkeiten. Eine alte

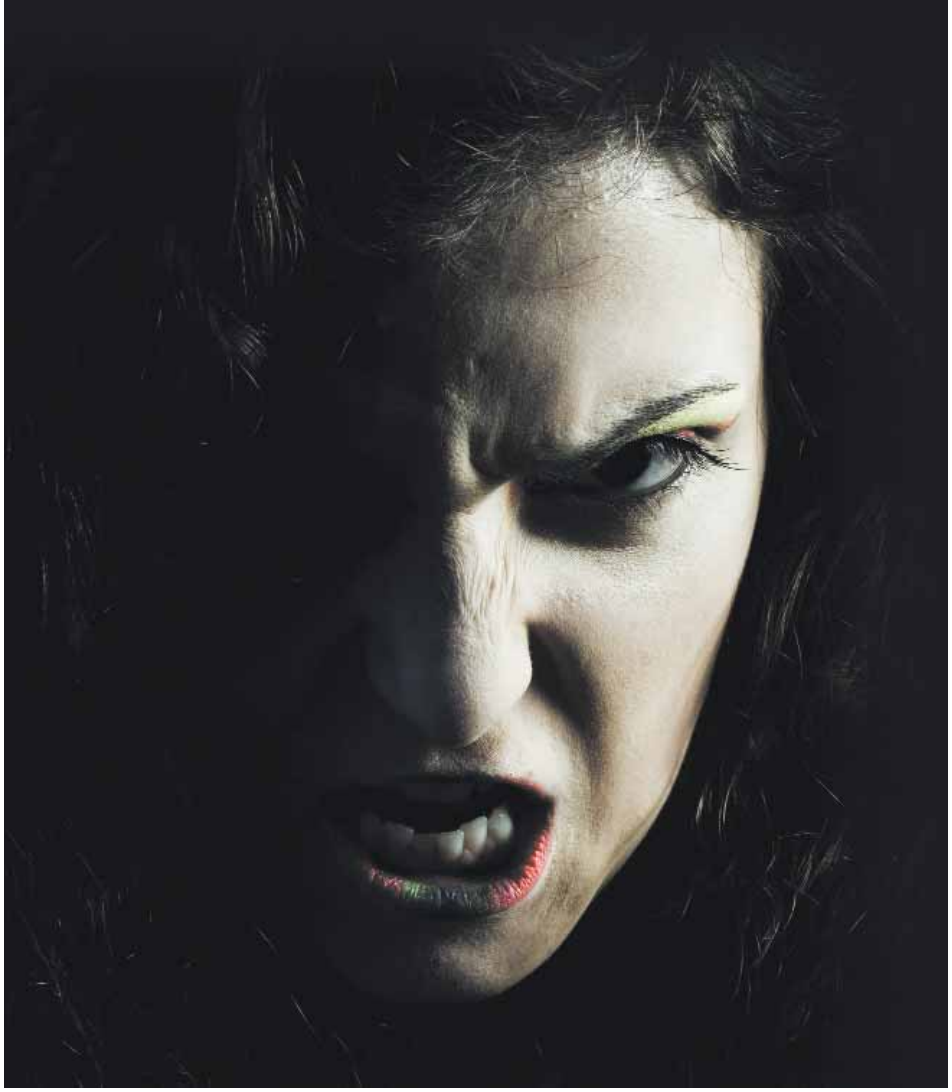
Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Kommt der Teufel auch in Ihrer Sprache vor?
2) Woran denken Sie, wenn in Kirchenliedern vom „alt bösen Feind" oder „Satan" die Rede ist?
3) Haben Sie Erfahrungen mit der Macht des Bösen?

Zugang zum Thema

- Film: Mephisto (Regie: István Szabó, HV/D 1981, nach dem Roman von Klaus Mann)
- Film: Bonhoeffer. Die letzte Stufe (Regie: Eric Till, D 2000)
- Bildbetrachtung: Pablo Picasso, Guernica



Wir verstehen **das Böse** als Teil menschlicher Natur.
Foto: Nanduu/photocase.com

Theorie sagt darum: Das Böse ist nicht selbständig. Es saugt seine Macht aus dem Guten. Es ist „Beraubung des Guten“. Man kann es mit einem Parasiten vergleichen. Für sich und als solcher ist er nichts. Er braucht den Hauswirt. Doch wenn er ihn ausgesaugt hat, geht er selbst zugrunde.

Wir müssen das Böse in unserem Tun und Lassen deshalb als sinnlos verstehen. Was nur da ist, um andere und sich selbst zu vernichten, ist absurd. Ihm fehlen alle guten Gründe (Rüdiger Safranski). Es begründet nichts und baut nichts auf. Für den Glauben an Gott ist es das, was Gott schlechterdings nicht will. Er verneint es nur und ruft uns auf, seinem Nein tatkräftig zu folgen. Alle Versuche, das Böse irgendwie einzuordnen, sind deshalb gefährlich. Wer das tut, hat ihm schon „den kleinen Finger gereicht“.

Wir verstehen das Böse damit als etwas, was unser menschliches Sein und Verhalten betrifft. Greifen wir damit zu kurz? Wirkt das Böse nicht auch in der Natur? Überfällt es Menschen nicht, wenn die Erde bebt, die Tsunamis hereinbrechen, die Vulkane Feuer spucken und die Hurrikane wüten? Die Theologie der Vergangenheit war dieser Meinung. Der Teufel hat die Macht, durch „Ungewitter und Hagel das Getreide und Vieh zu verderben, die Luft zu vergiften“, lesen wir in Luthers „Großem Katechismus“. Naturerscheinungen, deren Ursachen wir kennen, „böse“ zu nennen, ist jedoch problematisch.

Wenn ein Kind über einen Stein stolpert und zu dem Stein sagt: „Du böser Stein“, dann klären wir es auf, dass der Stein nichts dafür kann. Böses hat immer mit Schuld und Verantwortung zu tun. Davon kann im Blick auf die „fühllose Natur“ nicht die Rede sein. Zwar hat das menschliche Tun des Bösen auch Übel zur Folge. Von Menschen verursachte Krankheiten und die Störung des Gleichgewichts der Natur haben ihre Ursache bei uns Menschen. Nicht zufällig wird bei Naturkatastrophen auch gleich immer gefragt, was die „Behörden“ versäumt haben. Man sucht einen Schuldigen für das Übel, den man meistens auch findet.

Die Natur kann weder Schuld noch Verantwortung tragen

Aber daran, dass sich die Erdplatten verschieben, können auch die „Behörden“ nichts ändern. Sie können dafür sorgen, Menschen auf die Hut zu setzen, wenn die Erde bebt und das Meer sich gigantisch auftürmt. Absolute Herrscher über die Naturgewalten sind sie nicht. Deshalb erinnert uns das Losbrechen solcher Gewalten daran, wie verletzliche und gefährdete Wesen wir auf der Erde sind. Die Schöpfung ist kein Paradies und erst recht kein Schlaraffenland. Gott hat ihr Grenzen gesetzt, die sich auch tödlich gegen uns wenden können.

Dennoch ist die Natur als Gottes Schöpfung nicht „böse“. Sie hat ohne Zweifel Schattenseiten, die uns Leid und Schmerzen bereiten. Der Tod, der uns alle erwartet, gehört an erster Stelle dazu. Er lehrt uns: Wir sind nicht ewig wie Gott. Er sagt uns im Glauben an Gott aber auch: Unser Leben ist eine einmalige Gelegenheit. Wir sollen sie nutzen, um uns der wunderbaren Gabe unseres Lebens zu erfreuen. Wir dürfen und sollen deshalb das Menschenmögliche tun, damit uns die Erde kein „Jammertal“ wird. Wissenschaft und Technik, die uns das Leben erleichtern, reimen sich mit Gottes Schöpfungsabsicht.

Das Böse aber, das die einmalige Gelegenheit unseres menschlichen Lebens mit Hass und Lügen, mit Bosheit und Dummheit, mit Herrschsucht und letztlich mit Mord und Totschlag verdirbt, gehört nicht in Gottes Schöpfung. Warum Gott es dennoch zulässt, bedenkt der nächste Abschnitt. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Glaube und Wissenschaft; Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Sünde; Grenzen der Schöpfung; Sinn des Lebens
2) Bibeltexte: 1. Mose 4,1–12, Psalm 90, Römer 7
3) Literatur: Leben im Schatten des Bösen. Gespräche zu einer ungelösten Menschheitsfrage. Eine Vortragsreihe im Berliner Dom, Neukirchen-Vluyn 2004; Rüdiger Safranski, Das Böse oder das Drama der Freiheit, München 1997

Die Grenzen der Schöpfung oder die Theodizeefrage

Menschen fragen heute: Kann eine Welt, in der es so viel Leid gibt, Gottes Schöpfung sein? Warum verhindert Gott nicht, dass Menschen leiden müssen?

Von Klaus von Stosch

Täglich neu erfahren wir die Grenzen und die Zwiespältigkeit der Schöpfung: Menschen, die wir gern haben, sterben oder werden von schweren Krankheiten heimgesucht. Unzählige Kinder erhalten keine Chance, ihr Leben unter menschenwürdigen Umständen zu gestalten. Immer wieder erschüttern Naturkatastrophen die Erde. Bestialische Untaten von Menschen bringen uns zum Verzweifeln. Immer wieder stellt sich Glaubenden die bange Frage, warum ein liebender und allmächtiger Gott die Sünde, das Böse und das Leid, das sie verursachen, zulässt.

Diese Frage ist deshalb so dramatisch, weil es Formen des Leidens gibt, die auch bei noch so frommen Betrachtungen sinnlos bleiben. Wenn ein Kind zu Tode gefoltert wird, ist es zynisch, hier noch irgendeinen Sinn erkennen zu wollen. Es ist auch moralisch bedenklich und – wie schon das Buch Hiob zeigt – wenig fromm, das Leiden von anderen erklären zu wollen. Der Einsicht des jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas, dass die Rechtfertigung des Leidens anderer Menschen die Quelle aller Unmoral ist, kann man nur zustimmen. Doch ist es auf der anderen Seite nicht so, dass der Glaube an Gott dem Leben insgesamt und damit auch dem Leiden von Menschen einen Sinn zuschreibt? Gerät dieser Glaube dadurch nicht ins Zwielicht und in Erklärungsnot?

An dieser Stelle hilft es nicht weiter, die Unbegreiflichkeit des Leidens zu behaupten und zum Glauben an den ebenso unbegreiflichen Gott aufzufordern. Denn gerade dieser Glaube wird durch das Leiden in Frage gestellt. Es ist der „Fels des Atheismus“ (Georg Büchner). Kann es angesichts dessen dennoch eine Rechtfertigung des Glaubens an Gott geben?

Alle, die heute über diese Frage nachdenken, sind sich einig: Das Leiden kann und soll nicht gerechtfertigt und erklärt werden. Es kann nur eine Verteidigung des Glaubens an Gott geben, welche die Abgründe der Schöpfung zugibt. Zwei Wege einer solchen Verteidigung werden in der gegenwärtigen Theologie diskutiert: Die Verteidigung des Glaubens an Gott auf der Grundlage der menschlichen Willensfreiheit (free will defense). Und zweitens die Verteidigung dieses Glaubens auf der Grundlage der natürlichen Gesetzmäßigkeiten (natural law defense). Beide Verteidigungsstrategien wollen unterschiedliche Probleme lösen.

Die „free will defense“ will zeigen, wie man auch angesichts der von Menschen verursachten Verbrechen an Gott glauben kann. Sie betont den Wert der menschlichen Freiheit. Denn ohne Freiheit kann es keine Liebesbeziehung zwischen Gott und Mensch geben. Wenn es Gottes Schöpfungsziel ist, Mitliebende zu haben, dann ist es undenkbar, dass er sich den freien Menschen anders als auf Pfaden der Liebe nähert. Er will den auch noch so boshaften Menschen niemals zwingen. Er wird immer Wege beschreiten, die ihn zur freien Umkehr bewegen. Das Geheimnis der göttlichen Liebe und ihre unbegreifliche Kraft bestehen darin, dass Gott auch in die Abgründe menschlicher Verfehlungen hinein nicht anders als mit Mitteln der Liebe reagiert. Er macht Menschen nicht zu seinen Marionetten. Indem er ihre Freiheit bewahren möchte, verhindert er nicht den Missbrauch dieser Freiheit und das von ihm verursachte Leiden mit seiner Übermacht.

Basisinformation

„Theodizee“ heißt Rechtfertigung Gottes. Dieses Wort wurde vom Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) geprägt. Es gilt seither als Stichwort für die Frage, wie man angesichts des Leidens in der Welt an einen guten und allmächtigen Gott glauben kann. Leibniz hielt das für möglich. In der neueren Zeit sind die Schwierigkeiten der Beantwortung dieser Frage einerseits zu einem Hauptargument für den Atheismus geworden. Andererseits haben sie aber auch zu neuen Besinnungen in der Theologie geführt.

Genau diese Naturgesetze ermöglichen unsere Freiheit

Die „natural law defense“ versteht die Naturgesetze, deren Auswirkungen auch Leiden verursachen können, als Vorbedingung der menschlichen Freiheit. Denn es sind dieselben Gesetze, die auch die Evolution des freien, menschlichen Lebens ermöglicht haben. Die Frage, warum es nicht weniger Leid verursachende Naturgesetze gibt, führt insofern in die Irre. Denn nur genau mit diesen Naturgesetzen kann es freies, menschliches Leben geben. Schon Leibniz hatte

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Rolle spielt das Leiden in Ihrem Leben?
2) Ist das Leiden ein Hindernis für Ihren Glauben oder eine Herausforderung, die ihn vertieft?
3) Würden Sie lieber ohne Freiheit leben, wenn Sie dafür nicht leiden müssten?

Zugang zum Thema

– Film: Adams Äpfel (Regie: Anders Thomas Jensen, DK 2007)

Der Mensch fühlt sich oft **klein und ausgeliefert**. Warum bewahrt ihn Gottes Güte nicht vor Leiden? Foto: froodmat/photocase.com

vor diesem Hintergrund von der „besten aller möglichen Welten“ gesprochen. Diese Formulierung hat ihm – insbesondere nach dem verheerenden Erdbeben von Lissabon 1755 – viel Spott eingebracht. Sein Anliegen ist jedoch auch nach dem aktuellen naturwissenschaftlichen Forschungsstand einleuchtend: Die Feinabstimmung im Universum lässt es nicht zu, sich weniger Leid erzeugende Naturgesetze vorzustellen, die zugleich die Entwicklung der Menschheit zu freien, selbstbewussten Wesen ermöglichen.

Beide Verteidigungsstrategien sind durchaus ernst zu nehmen. Sie können unserem Verstand einleuchten. Moralisch sind sie allerdings sehr problematisch. Darf ich angesichts des zu Tode gefolterten Kindes sagen, dass Gott damit nichts zu tun hat? Es sei ja die Schuld des schrecklichen Folterknechtes und nicht seine? Kann ich angesichts des Krebsgeschwürs meines Freundes sagen, dass Gott hier außen vor ist, weil der Krebs eine Folge eines eigentlich sehr hilfreichen Naturgesetzes ist, nämlich der Zellteilung? Zellwucherungen kommen eben manchmal vor. Aber darum kann man nicht das Gesetz der Zellteilung aufheben wollen.

Derartige Argumente sind jedoch nicht wirklich überzeugend. Denn im Verständnis des Glaubens bleibt Gott für die Naturgesetze und für die so viel Leid verursachende menschliche Freiheit verantwortlich. Sie sind auch theologisch fragwürdig. Denn sie versuchen, Gott aus der Geschichte herauszuhalten. Sie erwecken den Eindruck, dass es keinen Sinn hat, um seine Hilfe zu bitten. Der Glaube an den Gott, der sich uns im Leiden und Sterben Jesu Christi zugewendet hat, gibt sich damit nicht zufrieden. Er ruft diesen Gott bittend in die Geschichte unserer Leiden hinein.

Freiheit der Täter wichtiger als Freiheit der Opfer?

Warum, Gott, so fragt der Glaubende im Gebet, ist Dir die Freiheit der Täter so wichtig, dass Du die Freiheit des Kindes zerstören lässt? Warum, Gott, ist Dir die Gesetzmäßigkeit der Schöpfung so wichtig, dass Du die vernichtenden Auswirkungen der Naturgesetze auf Deine Geschöpfe zulässt? Warum, Gott, durchkreuzt Du nicht mit Deiner Güte und Macht wenigstens für Einzelne den Missbrauch der Freiheit und das blinde Walten der Naturgesetze?

Im Gespräch mit Gott darf ich auch protestieren

Derartige Fragen darf eine „Theodizee“ nicht zum Verstummen bringen. Sie kann aber durch ihre Argumente helfen, mit ihnen umzugehen, statt an ihnen zu verzweifeln. Sie kann uns ermutigen, im Vertrauen auf Gottes Schöpfungsabsicht das Leiden klagend, trauernd und fragend in das Gespräch mit Gott zu bringen. In ihm und nicht im Atheismus hat – wie bei Hiob – auch der Protest gegen das unverschuldete Leiden seinen richtigen Ort. Indem wir Gott in unsere Erfahrungen des Leidens hineinrufen, versinken wir nicht in ihnen. Gottes Geist kann Menschen dann aufrichten und ihnen Kraft geben, selber an der Verhinderung unschuldigen Leidens mitzuwirken. Er ermächtigt sie auch, sich gegen die Naturgewalten zu schützen. Die Illusion eines Lebens ohne Leiden von uns sterblichen, verletzlichen Wesen wird dabei aber nicht entstehen. Menschsein heißt auch, unvermeidbares Leiden wie das Sterben im Frieden mit Gott annehmen zu können. ■

Klaus von Stosch ist Professor für Katholische Theologie (Systematische Theologie) und ihre Didaktik an der Universität Paderborn.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Atheismus; Glaube und Wissenschaft, Mensch als Gottes Geschöpf; Sünde; das Böse; Sinn des Lebens
2) Bibeltexte: Das Buch Hiob
3) Literatur: Hans Kessler, Gott und das Leid seiner Schöpfung. Nachdenkliches zur Theodizeefrage, Würzburg 2000; Armin Kreiner, Gott und das Leid, Paderborn 2005

Der Sinn des Lebens

Menschen fragen heute: Was macht den Sinn meines Lebens aus? Glück, Geld, Liebe, Erfolg, Kinder? Wozu haben wir eigentlich unser Leben?

Von Uwe Birnstein

Sechs Tage brauchte Gott für die Erschaffung der Welt. Wasser und Erde, Tag und Nacht, Pflanzen, Tiere und die Menschen. Doch dass auch der Sinn erschaffen wurde – davon ist nicht die Rede. Sollte Gott den Menschen eine Antwort schuldig bleiben?

Wer so fragt, übersieht: Die Frage nach dem Sinn des Lebens taucht erst in der Neuzeit, vom 17. Jahrhundert an, auf. An dem Zeitpunkt der Geistes- und Religionsgeschichte, an dem in nahezu sämtlichen Lebensbereichen die alten Fundamente ins Wanken gerieten. Die Macht der Kirche war geschmälert. Der Leib des Menschen wurde seziert und analysiert. Die Sonne kreiste nicht mehr um die Erde. Parallel zu den neuen Erkenntnissen drehte sich der Mensch im Abendland immer mehr um sich selbst. Das Denken gewann Überhand über den unhinterfragten Glauben. „Ich denke, also bin ich“, sagten die Philosophen, und das Volk verjagte Kaiser und Könige aus ihren Palästen.

Mutig bediente man sich des eigenen Verstandes und unterzog sogar Gott einem Fakten-Check. Doch die „Aufklärung“ klärte eine Frage nicht: Worin besteht der Sinn des Lebens? Die Erkenntnisse der Naturwissenschaften trieben die Entwicklung immer weiter. Bis am Ende ein verzweifelter Mensch übrig blieb inmitten eines endlosen und scheinbar sinnfreien Universums. Die biblische Schöpfungsgeschichte wich diversen Urknall- und Evolutionstheorien. Wie ein letzter literarischer Rettungsanker wirkt Friedrich Schillers Versuch, das Universum als „einen Gedanken Gottes“ zu bezeichnen und ihm dadurch einen Sinn einzuhauchen.

Der Philosoph und Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche brachte es auf den Punkt. „Was taten wir“, ließ er einen „tollen Menschen“ fragen, „als wir diese Erde von ihrer Sonne (von Gott) losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an?“ Auch Religion oder Moral könnten keinen Halt mehr geben. Glücklich sei, wer „Freude am Unsinn“ habe, behauptete Nietzsche.

„Gott ist tot“ – „Nietzsche ist tot“

Eigentlich eine Situation zum Verzweifeln. Doch Nietzsche bot einen Ausweg: Der Mensch solle sich auf seine eigenen Lebenskräfte besinnen. Das klingt erst mal nicht schlecht. Doch die Konsequenzen dieser Haltung sind verheerend und mündeten in der menschenverachtenden Nazi-Ideologie, die „Schwachen und Missratenen“ das Lebensrecht absprach.

„Gott ist tot“, meinte Nietzsche. Heute kursiert der Spruch auch in abgewandelter Form: „Nietzsche ist tot!“ – Unterschrift: „Gott.“ Er weist flapsig auf einen Wandel hin und belegt: Der Glaube an einen tieferliegenden Sinn des Lebens hat sich als stärker erwiesen als menschliche Selbsterlösungstheorien.

Die Suche nach Antworten führt freilich bisweilen immer noch in Sackgassen. Dann nämlich, wenn der Sinn im Konsumieren gesucht wird. „Im Augenblick, als die Welt ihren Sinn verlor, entdeckte die Werbung die Heilsbotschaft“, unkt Roger Willemsen und nimmt damit die Erlösungsverheißungen der Werbewelt aufs Korn. Die Erfahrung zeigt: Der Mega-Fernseher, das neue Auto, das Eigenheim können zwar das Leben angenehmer machen. Sinn stiften Anschaffungen jedoch nicht, im Gegenteil: Wer gänzlich dem Konsum verfällt, verliert das Wesentliche aus den Augen.

Ähnlich ergeht es jenen, die den Sinn des Lebens im Eigennutz sehen. Sie versuchen, das Beste aus ihrem Leben herauszuholen, wollen so viel wie mög-

Basisinformation

Das deutsche Wort „Sinn“ hatte ursprünglich ähnlich wie das lateinische „sentire“ einerseits die Bedeutung „fühlen, wahrnehmen“, andererseits bedeutete es aber auch „eine Richtung verfolgen“. In diesem Zusammenhang kann „Sinn“ auch für das Ziel oder die Absicht eines Geschehens stehen. Wer nach dem Lebenssinn fragt, fragt also nach einem übergeordneten Ziel, das Orientierung darüber gibt, was im eigenen Leben als geglückt oder auch fehlgeschlagen angesehen werden kann.
Das Bedürfnis nach einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn ist zutiefst menschlich. Wer diese Frage stellt, setzt voraus, dass ein Sinn auszumachen ist, auch wenn er am Fehlen einer eindeutigen Antwort verzweifeln mag.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Worin besteht für Sie persönlich der Sinn des Lebens?
2) Was empfinden Sie in ihrem Leben als sinnlos?
3) Würden sie einen Unterschied zwischen dem Sinn des Lebens und dem Zweck unseres Handelns machen?

Zugang zum Thema

– Filme: Momo (Regie: Johannes Schaaf, D 2006 nach dem Buch von Michael Ende); Das Meer in mir, (Regie: Alejandro Amenábar, E 2009); Midnight in Paris, (Regie: Woody Allen, USA 2011)
– Lied: Mensch, Herbert Grönemeyer, 2002

Wozu bin ich eigentlich auf der Welt? Eine Frage, die die meisten Menschen schon einmal beschäftigt hat. Foto: saimen/photocase.com

lich genießen – wenn nötig, auf Kosten anderer –, um am Ende möglichst schmerzfrei aus dem Leben zu gleiten.

Worin besteht aber dann der Sinn, wenn nicht in Konsum und Eigennutz? Das Christentum – wie andere Religionen auch – behauptet: Der Sinn kommt von einer Macht, die außerhalb unserer Selbst liegt. Von Gott. Wie man mit diesem Glauben das Leben sinnvoll gestaltet – darauf antworten allerdings auch Christen unterschiedlich. Zum Beispiel: „Dass ich Jesus nachfolge und versuche, die Lehre der Bergpredigt zu befolgen." Oder: „Der Sinn besteht darin, anderen zu helfen und die Schöpfung Gottes zu bewahren."

Der Sinn kommt von Gott – nicht von uns selbst

Und wie fasst ein Theologieprofessor den Sinn des Lebens in Worte? „Für andere ein Gehilfe ihrer Freude zu werden und daraus selber Freude zu schöpfen", sagt Christoph Markschies, Professor für Kirchengeschichte an der Berliner Humboldt-Universität. Er fügt allerdings hinzu: Dass die Sinnfrage auch für Christen nicht eindeutig zu beantworten ist, könnte auch daran liegen, dass „die Person Jesu nicht wie ein Stein ist, der ins Wasser geworfen wird und Kreise zieht. Eher hat man den Eindruck, ein ganzer Steinhaufen sei ins Wasser geworfen worden, und es gibt viele verschiedene Wirkungen."

Die Bibel und die Glaubensgeschichte bieten eine reichhaltige „Sinn-Schatzkiste". Was sich darin findet, zeigt: Nach dem Sinn des Lebens zu fragen, hat schon einen eigenen Sinn.

Dem biblischen Hiob etwa stellte sich die Sinnfrage radikal. Zwar noch nicht so philosophisch-systematisch wie in der Aufklärungszeit, wohl aber existenziell. Sinn und Aufgabe hatte Hiob darin gesehen, Gottes Gebote zu befolgen. Dennoch wird er vom Schicksal gebeutelt: Seine Tiere kommen um. Seine Kinder sterben. Er erkrankt an Geschwüren. Als ihm so der Boden unter den Füßen weggezogen wird, gerät sogar der fromme Hiob ins Zweifeln über Gottes Gerechtigkeit. Am Ende muss Gott ihm ins Gewissen reden und verweist auf seine für Menschen unergründliche Schöpferkraft. Die Geschichte Hiobs hat aber ein Happy End: Hiob wird gesund, er bekommt neue Viehherden, gründet eine neue Familie und wird sehr alt. Der zunächst abhanden geglaubte Sinn hat sich ihm wieder erschlossen: Gott hat sich bewahrheitet.

Vielleicht ganz anders als erwartet?

Und wie war es zu Zeiten des Neuen Testaments? Noch einmal Christoph Markschies: „Die Christen sahen einen anderen Sinn in ihrem Leben als ihre nichtchristlichen Nachbarn, weil sie neben dem Leben in dieser Welt noch die Welt kennen, in die sie nach dem Tod einmal kommen werden." Sie leben in der Gewissheit, „dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn" (Römer 8,38f.).

Diese Grundgewissheit trägt auch die Christen im dritten Jahrtausend. Sie entbindet jedoch nicht davon, immer wieder neu die Frage nach dem Sinn zu stellen. Ebenso wenig immunisiert sie dagegen, am Sinn zu zweifeln – gerade angesichts Not, Schicksalsschlägen und Ungerechtigkeiten. Vielleicht kann die Verzweiflung, keinen Sinn zu sehen, sogar besonders darauf hinweisen, dass es einen gibt. Er muss sich ja nicht so zeigen, wie wir es uns wünschen. Man solle versuchen, die Frage selbst zu mögen, empfahl der Dichter Rainer Maria Rilke: „Wenn man die Fragen lebt, lebt man vielleicht allmählich, ohne es zu merken, eines fremden Tages in die Antworten hinein."

Diese Antwort ist uns verheißen, bekräftigt die Bibel. Und lässt offen, ob sie vielleicht ganz anders ist als erwartet. ■

Uwe Birnstein ist Theologe und Publizist.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Atheismus; Mensch als Geschöpf; Grenzen der Schöpfung oder die Theodizeefrage; Geschöpfsein als Auftrag
2) Bibelstellen: Das Buch Hiob, Matthäus 5,1–10, Römer 8,18–38
3) Literatur: Terry Eagleton, Der Sinn des Lebens, Berlin 2008;
Christoph Markschies, Das Leben lieben und gute Tage sehen, Frankfurt/Main 2009;
Janne Teller, Nichts. Was im Leben wichtig ist, München 2010

Gottes Vorsehung

Menschen fragen heute: Hat Gott alles, was geschieht, vorherbestimmt? Leitet er auch unser Leben?

Von Wolf Krötke

„Gottes Hand und Führung ist mir so gewiß, daß ich hoffe, immer in dieser Gewißheit bewahrt zu werden. Du darfst nie daran zweifeln, daß ich dankbar und froh den Weg gehe, den ich geführt werde." Das hat Dietrich Bonhoeffer am 23. August 1944 aus dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis in Berlin-Tegel geschrieben. Ähnliche Aussagen finden wir auf allen Etappen seines Lebensweges. Der Glaube an den Gott, der das Leben eines Menschen ganz persönlich leitet, war ein Herzstück seiner Frömmigkeit. Er hat ihm die Kraft gegeben, sich unermüdlich für die von Nazis drangsalierte Bekennende Kirche einzusetzen. Dieser Glaube hat ihn auch bei seiner Beteiligung an dem gefährlichen Widerstand gegen Hitler getragen. „Ich muß die Gewißheit haben können, in Gottes Hand zu sein und nicht in Menschenhänden. Dann wird alles leicht", heißt es an anderer Stelle in den Briefen aus dem Gefängnis.

Bonhoeffer wird heute in der weltweiten Christenheit geradezu als ein „Heiliger" verehrt. Dazu haben die beeindruckenden Zeugnisse von seinem Glauben an den führenden Gott sicherlich beitragen. Aber im Grunde ist dieser Glaube im Leben einer christlichen Gemeinde gar nicht so etwas Besonderes. Die Erwartung, dass Gott die Geschicke des persönlichen Lebens, ja der Welt zum Besten lenkt, ist hier ohne Zweifel zu Hause. Jedes Fürbittengebet wendet sich an Gott, um ihn angesichts der Nöte und Probleme in unserem Leben und in der Welt zum Eingreifen zu bewegen. Unsere Kirchenlieder spiegeln in großer Breite eine Frömmigkeit, die Gott als Lenker und Leiter nicht nur unseres Lebens und der Geschichte, sondern auch der Natur versteht. „Der Wolken Luft und Winden gibt Wege Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da Dein Fuß gehen kann", heißt es in Paul Gerhardts Lied „Befiehl du deine Wege" (EG 361).

Basisinformation

Gottes Vorsehung gehört zu seinem Schöpferhandeln. Wie besonders die Psalmen betonen, erhält der Schöpfer das Geschaffene und lenkt es in seiner Weisheit nach seinem Willen. Ohne dieses Erhalten und Lenken könnte die Schöpfung nur wieder „zu Staub" werden (Psalm 104,39). Gott ist mit seinem belebenden Schöpfergeist besonders den Menschen gegenwärtig. Seine „Hand" führt sie und „seine Rechte" hält sie selbst in extremen Situationen (Psalm 139,10). Ihm verdanken Menschen alles, was sie für ihr Leben brauchen (vergleiche Psalm 147). Diesen Glauben hat auch Jesus geteilt. Seine Verkündigung des Reiches Gottes verweist immer wieder auf die Güte des Schöpfers, der für seine Geschöpfe sorgt (zum Beispiel Matthäus 6,25–32). Mit der Bitte des Vaterunsers um das tägliche Brot ist der Glaube an Gottes Vorsehung im Leben jeder christlichen Gemeinde verankert.

Es ist üblich geworden, dieses Handeln Gottes mit dem Begriff „Vorsehung" zu bezeichnen. Doch was darunter zum Beispiel auch in den Liedern Paul Gerhardts verstanden wurde, bereitet heute nicht wenigen Menschen Probleme. Denn die Vorstellung, dass Gott unmittelbar in Naturvorgängen wirkt, ist mit unserer Kenntnis der Naturgesetze schwer vereinbar. Zwar wissen wir, dass es im kosmischen Werden des Universums und im Werden des menschlichen Lebens unabsehbar viele unvorhersehbare Ereignisse gibt. Die Wissenschaft bezeichnet sie als „Zufall". Die Theologie denkt darüber nach, ob diese „Zufälle" mit dem Wirken des schöpferischen Geistes Gottes erklärt werden können. Dass jedoch die Naturgesetze gewissermaßen Spielbälle Gottes sind, ist die religiöse Vorstellung einer vergangenen Zeit.

Gott überlässt die Welt nicht sich selbst

Dennoch darf das Anliegen des Glaubens an Gottes Vorsehung nicht fallen gelassen werden. Dieser Glaube vertraut darauf, dass der Schöpfer die geschaffene Welt nicht sich selbst überlässt. Er bleibt ihr in der Kraft seines schöpferischen Geistes gegenwärtig. Wir wissen nicht, wie sich diese Gegenwart auf die Natur als solche auswirkt. Der Glaube ist keine quasi wissenschaftliche Theorie von Gottes Welterhaltung. Aber er geht davon aus, dass die natürlichen Bedingungen unseres Daseins von Gott nicht nur irgendwann, sondern heute gewollte und bejahte Bedingungen sind. Trotz der schweren Probleme, die sie Menschen bereiten können und bereiten, ist das von großer Bedeutung für unsere Einstellung zum Leben. Der Glaube an den Schöpfer, der seiner Schöpfung gegenwärtig bleibt, ist eine Quelle der Gewissheit, an einem guten Ort inmitten eines riesigen, schweigenden Universums zu leben.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Haben Sie die Erfahrung gemacht, dass Ihr Leben von Gott geführt wird?
2) Wünschen Sie sich, dass Gott stärker in die Natur und unser Leben eingreift?
3) Kann man angesichts der Übel in der Welt überhaupt an Gottes Vorsehung glauben?

Zugang zum Thema

– Roman: Bruce Marshall, Das Wunder des Malachias. Dazu der gleichnamige Film von Bernhardt Wicki (1961)
– Film: Minority Report (Regie: Stephen Spielberg, USA 2002)

Hängen wir als Menschen **an Gottes Strippen**? Oder überlässt Gott die Welt sich selbst?
Foto: alphaspirit/Fotalia.com

Das Lob des Schöpfers wird darum in einer christlichen Gemeinde niemals verstummen.

Gott verpasst uns keine Zwangsjacke

Damit ist die Frage, ob Gott auch das Leben von uns Menschen, ja der ganzen Menschheit „führt“, aber noch nicht beantwortet. Sie scheint aber einfacher zu sein, als die Frage nach Gottes Erhaltung und Lenkung der Natur. Hier sind keine komplizierten Deutungen naturwissenschaftlicher Einsichten vonnöten. Denn dass Gott mit seinem Geist und Wort Menschen dazu bewegen kann, sich seiner Menschenliebe zu öffnen und dementsprechend zu handeln, ist eine Erfahrungstatsache. Die Fürbitten der Gemeinde sind darum ohne Weiteres nachvollziehbar. Sie zielen darauf, dass Gottes Geist menschliches Sinnen und Trachten zum Besten seiner Geschöpfe bestimmen und bewegen möge. Vorausgesetzt ist dabei, dass Gott „voraussieht“, was für uns gut ist und was nicht.

Dennoch ist der Begriff der „Vorsehung“ belastet. Er kann nämlich zu der Ansicht verführen, unser Leben sei in den Händen eines geheimnisvollen, dunklen Geschicks. Adolf Hitler war zum Beispiel der Meinung, dass ihn die „Vorsehung“ „Politiker“ werden ließ. Aber auch abgesehen vom Missbrauch dieses Begriffs durch einen Massenmörder befördert er die Vorstellung, wir seien letztlich Marionetten Gottes. Doch das kann der Glaube an den führenden und lenkenden Gott unseres Lebens niemals meinen. Denn der Schöpfergott hat uns die Freiheit geschenkt, dem Walten seiner Liebe selber zuzustimmen. Sein Lenken unseres Lebens ist deshalb immer mit einem kräftigen Werben um unser Einstimmen in seinen Willen verbunden. Es verpasst uns kein Zwangsjacken.

Wie uns Jesus Christus lehrt, lenkt Gott unsere Geschichte und unser Leben vielmehr auf Wegen der Liebe. Das aber sind immer Wege der Freiheit. Weil sich Menschen jedoch dem einzig angemessenen Gebrauch ihrer von Gott geschenkten Freiheit verweigern, wird unsere Welt unablässig vom Aufstand der ungelenkten Gewalten der Vernichtung geplagt. Dietrich Bonhoeffer hat dem das Bekenntnis entgegengesetzt: „Ich glaube, daß Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will.“ Und er hat hinzugefügt: „Ich glaube, daß auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und daß es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden, als mit unseren vermeintlichen Guttaten.“

Das sind gewagte Sätze. Sie spiegeln aber die Gewissheit wider, dass „Böses“, „Irrtümer“ und „Fehler“ von Menschen keine Sackgassen für Gottes Führen und Leiten unseres Lebens sind. In der Regel erkennen wir das erst hinterher, nachdem wir durch das „finstere Tal“ (Psalm 23,4) geschritten sind. Da ordnet sich unser Leben zu einem Weg, den wir in der Hektik des Unterwegsseins nicht zu erkennen vermochten. Der Glaube an den führenden Gott greift dieser späten Erkenntnis vor. Er hilft standzuhalten, wenn Böses, Irrtümer und Fehler unseren Lebensweg zu verdunkeln drohen. Er gibt unserem Leben Rückgrat und Perspektive. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Glauben und Wissenschaft; Wunder in der Bibel; Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Grenzen der Schöpfung oder die Theodizeefrage; Sinn des Lebens
2) Bibeltexte: Psalm 104, 139, 147; Matthäus 6,25–32
3) Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Dietrich Bonhoeffer Werke Band 8, München 1998; Klaus Berger, Wer bestimmt unser Leben? Schicksal – Zufall – Fügung, Gütersloh 2002

Geschöpfsein als Auftrag

Menschen fragen heute: Warum sollen wir uns für kommende Generationen verantwortlich fühlen? Ist es im schweigenden Universum nicht egal, was wir aus der Erde machen?

Von Ruth Misselwitz

Ist alles miteinander verwoben, voneinander abhängig – das unendlich Ferne wie das ganz Nahe, die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft? Hinterlässt mein Tun oder Lassen Spuren in dem großen Universum oder verliert es sich im Nichts? Die alten Mythologien, die im großen Menschheitsgedächtnis von einer Generation zur anderen weitergegeben werden, erklären die Welt als ein von einer oder mehreren Gottheiten geschaffenes Ganzes. Der lateinische Begriff „Universum“ bezeichnet die Gesamtheit aller Dinge. Der griechische Begriff „Kosmos“ setzt dem noch einen wichtigen Akzent hinzu – die Ordnung – also das Gegenstück zum Chaos. Es bezeichnet die sichtbare Welt als das geordnete, harmonische Ganze.

Wie schön und gut diese Ordnung ist, bestätigt der biblische Erzähler im ersten Schöpfungsbericht am Ende eines jeden Tages mit den Worten: Und Gott sah, dass es gut war (1. Mose 1 – 2,4). Wie stark sie aber durch den ständig drohenden Einbruch des Chaos bedroht ist, erzählt die Sintflutgeschichte (1. Mose 7,1 – 22), in der die ganze Ordnung wieder dem Chaos preisgegeben wurde. Aber mit dem Versprechen gegenüber Noah, nicht mehr die Erde zu verfluchen um der Bosheit des Menschen willen (7. Mose 21f.), wird solch einem Gottesbild ein Ende gemacht, das einen unberechenbaren Gott zeichnet, der seinen Zorn in Naturgewalten gegen die Menschen ausübt. Der Mensch muss von nun an selbst seinen Anteil an diesen Katastrophen verantworten.

In den beiden Schöpfungsberichten der Bibel wird die Menschheit zum einen beauftragt, sich die Erde untertan zu machen (1. Mose 1,28), zum anderen, sie zu bebauen und zu bewahren (1. Mose 2,15). Der Befehl, über die Erde zu herrschen, ist eine deutliche Absage an das damalige Weltbild, dass die Erde und Gestirne Gottheiten sind, denen man ausgeliefert ist und sich ihnen unterwerfen muss. Alles wird dem einen Gott untergeordnet, der die Gestirne als einfache „Lichter“ an den Himmel montiert und den Menschen, den er zu seinem Ebenbild schafft, an die Spitze der Schöpfung stellt. Mit dem Befehl, den Garten Eden zu bebauen und zu bewahren, erhält er zudem den Auftrag, die Früchte dieser Erde zu säen und zu ernten und die Ordnung dieser Welt zu schützen vor dem Einbruch des Chaos.

Mehr Freiheit, aber auch mehr Verantwortung

Der jüdische Theologe Martin Buber beschreibt die Beziehung zwischen Gott, Mensch und Schöpfung in einem eindrücklichen Bild: „Jedes werdende Menschenkind ruht, wie alles werdende Wesen, im Schoß der großen Mutter; der ungeschieden vorgestaltigen Urwelt. Von ihr auch löst es sich ins persönliche Leben ... Es ist aus der glühenden Finsternis des Chaos in die kühle, lichte Schöpfung getreten, aber es hat die noch nicht ... es muss sich seine Welt erschauen, erhorchen, ertasten, erbilden.“

Die Welt als ein geschaffenes und Geist durchwirktes Ganzes prägte die Vorstellungswelt des Menschen bis in die Neuzeit hinein. Mit der Aufklärung und der zunehmenden Entwicklung der Naturwissenschaften wurde die Welt entmythisiert, also ohne den Gebrauch von Mythen erklärt. Das schaffte mehr Freiheit, aber auch mehr Verantwortung. Das Bewusstsein des Mitverwobenseins in die Natur, aber auch des Ausgeliefertseins an die Natur und ihre Abläufe wurde nun abgelöst durch das Bewusstsein der Beherrschbarkeit der Natur.

Wir nehmen heute mit großer Sorge wahr, wie es aussieht, wenn der Mensch die Herrschaft über die Natur übernimmt. Uns steht die Ausbeutung der Natur vor Augen, zu der Gottes Geschöpfe fähig sind. Wir sehen mit Schrecken die von Menschen verursachte Störung des ökologischen Gleichgewichtes. Wir beklagen das Aussterben

Basisinformation

Es gibt im Ersten Testament zwei Schöpfungsaufträge für den Menschen. Der erste beauftragt ihn, sich die Welt untertan zu machen und über alle Lebewesen zu herrschen (1. Mose 1,28). Im zweiten setzt Gott den Menschen in den Garten Eden und beauftragt ihn, den Garten zu bebauen und zu bewahren. Vornehmste Aufgabe des Menschen aber ist der Lobpreis Gottes und die Danksagung über das geschenkte Leben (vergleiche Hiob und die Schöpfungspsalmen 96; 104 und 136). Alles Geschöpfte aber steht unter dem Zeichen der Vergänglichkeit und des Todes und sehnt sich nach Erlösung (Jesaja 65,17ff.; Römer 8,18ff.).

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Glauben Sie, dass Sie einen göttlichen Auftrag für die Welt haben? Und wie sieht der aus?
2) Wenn es in der Natur eine Leiter gäbe, auf der alles Geschöpfte seinen Platz hat – auf welcher Stufe sehen Sie sich?
2) Empfinden Sie sich ohnmächtig gegenüber der zunehmenden weltweiten Umweltzerstörung oder sehen Sie eigene Handlungsspielräume, dem etwas entgegenzusetzen?

Zugang zum Thema

– Filme: Bruce Allmächtig (Regie: Tom Shadyac, USA 2003); We feed the world. Essen global (Regie: Erwin Wagenhofer, A 2006)

Der Mensch ist Teil der **Natur** und beauftragt, sie zu **bewahren.** Foto: JoeEsco/photocase.com

von Tierarten. Die Erkenntnis, dass die Ressourcen der Erde begrenzt sind, dass das Eingreifen in die Natur Folgen hat, dass die Grenzen des Wachstums erreicht sind, hat der Club of Rome schon 1972 warnend den Industrienationen vorgehalten. Unterdessen hat spätestens die Katastrophe von Fukushima die Einsicht unausweichlich gemacht, dass selbst die vermeintlich positive Nutzung von Atomenergie von Menschen nicht beherrschbar ist. Ihr Gebrauch gefährdet unser Leben auf der Erde und lädt den kommenden Generationen die Last des gefährlichen Atommülls auf.

Wohlstand geht auf Kosten anderer

Ein neues Umweltbewusstsein führte in den 1980er Jahren zu einem neuen kirchlichen und politischen Handeln. Die Friedens- und Umweltbewegung und die feministische Bewegung machten auf die Gewalt gegen die Natur, die Schwachen und Benachteiligten aufmerksam. In den Texten der Ökumenischen Versammlung für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung von 1989 heißt es: „Die vielfache und globale Bedrohung der Schöpfung fordert in den hoch entwickelten Industrieländern … eine Umkehr zu neuen Wertvorstellungen, Bedürfnissen und Lebensweisen … Der Wohlstand und Luxus in Europa wurde auf Kosten sowohl der nahen als auch der entfernten Welt erreicht. Jetzt stoßen wir mit unserem Tun an die Verträglichkeitsgrenzen unserer Umwelt. Ständiges quantitatives Wirtschaftswachstum ist nun gleichbedeutend mit weiterer Zerstörung der Natur, Gefährdung der Lebensgrundlagen künftiger Generationen, Verarmung vieler Völker und Heraufbeschwörung von inneren sozialen und äußeren militärischen Konflikten um die Ressourcen dieser Welt."

Das Bewusstsein, dass alle Dinge in der Natur voneinander abhängen und aus einem Ursprung kommen, erhält unter anderem auch Nahrung aus der Theorie des Urknalls. Der Mensch ist ein Teil dieser Welt, aus ihrer Materie geformt und von Gott eingesetzt, die Natur zu erforschen, sie zum Wohle aller zu nutzen und sie vor dem Chaos zu bewahren. Stören wir auf der Erde diese Ordnung, handeln wir gegen unseren Auftrag. Unser Tun oder Lassen bleibt nicht folgenlos im großen Universum, unser Glaube aber an einen menschenfreundlichen und gnädigen Gott, der selbst unsere Untaten in Gutes verwandeln kann, lässt die Hoffnung niemals versiegen. ■

Ruth Misselwitz ist Pfarrerin der Evangelischen Kirchengemeinde Alt-Pankow in Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Mensch als Gottes Geschöpf; das Böse; Sünde; christliche Ethik; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Bibeltexte: 1. Mose 11; Das Buch der Weisheit 7+8; Matthäus 6,25–34; Offenbarung 21,1–5;
3) Literatur: Dorothee Sölle, Mystik und Widerstand, Hamburg 1997; Martin Buber, Das dialogische Prinzip, Gerlingen 1994; Texte der Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung 1989 (www.oikumene.net); Franz Alt, Die Sonne schickt uns keine Rechnung, München 2009; Hermann Scheer, Der energethische Imperativ, München 2010

Der historische Jesus

Menschen fragen heute: War Jesus von Nazareth ein Mensch wie wir? Stimmt das, was die Evangelien von ihm erzählen?

Von Jens Schröter

Der christliche Glaube gründet auf dem Wirken und Geschick Jesu, eines Juden aus dem kleinen Ort Nazareth. Er ist um das Jahr 30 in Galiläa und Umgebung aufgetreten und wurde kurze Zeit später in Jerusalem am Kreuz hingerichtet. Zu den wichtigsten Merkmalen seines Wirkens gehört die Gründung einer Gemeinschaft von Nachfolgern, in deren Zentrum ein Kreis von zwölf Männern als symbolische Repräsentation der zwölf Stämme Israels stand.

Kurze Zeit nach seinem Begräbnis machten Angehörige dieses Kreises, aber auch andere – darunter etliche Frauen aus seiner Anhängerschaft – die Erfahrung, dass Jesus nicht im Tod geblieben war. Er erschien ihnen in neuer Weise als lebendig und eröffnete damit die Geschichte der Ausbreitung seines Zeugnisses als des von Gott auferweckten und erhöhten Herrn.

Die Zeugnisse des Neuen Testaments deuten die Geschichte Jesu im Horizont dieser Ostererfahrungen. Sie kommen in den Bekenntnissen zum Ausdruck, dass Jesus der Gesalbte (Messias, Christus) ist, der von Gott in die Welt gesandte Sohn und über alle Mächte eingesetzte Herr. Es kann sogar über ihn heißen, dass er schon vor dem Ursprung der Welt bei Gott war und selbst am Wesen Gottes Anteil hat (so etwa in Johannes 1,1–3). Später wurde diese Überzeugung in dem Bekenntnis ausgedrückt, dass Jesus Christus zugleich wahrer Mensch und wahrer Gott ist.

Die Frage nach dem „historischen“ Jesus entstand dagegen erst im 18. Jahrhundert. Nunmehr wurden die biblischen Zeugnisse mit dem Maßstab der historisch-kritischen Vernunft gelesen, und es wurde zwischen den historischen Ereignissen und ihrer Deutung aus der Sicht des christlichen Glaubens unterschieden.

Basisinformation

Die Frage nach dem „historischen“ Jesus ist ein Produkt der historisch-kritischen Bibelwissenschaft, die sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelte. In ihrem Zentrum steht das Verhältnis von den historischen Ereignissen des Wirkens und Geschicks Jesu zu ihrer Deutung aus der Sicht des christlichen Glaubens. Beides ist nicht gegeneinander auszuspielen. Vielmehr hält die Forschung über den historischen Jesus im Bewusstsein, dass das Christentum auf einem konkreten geschichtlichen Geschehen gründet. Die Beschäftigung mit dem historischen Jesus hat deshalb für den christlichen Glauben grundlegende Bedeutung.

Diese Unterscheidung ist ein wesentliches Merkmal der historisch-kritischen Jesusforschung, das diese seit ihren Anfängen begleitet und unterschiedlich bewertet wird. In einer extremen Lösung wird der historische Befund gegen das Glaubenszeugnis gestellt und eine Unvereinbarkeit zwischen beidem behauptet. Solche Versuche lassen sich vom Beginn der Frage nach dem historischen Jesus bei Hermann Samuel Reimarus im 18. Jahrhundert bis hinein in die jüngste Gegenwart beobachten. Dem gegenüber steht die nicht minder radikale Lösung, den historischen Befund hinter dem Glaubenszeugnis zum Verschwinden zu bringen und die Frage nach dem historischen Jesus für unwichtig und unbeantwortbar zu erklären. Auch diese Lösung begleitet die Jesusforschung seit ihren Anfängen.

Fruchtbarer ist indes, nach Konturen zu fragen, die vom Auftreten Jesu zur Entstehung des christlichen Glaubens geführt haben. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass alle Zeugnisse über Jesus Deutungen von Erfahrungen sind, die Menschen mit Jesus gemacht haben und dabei Gott und die Geschichte im Licht des Glaubens an Jesus Christus neu verstehen lernten. In der neueren Jesusforschung hat sich dafür die Rede vom „erinnerten Jesus“ eingebürgert. Sie bringt zum Ausdruck, dass es sich bei Darstellungen des „historischen Jesus“ um auf unserem Kenntnisstand und unserer Wirklichkeitssicht beruhende Entwürfe handelt, die wie alle historische Erkenntnis zeitbedingt und revidierbar sind. Die Vielzahl unterschiedlicher Jesusdarstellungen legt davon beredtes Zeugnis ab.

Die aktuelle Jesusforschung hat sich darauf konzentriert, den historischen, kulturellen und politischen Kontext des Wirkens Jesu genau zu beschreiben. Dazu wurde auch das Galiläa der ersten Jahrzehnte des ersten Jahrhunderts genauer erforscht. Dabei trat der jüdische Charakter dieser Region in den Blick und ließ deutlich werden, dass Jesus inmitten der Schriften und Traditionen des Judentums seiner Zeit aufwuchs.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) In welchem Verhältnis stehen der „historische Jesus“ und der „Christus des Glaubens“ in den Evangelien des Neuen Testaments?
2) Warum wurde Jesus von Johannes getauft?
3) Wie nehmen Sie Ihre Wirklichkeit wahr? Verstehen Sie sie im Licht des Anbruchs der Gottesherrschaft?

Zugang zum Thema

– Lesen Sie eine Heilungsgeschichte oder eine Gleichniserzählung. Was ist daran historisch?
– Filme: Life of Brian (Regie: Monty Python, GB 1979); Das erste Evangelium nach Matthäus (Regie: Pier Paolo Pasolini, I 1964)

Jesus spricht zu den Jüngern. Buchmalerei, Meister der Reichenauer Schule, um 1010.
Quelle: wikipedia

Jesus war kein Revolutionär – Galiläa ging es gut

Wichtig ist weiter, dass Galiläa kein sozialer Unruheherd war, so dass sich weder die Verkündigung Jesu noch die Gründung eines Kreises von Nachfolgern aus den galiläischen Dörfern als sozialrevolutionäres Programm auffassen lassen. Die Ausgrabungen in Galiläa haben vielmehr eine Region im wirtschaftlichen Aufschwung zutage treten lassen, die mit den umliegenden Gebieten durch Handelsstraßen verknüpft war und vom Export von Handelsgütern wie Keramik, Öl und Fisch vom See Genezareth lebte.

Die Verkündigung des in seinem Wirken anbrechenden Gottesreiches hatte bei Jesus also nur indirekte politische und soziale Bedeutung. Wenn er die Armen selig preist und mit den Zöllnern und Sündern Tischgemeinschaft hält, knüpft er an die großen Traditionen Israels von der heilvollen Nähe Gottes gerade bei den Leidenden und Verachteten an. Im Zentrum seines Wirkens steht die Vermittlung der Nähe Gottes, von der er in den Gleichnissen erzählt, die in seinen Heilungen und Mahlgemeinschaften erfahrbar wird und die im Gebet Jesu, in dem er Gott als „Vater“ anzureden lehrt, in besonders dichter Weise zum Ausdruck kommt. Soziale und politische Implikationen hatte das insofern, als der Anspruch Gottes auf sein Volk und dessen Land zugleich andere Ansprüche in Frage stellte – in diesem Fall diejenigen des Landesherrn Jesu, des Herodessohnes Antipas.

Die Überzeugung Jesu, von Gott mit der Aufrichtung seines Reiches beauftragt zu sein, kommt in seiner souveränen Auslegung des jüdischen Gesetzes prägnant zum Ausdruck. Jesus legt es so aus, dass darin der Wille Gottes deutlich wird. Dies kann durchaus in polemischer Abgrenzung gegenüber anderen Interpretationen – etwa derjenigen der Pharisäer – geschehen.

Der hohe Anspruch, den Jesus mit seinem Wirken verband, führte zum Konflikt mit den jüdischen Autoritäten seiner Zeit. Diese sahen darin eine nicht hinnehmbare Infragestellung der Autorität des einzigen Gottes. Damit ist zugleich der entscheidende Differenzpunkt zwischen den Anhängern und den Gegnern Jesu benannt, der später zur Trennung von Judentum und Christentum führen sollte.

Die Hinrichtung Jesu durch die römische Administration in Jerusalem folgte dagegen vornehmlich politischen Rationalitäten. Die Römer verurteilten Jesus aufgrund der seinetwegen entstandenen Unruhen im jüdischen Volk als Aufrührer und kreuzigten ihn als „König der Juden“, also als einen, der sich die Königswürde angemaßt habe.

Für die Anhänger Jesu war dies zunächst das grausame Ende der großen Hoffnung auf die Wiederherstellung Israels. Kurz darauf wurde ihnen jedoch die Erfahrung zuteil, dass die Hinrichtung Jesu nur das Ende seines irdischen Weges war. Seine Auferstehung eröffnete dagegen ein neues Verständnis seiner Sendung, die sich fortan nicht mehr nur an Israel richtete, sondern einen neuen Bund Gottes mit allen Menschen begründete. ■

Jens Schröter ist Professor für Neues Testament an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Neues Testament; Bibel als Wort Gottes; Wunder in der Bibel; Bibel und Bekenntnis; Tod Jesu; Auferstehung Jesu; Bergpredigt; Vaterunser
2) Bibeltexte: Markus 2,1–12; Matthäus 5,17–48; Lukas 3,1–17
3) Verwandte Probleme: Die Evangelien als historische Dokumente und als Glaubenszeugnisse; historische Forschung und Wahrheit
4) Literatur: Jens Schröter, Jesus von Nazaret. Jude aus Galiläa – Retter der Welt, Leipzig 2. Auflage 2009; Martin Ebner, Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können, Stuttgart 2007; Ludger Schenke u.a., Jesus von Nazaret – Spuren und Konturen, Stuttgart 2004

Der Tod Jesu

Menschen fragen heute: Warum musste Jesus am Kreuz sterben?
Ist Jesu Tod ein von Gott gewollter „Opfertod“?

Von Cilliers Breytenbach

Der römische Historiker Tacitus berichtet, dass Jesus von Nazareth Anfang der dreißiger Jahre des ersten Jahrhunderts in Jerusalem hingerichtet wurde. Man kreuzigte ihn auf Befehl des römischen Präfekten Pontius Pilatus kurz vor einem Passafest, bei dem sich tausende jüdische Pilger aus dem Mittelmeerraum und aus Galiläa in Jerusalem versammelt hatten. Die Kreuzigung war eine Strafe für politisch Aufständische. Es ist darum wahrscheinlich, dass Jesus als politischer Aufrührer hingerichtet wurde. Doch das war Jesus sicherlich nicht, auch wenn einige ihn für den Messias, den Gesalbten (Christus), hielten, der die Dynastie des Königs Davids wieder errichten und Israel von der römischen Fremdherrschaft befreien wird.

Aber Jesus hatte etwas ganz anderes vor, als gegen die Römer zu kämpfen. Wie es bei Pilgern üblich war, ging er in den Tempel. Was er dort sah, brachte ihn so auf, dass er die Händler und Geldwechsler aus dessen Vorhallen vertrieb. Spätestens nach dieser Aktion müsste er damit gerechnet haben, dass es in Jerusalem für ihn gefährlich werden könnte. Die Auseinandersetzung im Tempel heizten die Erwartungen, die an ihn geknüpft wurden, in der Tat an. Nach seiner Hinrichtung, so erzählt der Evangelist Lukas, sagte Kleopas auf dem Weg nach Emmaus über Jesus: „Wir aber hofften, er sei es, der Israel befreien werde“ (Lukas 24,21). Der Evangelist Johannes berichtet, dass der damalige jüdische Hohepriester Kaiphas angesichts solcher Erwartungen gesagt haben soll: „Es ist besser für euch, ein Mensch sterbe für das Volk, als dass das ganze Volk verderbe“ (Johannes 11,50). Den Grund der Hinrichtung zeigt ein Brett oben auf dem Kreuz: „Der König der Judäer“. Das war die Vollendung des römischen Spotts, der mit dem Aufsetzen einer Dornenkrone begann.

Der Tod Jesu löste zunächst Verwirrung aus. Selbst die engsten Nachfolger flohen. Wenn es nicht Josef von Arimathäa gegeben hätte, der den Fremden aus Galiläa in sein Grab legte, wäre Jesu Leichnam verscharrt worden. Es blieben nur die Frauen aus Galiläa. Sie erzählten nach drei Tagen als Erste, dass das Grab leer war und Jesus ihnen erschienen sei. Die Erfahrung von Erscheinungen des auferstandenen Jesus, die auch andere machten, ist der Anfang einer neuen Bewertung der Hinrichtung Jesu. Sie begegnet uns in den ältesten christlichen Dokumenten, den Paulusbriefen (ab 49 nach Christus). Paulus nimmt hier Deutungen des Todes Jesu auf, die schon vor seiner Aposteltätigkeit in den Gemeinden vertreten wurden.

Zweierlei war dabei wichtig. Zum einen: Der gekreuzigte „König der Judäer“ starb als Gottes „Gesalbter“, als Christus. Zum anderen: Man konnte an das anknüpfen, was Jesus am Abend vor seinem Tod bei einem Mahl mit seinen engsten Vertrauten tat und sagte. Er brach symbolisch das Brot, gab es ihnen und sagte: „Nehmt, das ist mein Leib“ (Markus 14,22). Es blieb aber offen, in welchem Sinne Menschen von seinem Tod profitieren würden. Für Juden bot sich an, das auf der Linie von Jesaja 53 zu verstehen: Ein Mensch übernimmt die Strafe der anderen, um ihr Leben zu retten. Doch Jesaja 53 (ein Text, der übrigens keine Opfervorstellung enthält) wurde erst relativ spät im 1. Petrusbrief zur Deutung des Todes Jesu herangezogen.

Basisinformation

In der kirchlichen Tradition hat die Auslegung des Todes Jesu als Sühnopfer für die Sünden der Menschheit ein starkes Gewicht bekommen. Anselm von Canterbury (gestorben 1109) war dabei federführend. Er hat den Kreuzestod Jesu als von Gott gefordertes Opfer interpretiert, mit dem seine durch die Sünde der Menschen verletzte Ehre als Schöpfer wiederhergestellt werden kann. Heute empören sich Menschen zu Recht gegen die Vorstellung, dass Gott ein Menschenopfer verlangt, um uns wohlgesonnen zu sein. Sie können sich dabei auf die Bibel berufen, doch im Neuen Testament klingt die Vorstellung, dass Gott ein Blutopfer für die Sünden der Menschheit verlangt, allenfalls am Rande an. Wesentlich ist hier die Glaubenserfahrung, dass der Tod Jesu uns ein neues Leben frei von der Last der Sünde ermöglicht.

Jesus starb für ein neues Gottesverhältnis

Das Urchristentum verstand diesen Tod zunächst anders. Es hatte die Notlage vor Augen, in der ein Mensch für einen anderen stirbt, um ihn vor dem drohenden eigenen Tod zu retten. Wir kennen die Vorstellung des „Sterbens für“ oder der „Hingabe für“ im ersten Jahrhundert nach Christus auch durch den jüdischen

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Ist Ihnen die Vorstellung anstößig, dass Jesus für unsere Sünden gestorben ist?
2) Halten Sie es für überholt, dass sich ein Mensch für andere opfert?
3) Kann der Tod eines Menschen für andere Ausgangspunkt für ein neues Leben sein?

Zugang zum Thema

– Filme: Sieben Leben (Regie: Gabriele Muccino, USA 2008); Bonhoeffer – Die letzte Stufe (Regie: Eric Till, USA/D/CDN 1999); Das Herz von Jenin, (Regie: Leon Geller, D 2008)

„**Das ist mein Leib**, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis."
Foto: epd

Philosophen Philo. Sie geht aber auf die Wirkungsgeschichte der Tragödien des Euripides zurück, die bis in die Spruchtradition und die Wandmalerei hinein weit verbreitet waren. Sie erlaubte es dem jungen Christentum, den Kreuzestod Jesu Christi als Sterben oder Hingabe „für" die Seinigen zu interpretieren. Jesus Christus starb, um sie aus der ausweglosen Situation der Entzweiung mit Gott zu retten. Er starb, um sie in eine neue Ausgangssituation im Verhältnis zu Gott und zu ihren Mitmenschen zu stellen. Paulus zitiert Teile dieser Glaubenstradition: „Christus ist für unsere Sünde gestorben nach den Schriften" (1. Korinther 15,3). Er wurde dahingegeben „für unsere Übertretungen" (Römer 4,25). Er starb, um die unheilvollen Folgen der Übertretungen von Gottes Willen mit den Menschen abzuwenden. Wir finden diese Deutung des Todes Jesu nicht nur bei Paulus, sondern auch im Johannesevangelium.

Jesu Tod war kein Opfer im kultischen Sinn

Leider hat eine verkehrte Übersetzung von Römer 3,25–26 dazu beigetragen, dass die Meinung entstehen konnte, Gott „opfere" den Menschen Jesus, wie es einst Abraham mit Isaak vorhatte. Doch vom „Sühnopfer", wie es in der revidierten Lutherbibel steht, ist in diesem Text nicht die Rede. Paulus redet hier von dem Ort der gnädigen Gegenwart Gottes. Vielleicht hat er das ganz allgemein verstanden. Es gibt keinen Ort in der Welt, an dem Gottes Gnade so erwiesen wird, wie im Kreuzestod Jesu Christi. Es spricht aber auch viel dafür, dass Paulus hier die alttestamentliche Vorstellung im Sinn hat, dass der Raum der Gegenwart Gottes sich über der im Tempel aufbewahrten Bundeslade befindet. Diesen Raum nimmt jetzt der gekreuzigte Christus ein. Römer 3,25 ist eher zu übersetzen: Gott hat Jesus Christus „durch dessen gewaltsamen Tod für den Glauben öffentlich hingestellt als Gnadenort zum Erweis seiner Gerechtigkeit". Bei einer Kreuzigung geht es nicht um eine Opferung im kultischen Rahmen.

Scheidet Römer 3,25 als Beleg für die Deutung des Todes Jesu als Opfer aus, dann bleibt im Neuen Testament nur Epheser 5,2, der Hebräerbrief, das schützende Passalamm (1. Korinther 5,7 und Johannes 18,28; 19,34) und eventuell das „geschlachtete Lamm" der Offenbarung (5,6 und 12), um den Tod Christi als Opfer zu verstehen. Aber auch hier begegnet uns die heute so kritisierte Vorstellung, dass der Tod Jesu ein von Gott gewollter Opfertod zur Selbstbeschwichtigung war, nicht. Eine Nötigung, den Tod Jesus als Opfertod zu verstehen, besteht vom Neuen Testament her nicht, denn grundlegende urchristliche Theologen wie Paulus und der Evangelist Johannes konnten den Tod Jesu deuten, ohne auf Vorstellungen wie Sühne, Opfer oder Genugtuung zurückzugreifen. Wir, denen eine viel spätere Vorstellung, dass Gott Leben geopfert werden muss, ohnehin fremd ist, müssen das auch nicht. ■

Cilliers Breytenbach ist Professor für Neues Testament an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Sünde; Böse; historischer Jesus; Vaterunser; dreieiniger Gott; Abendmahl; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Bibeltexte: Markus 14,22–25; Römer 3,21–26; 5,6–8; 1. Korinther 15,3–5; 1. Thessalonicher 5,4–11
3) Gedicht „Christen und Heiden" von Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Gütersloh 1994 (auch im Internet zu finden)
3) Literatur: Heino Falcke, Die verborgene Herrlichkeit, Weimar 2010; Michael Wolter, „Für uns gestorben". Wie gehen wir sachgerecht mit dem Tod Jesu um?, in: Volker Hampel/Rudolf Weth (Hrsg.), Für uns gestorben. Sühne – Opfer – Stellvertretung. Neukirchen–Vluyn 2010, 1–15

Die Auferweckung des Gekreuzigten

Menschen fragen heute: Haben sich die Jünger die Auferstehung Jesu bloß eingebildet?
Wer hat in meinem Leben das letzte Wort?

Von Rolf Wischnath

Wer hat in meinem Leben das letzte Wort? Welche Macht hat der Tod über mich? Was geschieht mit mir jenseits der Todesgrenze? Gibt es noch ein anderes Leben als dieses, das mit meinem Tod endet? Diese Grundfragen menschlicher Existenz bleiben auch in unserer Zeit dringlich. Ich kann ihnen nicht ausweichen. Immer wieder holen sie mich ein. Spätestens in Todesnähe. Aber wann wäre in meinem Leben nicht Todesnähe?

Mit diesen Fragen setzt sich die Osterbotschaft der Christen auseinander. Und zwar so, dass das Zeugnis von der Auferweckung Jesu Christi von den Toten untrennbar verknüpft ist mit der Hoffnung auf die eigene Auferweckung. Das heißt: Die Osterbotschaft behauptet nichts Geringeres als die Überwindung des Todes des gekreuzigten Jesus; und in ihr ist die Verheißung enthalten, dass auch ich den Tod einmal definitiv hinter mir lassen werde.

Der Apostel Paulus bringt diesen Zusammenhang auf den Punkt, wenn er im ersten Brief an die Korinther schreibt: „Gibt es aber keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferweckt worden; ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist ja unsere Predigt leer, leer auch euer Glaube“ (1. Korinther 15,13–14).

Mir hat dazu einmal einer gesagt: „Es sind inzwischen etwa 30 Milliarden Menschen gestorben. Wenn die Totenauferstehung sich nicht bald ereignet, werden es immer mehr Milliarden. Was für einen Unsinn sollen wir denn überhaupt noch glauben, wenn wir sagen, dass 50 Milliarden Menschen auferweckt werden?“

Die Frage dieses Spötters hat darin ihr Recht, dass sie mir vor Augen führt, was für eine ungeheuerliche Behauptung sich im Glauben an die Auferweckung verbirgt. Jawohl, daran ist überhaupt nichts selbstverständlich und sofort einsehbar. Wenn Gott mir nicht selbst für die Hoffnung auf Auferstehung die Augen und die Sinne öffnet, bleibt es bei aberwitzigen Vorstellungen und einem unverständlichen Gerede darüber. Hier liegt der Grund, weswegen das Neue Testament so zurückhaltend damit ist, das „Wie“ der Auferstehung der Toten zu beschreiben. Auch die Auferweckung des Gekreuzigten in der Osternacht wird ja nirgendwo geschildert und beschrieben.

Der Grund dafür liegt darin, dass mit den Begriffen „Auferstehung/Auferweckung“ und „ewiges Leben“ etwas beschrieben wird, das meine Erwartungen und mein Vorstellungs- und Ausdrucksvermögen überschreitet. Nur von Gott her und auf ihn hin erschließt sich, was „Auferstehung von den Toten“ und „ewiges Leben“ bedeuten. Es gibt kein Jenseits ohne Gott. Und Gottes Verheißung meint nicht, was ich diesseits des Todes sehen und greifen und alltäglich zur Sprache bringen kann. Die Wirklichkeit, die ihr gemäß ist, ist nur in der Auferweckung des gekreuzigten Jesus anschaulich. Ansonsten ist sie unsichtbar und liegt jenseits des Todes und der Zeit. Ich gelange nicht hinter das österliche Geheimnis; ich leuchte es mit meinen Möglichkeiten nicht aus. Aber wie soll ich es dann bezeugen?

Basisinformation

„Du hier? Das kann doch nicht wahr sein!“ So wie ich einen Freund wiedersehe dort, wo ich ihn keinesfalls vermutet hätte, so können wir uns die Reaktion der Jüngerinnen und Jünger vorstellen in der ersten Begegnung mit dem Auferstandenen. Es gibt in den Evangelienberichten gravierende Unterschiede, aber keine unvereinbaren Gegensätze. Es sind verschiedene theologische Akzente, die in ihnen und bei Paulus (1. Korintherbrief 15) gesetzt werden. Alle jedoch bündeln die Erfahrungen mit dem Auferstandenen so, dass sie seine Erscheinungen als schlechterdings überführend schildern. Sie enden nicht in der Schwebe, in der sie anerkannt oder auch bestritten werden könnten, sondern in Erkenntnis und Bekenntnis, durch die die Augenzeugen ihrerseits durch alles Zweifelhafte hindurch „aufgerichtet“ und „auferweckt“ werden. Aber ist denn nicht „das leere Grab“ ein unzweifelhafter Beweis? Das leere Grab ist kein Beweis. Jesu toter Körper hätte ja auch beiseite geschafft werden können. Aber das leere Grab ist ein wichtiges Zeichen für Gottes Macht, die auch in Gräber und in Gefängnisse unserer Seelen hineinzugreifen vermag.

Die Botschaft ist mit Gefahren verbunden

Bevor ich auf diese Frage eine Antwort zu geben versuche, muss vom Missbrauch der Auferstehungsbotschaft die Rede sein. Denn sie ist auch mit Gefahren verbunden: Die Auferweckung des Gekreuzigten und die darin enthaltene Hoffnung auf die Auferstehung der Toten kann auch missbraucht werden als Abkehr von den Problemen und Niederlagen unseres irdischen Lebens.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Wo spüren Sie in Ihrem Leben die Macht des Todes?
2) Wo gibt es heute schon unübersehbare Zeichen der Auferweckung?
3) Was gibt Ihnen Trost? Eine Auslöschung Ihrer Existenz? Ein Schlaf hinweg über alle Zeiten? Ein Hinüberwechseln in die andere Welt Gottes, in der schon jetzt alles gut ist und in der ich auf die Auferweckung der Toten und den neuen Himmel und die neue Erde warte?

Foto: epd

Dann werden österliche Kirchen und Gemeinden zu spirituellen Fluchtburgen vor dem Desaster des Alltags; der Glaube wird verkehrt in individuelle Innerlichkeit und Vertröstung auf ein besseres Jenseits.

Hier muss scharf und klar gesagt werden: Der Glaube an die Auferweckung des Gekreuzigten führt nicht ins bessere Jenseits unter Missachtung des elenden Diesseits. Nicht weg aus unseren Verantwortungsbereichen in ein besseres Land. Nein! Sie führt vielmehr heraus aus den Gräbern, in denen so viele ihre Lebensperspektiven und Hoffnungen begraben mussten – auch ich! Ja! Und noch viel mehr: Der Beginn der neuen Weltgestalt in der Auferweckung des Gekreuzigten lässt die Gegenwart aushalten und sie als Ort unverdrossener Hoffnung wahrnehmen. „Hiergeblieben!“, heißt die Parole des Auferstandenen: „Hiergeblieben!“ Nur so wird der Auferweckungsglaube glaubwürdig und aussagbar, dass wir ihn mit der Diesseitigkeit der Praxis des Glaubens und der Hoffnung bezeugen.

Bis dahin gilt: hiergeblieben

Der Auferstehungsglaube bezieht sich mithin auf das Ereignis der Auferstehung des Gekreuzigten, er lebt in der „Zwischenzeit“ von der Auferstehung damals und der Auferstehung am Ende der Zeit. Und eben für die Zwischenzeit gilt: „Hiergeblieben!“ und doch den Blick erhoben auf ein Ziel, das wir immer wieder durchbuchstabieren müssen, bis es erreicht ist: Totenauferstehung, Verwandlung des Sterblichen in die Unsterblichkeit, der Zeit in das Bleibende – nicht weniger als dies ist Gottes Verheißung, und das wird sein letztes Wort sein. In der Freude über dieses letzte Wort glaube ich an die Auferweckung des Gekreuzigten und an meine Auferweckung, an die Auferweckung aller: mit vorletzten Worten und dem Willen, dem Tod und seinen Kumpanen schon jetzt in diesem Leben zu widerstehen und zu trotzen. Darum darf es heißen: Der Herr ist auferstanden. Er lebt. Wir werden auferstehen. Darum leben wir – schon jetzt. ■

Rolf Wischnath lehrt Evangelische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel. Er war von 1995 bis 2004 Generalsuperintendent des Sprengels Cottbus.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Tod: Grenze und Resultat des Lebens; Auferstehung der Toten und das ewige Leben; Hoffnung auf das Gericht Jesu Christi; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Bibelstellen: Hesekiel 37,1–14; 1. Korinther 15; Markus 16; Lukas 24,13–35; Johannes 21,1–14
3) Literatur: Hans-Joachim Eckstein/ Michael Welker (Hrsg.), Die Wirklichkeit der Auferstehung, Neukirchen-Vluyn 2002; Dietrich Bonhoeffer, Auferstehung, DBW Nr. 16, 471–474, Gütersloh 1996; Joseph Ratzinger (Benedikt XVI.), Jesus von Nazareth. Freiburg 2011; Gerd Lüdemann/ Rolf Wischnath, Streit um die Auferstehung – Der Disput in Fürstenwalde 30.10.1997, Berlin 1998

Die Bergpredigt

Menschen fragen heute: Können Jesu Forderung der Feindesliebe und des Gewaltverzichts erfüllt werden? War Jesus ein weltferner „Schwärmer“?

Von Johanna Haberer

Der indische Freiheitskämpfer Mahatma Ghandi hat zu Lord Irwin, einem britischen Vizekönig Indiens, einmal gesagt: „Wenn Ihr Land und das meinige aufgrund der Lehren zusammenkommen, die von Christus in der Bergpredigt niedergelegt werden, werden wir die Probleme der Welt gelöst haben. Nicht nur diejenigen unseres Landes, sondern die der ganzen Welt.“ Die Probleme der Welt waren damals die gleichen wie heute: Unrecht und Ungerechtigkeit, ungleiche Chancen der Menschen, Gewalt und Unterdrückung, Eigensucht und Ausgrenzung der Benachteiligten, Hoffnungslosigkeit.

Basisinformation

Die Bergpredigt gilt als die Zusammenfassung der Lehre Jesu vom Verhalten und Handeln der Menschen. Sie ist eine Sammlung von Weisheitssprüchen, die vom Evangelisten Matthäus komponiert wurden. Diese Sprüche werden in der theologischen Fachliteratur weitgehend als Originalzitate von Jesus verstanden, zumal eine parallele Komposition in der sogenannten Feldrede beim Evangelisten Lukas (6,20–49) zu finden ist. Die Bergpredigt gilt als der Grundtext christlicher Gewaltlosigkeit. Sie ist bis heute eine Herausforderung für jede politische Ethik aus christlicher Perspektive.

Sie ist die Landkarte für das Reich Gottes

Die Bergpredigt oder die „Berglehre“, wie sie auch genannt wird, umfasst drei Kapitel des Matthäusevangeliums (5–7). Sie gilt als „Originalton“ Jesu. Jede Christin und jeder Christ sollte sie mehr als einmal ganz gelesen haben. Sie enthält die weltberühmten Zitate des Christentums: Die Seligpreisungen, das Ende der Blutrache, das Gebot der Feindesliebe, die „goldene Regel“, das Bild vom breiten und schmalen Weg und das Bildwort vom „Lebenshaus“, das entweder felsenfest steht oder auf Treibsand gebaut ist und deshalb über kurz oder lang einbricht.

Im Matthäusevangelium muss die „Lehre vom Berg“ als programmatische Antrittsrede Jesu verstanden werden. Bei seinem ersten öffentlichen Auftritt formuliert er seinen Therapieansatz zur Heilung der Menschengemeinschaft. Er bezieht sich dabei auf die Thora der Juden und nimmt für sich die Autorität in Anspruch, dieses Jahrtausende alte Gesetz zu einem Manifest für die Menschheit weiterzuentwickeln. Darum legt er Wert darauf, dass diese Rede „alle“ hören. Sie legt aus, was Jesus in anderen Zusammenhängen mit „Umkehr“ meint: Die Änderung der ganzen Person durch die Verinnerlichung der Lehre. Nicht äußere Gesetze sollen die Menschen und ihre zerstörerischen Triebkräfte in Schach halten. Es muss vielmehr eine Veränderung der Einzelnen vom Herzensgrund her geben. Matthäus schildert in seinem Evangelium später mit Nachdruck, wie Jesus selbst zum Zeugen für die Wahrheit der Bergpredigt wird. Sie ist die Blaupause für das Leben des Menschensohnes und die Landkarte für das Reich Gottes bis zu seinem Tod am Kreuz, ja bis zu seiner Auferstehung.

Diese weltberühmte Rede macht nicht viele Worte. Sie beginnt mit den Seligpreisungen. In ihnen werden die Demütigen, die Trauernden, die Friedliebenden, die Gerechtigkeitssucher, die Barmherzigen und die Friedensstifter als die Säulen einer gottbewohnten Welt gefeiert (Matthäus 5,3–12). Dann weist Jesus darauf hin, dass seine Lehre alle Zeit öffentlich und sichtbar sein muss, ebenso wie das Wirken der Menschen, die sich dieser Lehre anvertrauen (Matthäus 5,13–16). Die folgenden „Antithesen“ untermauern den Anspruch Jesu, das jüdische Gesetz vollmächtig zu interpretieren. (Matthäus 5,17–48). Ein Leben auf den Spuren des Lehrers der Bergpredigt will für alle Welt sichtbar bestehen im Umgang mit den alltäglichen Versuchungen der Verachtung und der Rache, der Wollust und der Arroganz, der Vergeltung und des Hasses. Dass andere Menschen sind wie ich und so behandelt werden möchten wie ich, dieser Gedanke ist in den Antithesen bis in die tiefsten menschlichen Konflikte hinein zu Ende gedacht.

Weisheit und Menschenliebe

Die radikale Annahme des anderen Menschen verbietet es, ihn zu demütigen und zu töten, ungeachtet dessen, wie er sich verhalten oder was er getan hat. Jesus tritt für eine Humanität ein, deren Weisheit in Gott begründet ist und in seiner unbedingten Menschenliebe wurzelt. Im Vaterunser, das im Zentrum der Bergpredigt steht (Matthäus 6,9–13), wird das ganz deutlich. Mit diesem Gebet markiert der Beter seinen Platz in der Welt, indem er Gottes Reich in Demut und Dankbarkeit erwartet und um die Unmöglichkeit eines schuldlosen Lebens weiß.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Teile der Lehre Jesu empfinden Sie als Zumutung?
2) Kann die Bergpredigt Leitfaden für politische Entscheidungen sein?
3) Haben Sie einmal versucht, nach der Bergpredigt zu handeln?

Zugang zum Thema

– Film: Jesus von Montreal (Regie: Denis Arcand, CDN 1990)
– Artikel: Liu Xiaobo, Ich habe keine Feinde, Die ZEIT 11. Februar 2010 (www.zeit.de/2010/07/P-oped)

Foto: epd

Es folgen der Rat, die persönlichen Glaubensbemühungen nicht auf den Markt zu tragen, die Warnung, der Gier zu verfallen, und die Mahnung, sich vor vorschnellen Urteilen über andere Menschen zu hüten (Matthäus 6,16–7,6). Jesus macht seinen Hörern klar, dass der Weg der unbedingten Menschenliebe einer nachhaltigen Entscheidung für den steinigen Weg bedarf, die Benachteiligungen, Demütigungen, Verfolgungen einkalkuliert. Auf dem Weg in seiner Nachfolge werden Glück, Reichtum und Erfolg neu verstanden. Auf ihm öffnen sich neue Türen zur Menschlichkeit des Menschen.

Nach Matthäus war die Wirkung dieser Antrittsrede Jesu überwältigend: Die Menge war „sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten“. Ein Text wie von einer anderen Welt, das spürten die Hörerinnen und Hörer damals, das empfinden die Leserinnen und Leser heute. Dieser Text hat der Menschheit in der Tat einen neuen Blick verliehen.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Sinn des Lebens; historischer Jesus; Vaterunser; Gott ist die Liebe; Handeln nach Gottes Geboten; christliche Ethik
2) Bibeltexte: 2. Mose 20,1–17, Matthäus 5–7; Markus 8,34–38, Lukas 6,20–49, Johannes 13,34–35
3) Literatur: Georg Stecker, Die Bergpredigt, 1984; Eberhard Wolf/Jürgen Bolz, Die Bergpredigt. Eine Interpretation in Bildern der Gegenwart, 2009; Robert Leicht, Serie in der ZEIT zur Bergpredigt, 1999/2007 (im Internet: www.zeit.de/1999/14/199914.t_berg1_.xml, von da aus Link zu weiteren Folgen)

Die Bergpredigt nur eine Feier der Schwächlinge?

Die Nachwelt hat sich im Wesentlichen darüber Gedanken gemacht, wie man die Lehre vom Berg in eine Ethik des Handelns übersetzen könne. Muss ein Mensch nicht an den hohen Anforderungen an Selbstverleugnung und Disziplin scheitern? Ist diese Rede vielleicht nur an die Adresse einiger Auserwählter gerichtet, die sich einem Leben in Armut und Weltverleugnung verschrieben haben? Hat sie vielleicht nur für das Reich Gottes Geltung, aber nicht für diese Welt, nicht in der persönlichen und noch weniger in der politischen Sphäre? Friedrich Nietzsche spottete, die Bergpredigt sei eine Feier der Schwächlinge, die Rache der Verlierer.

Aber so kann nur denken, der nicht die Probe aufs Exempel gemacht hat. Diese Rede Jesu wurde die Rezeptur für die Befreiung Indiens von den englischen Kolonialherren. Sie war Wegbegleiter eines Martin Luther King bei seinem Kampf um die Gleichberechtigung der schwarzen Bürger in Amerika. Sie wurde zur road map für die friedliche Revolution im Osten Deutschlands. Die Mahnung, den Feind zu lieben und radikal auf Gewalt zu verzichten, hat hier einen ganzen militärischen Apparat zum Erliegen und eine hohe Mauer zu Fall gebracht.

Die Bergpredigt ist kein Text für Esoteriker und Nonnen. Es ist eine Rede an die Menschheit, ein Schwellentext, der Versuch einer Verführung an der Schwelle zur Menschlichkeit. Vielleicht kann man mit ihr keinen Staat machen, aber doch eine Präambel zur Verfassung eines Staates. Die Bergpredigt ist ein Text mit Richtungskompetenz. Er macht ein Ranking der Wichtigkeiten im Leben und setzt klare Perspektiven zur Einordnung menschlicher Existenz in der Menschengemeinschaft. Diese Menschengemeinschaft rückt heute mehr und mehr zusammen. Es wird immer mehr sichtbar, dass sie nur überleben kann, wenn sie empfindsamer wird für den anderen, wenn sie begreift, dass weniger mehr sein muss und dass die Selbstbeschränkung zu einem Überlebensmittel werden wird. Die Lehre vom Berg ist also aktueller denn je. Sie ist ein Weltrettungsprogramm von dem Mann, der für uns auf einem Berg starb. ■

Johanna Haberer ist Professorin für Christliche Publizistik an der Universität Erlangen-Nürnberg und Mitherausgeberin von „die Kirche“.

Das Vaterunser

Menschen fragen heute: Hilft Beten, die Welt zu verändern?
Warum war das Gebet Jesu nicht vergeblich?

Von Christina-Maria Bammel

Beten ist Aufmerksamkeit für eine andere Wirklichkeit. Es bedeutet, sich von dieser anderen Wirklichkeit ansprechen zu lassen. Wer sich dem Gebet Jesu nähert, geht den Weg ins Herz des christlichen Glaubens. Beten können gibt Sprache in sprachloser Zeit. Es orientiert darin, was ich wirklich zum Leben brauche. Das Vaterunser öffnet vom ersten Wort „Vater“ bis zum „Amen“ ein Haus von Lebensbildern, worin ich beheimatet werde.

Diese Worte gehören in das tägliche Leben. Sie wollen gelebt und nicht nur nachgesagt werden. Doch woher weiß ich, dass ich nicht einfach ins Nichts hineinbete? Ernest Hemingway beschreibt diese Leere: „Unser Nichts, der du bist im Nichts. Nichts ist dein Name…“ Auch das Vaterunser wird nicht einfach zum Rezept gegen erlebte Ödnis und Verzweiflung.

Der Gebetsschrei Jesu am Kreuz „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, erinnert daran. Aber auch dieser Schrei wendet sich nicht von Gott ab. Er erwartet von Gott, dass er antwortet. Er ist eine letzte Zuspitzung des Vaterunsers. Gott selbst erwarten zu können, wo wir nichts mehr erwarten, heißt Beten. Mit unserer Sprache auf ihn zugehen zu können, heißt: Es öffnet sich ein Raum von Beziehungen, wo die irdischen Beziehungen nicht mehr tragen. Ich vertraue darauf, dass Gott ansprechbar ist, wenn ich nach ihm rufe. Das ist das Vorzeichen des Vaterunsers.

Beim Vaterunser geschieht darüber hinaus aber noch etwas Besonderes. Das Beten zu Gott wird zur Begegnung mit Jesus Christus. Wir lernen den kennen, der hier betet. Er wollte seine Jünger nicht ein neues Gebet lehren. Er wollte, dass sie das Beten überhaupt wieder erfassen. Er knüpfte deshalb an das Beten Israels an. Seine Worte sind verankert in Bitten, die seinen jüdischen Nachfolgern bereits bestens bekannt waren. Er spitzt sie auf das Wesentliche zu.

Sie sind uns im Neuen Testament zweifach überliefert: Bei Matthäus (6,9–13) und Lukas (11,2–4). Auffällig ist die Erweiterung, die dieses Gebet in einigen Handschriften des Neuen Testaments erfährt. Es endet dort mit dem Lobpreis Gottes („Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“). Die evangelischen Kirchen haben diesen Schluss übernommen.

Drei Bitten beziehen sich auf Gott und seine Ehre, die anderen vier auf die Nöte des täglichen Lebens. „Das ganze Licht des Lebens ist in diesem Regenbogen der sieben Bitten eingefangen“ (Helmut Thielicke). Diese Bitten zielen darauf, dass Gott die Welt verwandelt. Das beginnt damit, dass sie mich verwandeln, wenn ich bete und wenn ich mit ihnen lebe. Bitten zu können ist Praxis unserer von Jesus angestachelten Sehnsucht, macht uns menschlich. Beten zu können, geschieht aus der Gewissheit heraus, dass Gott unser Bitten erfüllt, indem er zurechtstellt, was wir bitten.

Verwirrungen lösen sich und ich komme zu mir selbst

So kann es sich im Sprechen dieses Gebets einstellen, dass sich die Verwirrungen meines Lebens lösen und ich in der Begegnung mit Gott zu mir selber komme. Wenn die Bitte um die Heiligung des Namens Gottes den Reigen eröffnet, so bitten wir darum, dass Gott sich in unserem Leben in seiner Göttlichkeit eindrücklich machen möge, ohne uns zu religiösem Fanatismus anzustiften. Die zweite Bitte ist Ausdruck der Sehnsucht nach Gottes Friedensreich, das für die Verkündigung Jesu zentral war.

Basisinformation

Das Gebet, das „der Herr uns selbst gelehrt hat“, ist das Herzstück der christlichen Glaubenssprache. Lukas hat dieses Gebet mit fünf Bitten überliefert (11,2–4), die ursprünglicher zu sein scheinen als die Version des Matthäusevangeliums (6,9–13). Die Doxologie, also der Lobpreis Gottes, am Ende des Gebetes fehlt in den ältesten Handschriften des Neuen Testamentes. Seit dem 4. Jahrhundert war das Vaterunser fester Bestandteil der Eucharistiefeier und hatte seinen Platz im Anschluss an das Hochgebet. Die Bitten richten sich auf Gottes Vollendung des Reiches Gottes, wie es Jesus verkündigt hat. Im evangelischen Gottesdienst hat das Vaterunser seinen Ort nach den Fürbitten beziehungsweise nach dem Abendmahlsgebet. Heute wird es in fast 1500 Sprachen und Dialekten gesprochen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche sieben Dinge brauchen Sie unbedingt zum Leben?
2) Sind diese lebensnotwendigen Dinge im Gebet Jesu aufgenommen?
3) Welche Erfahrungen haben Sie mit dem Sprechen des Vaterunsers gemacht?
4) Welche Erfahrungen machen Menschen mit Gottes „Kraft“ und mit der „Macht der Vergebung“?

Zugang zum Thema

– Filme: Taxi Driver (Regie: Martin Scorsese, USA 1976); Unser täglich Brot (Regie: Nikolaus Geyrhalter, A 2005);
– Norbert Lammert, Pater Noster – Unser Vater, Neuübersetzung des Vaterunsers vertont von Stefan Heucke, 2010 (www.ekd.de/aktuell_presse/news_2011_06_17_1_lammert_vaterunser.html)

Foto: epd

Sie hat auch eine politische Dimension, weil der Frieden des Reiches Gottes und der Frieden auf Erden nicht zu trennen sind. „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden“ unterstreicht das. Die Vorstellung von einem dunklen, rätselhaften göttlichen Willen ist mit dieser Bitte ausgeschlossen. Sie atmet das Vertrauen zu Gott, der die Wege führen und begleiten kann, die Menschen wählen. Sie bittet um Freiheit von menschlichen Abhängigkeiten und eine Bestätigung des guten Willens Gottes. Denn er vermag einen Himmel zu wirken, welcher schon auf Erden Spuren zeigt. Nach diesem dreimaligen „Dein“ ändert sich die Perspektive zu dem, was „uns“ angeht: Unser tägliches Brot. Die Bitte um das tägliche Brot umfasst alle Güter des Lebens, also mehr als „Backofen“ oder „Mehlkasten“ (Martin Luther). Sie meint alles, was uns zum Leben dient. Sie verweist uns jeden Tag auf Gottes Güte. Ihr vertrauen wir die Sorgen des Alltags um das Lebensnotwendige an. Auf sie vertrauen wir angesichts der Not, des Mangels in so vielen Teilen dieser Erde.

Noch mehr als vom Brot leben wir von der Vergebung. Zwei Dimensionen des Vergebens sind angesprochen: Vergebung zu empfangen und Vergebung zu praktizieren. Als freie Geschöpfe Gottes wählen wir niemals allein das Gute. Das ist das Drama eigener, geschöpflicher Freiheit. Aus Irrtümern, Fehlentscheidungen und unguten Absichten wachsen Schuld und Verschuldung.

Wem Gott vergibt, der kann vergeben

Vergeben können ist demgegenüber ein Akt geschenkter Freiheit. Es ist der Weg aus der Enge der negativen Gefühle wie Zorn und Kränkung hinaus ins Freie. Die Macht der Vergebung kann darum Spiralen der Gewalt aufbrechen. Das ist möglich, weil das Gebet Jesu vor das Vermögen zu vergeben die Erfahrung stellt, selbst die Vergebung Gottes empfangen zu können. Das Böse wird damit nicht unter den Teppich gekehrt. Aber seiner Macht wird der Boden entzogen, auf dem es gedeiht.

Dieser Boden sind die „Versuchungen“. Das sind Erfahrungen von Bedrängnis und Leiden, die mich von Gott und meinen Mitmenschen forttreiben. Die sechste Bitte meint nicht, Gott sei die Ursache solcher Versuchungen. Von der Versuchung nicht überrollt zu werden, sondern Gott um die Kraft zum Widerstand bitten zu können, ist hier der Kern. Wir erhoffen damit, dass wir nicht erliegen, sondern durch die Versuchung hindurch bewahrt werden.

Wer betet, findet neue Kraft

Das ruft folgerichtig den Notschrei hervor: „Erlöse uns von dem Bösen.“ Es begegnet uns in vielen Gestalten: Als menschliche Untat, in Strukturen, als Macht. Es ist oft schwer zu erkennen, weil es sich selbst als das Gute und Notwendige darstellt. „Erlösung vom Bösen“ bedeutet darum immer auch: seinen Verschleierungen entrinnen. Nicht weniger aber werden die, die so beten, selber motiviert, dem Bösen mit ihren Kräften Widerstand zu leisten.

Simone Weil hat gesagt: Dieses Gebet ist, „was Christus als Mensch ist. Es ist unmöglich, es einmal zu sprechen und dabei auf jedes Wort die Fülle der Aufmerksamkeit zu richten, ohne dass in der Seele eine vielleicht unendlich kleine, aber wirkliche Veränderung bewirkt wird.“ Das ist wahr. ■

Christina Maria-Bammel ist Pfarrerin in der Sophiengemeinde in Berlin-Mitte.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: historischer Jesus; Bergpredigt; Gottesdienst; Beten; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Weiterführende Themen: Gott im Gebet als Person begegnen; Beten und Arbeiten
3) Bibeltexte: Matthäus 6,5–13; Lukas 4,1–13; Lukas 11,1–13; Römer 8,26–27; Jakobus 1,13–15
4) Literatur: Marc Philonenko, Das Vaterunser. Vom Gebet Jesu zum Gebet der Jünger, Tübingen 2002; Gerhard Lohfink, Das Vaterunser neu ausgelegt, Bad Tölz 2007; Jürgen Werbick, Vater unser. Theologische Meditationen zur Einführung ins Christsein, Freiburg 2011

Das Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott“

Menschen fragen heute: Reicht es nicht, Jesus als wahren Menschen und Propheten Gottes zu verstehen? Wie können wir uns die „Menschwerdung“ Gottes vorstellen?

Von Wolf Krötke

„Gott wird Mensch dir, Mensch, zugute“ (EG 36,2). „Gottes Sohn ist Mensch geborn“ (EG 29,1–4). So und in vielen anderen Abwandlungen singt die Christenheit zu Weihnachten. Sie feiert an diesem Fest die Menschwerdung Gottes im Menschen Jesus. Es ist in unseren Landen das beliebteste christliche Fest. Mit der Menschwerdung Gottes scheinen unsere Zeitgenossen also keine Probleme zu haben – jedenfalls in der gefühlsbetonten Stimmung zu Weihnachten nicht.

Etwas anders sieht es aus, wenn das Kind in der Krippe erwachsen geworden ist. Alles, was Jesus ist, redet, tut und leidet, steht nun unter dem Vorzeichen von Weihnachten. Nicht nur ein Mensch begegnet hier. Es ist zugleich Gott, der in Jesus redet, handelt und leidet. Den jüdischen Zeitgenossen der ersten Christenheit erschien diese Vorstellung geradezu als Lästerung Gottes. Die Muslime stimmen ihnen darin zu. Der jenseitige Gott kann doch kein Mensch sein! Ist die Behauptung, Gott sei Mensch geworden, nicht ein Rückfall ins „Heidentum“, in dem es von menschlichen Göttergestalten wimmelte?

Die Menschwerdung Gottes kann aber auch mit dem umgekehrten Argument bestritten werden. Ein Mensch kann doch nicht Gott sein! Wir kennen keinen Menschen, von dem das zu sagen ist. Wir machen höchstens schlimme Erfahrungen mit Menschen, die sich wie allmächtige „Götter“ benehmen. Jesus gehört nicht zu denen. Er beeindruckt vor allem durch seine überwältigende Menschlichkeit und durch seine Botschaft vom Gottesreich der Liebe. Können wir uns nicht damit begnügen?

Auf beide Fragen hat die alte Kirche mit dem Bekenntnis von Chalcedon (451) geantwortet. Sie lautete: Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Beides gilt. Gott und Mensch dürfen in der „Person“ Jesu Christi nicht getrennt werden. Das ist denen zu sagen, die Jesus Christus nur als Menschen verstehen wollen. Gott und Mensch dürfen aber auch nicht vermischt werden. Das ist denen zu sagen, die Jesus Christus als eine Art Halbgott mit menschlichen und göttlichen Anteilen verstehen. Trennt nicht und vermischt nicht! Diese Empfehlung hat die alte Kirche der Christenheit für ihr Bekenntnis zu Jesus Christus mit auf den Weg gegeben.

Es gibt gute Gründe, dieser Empfehlung zu folgen. Sie nötigen uns allerdings, fünf Wahrnehmungen bei der Entstehung des Bekenntnisses zu Jesus Christus ernst zu nehmen.

Jesu Anspruch rief die Frage wach, ob er der Messias sei

1) Der „historische Jesus“ hat sich wahrscheinlich nicht selber als Gott oder als Sohn Gottes verkündigt. Sein Anliegen war die Botschaft vom Reich Gottes. Sein Anspruch war, dass dieses Reich durch ihn schon Gegenwart ist. Dieser Anspruch rief die Frage wach, ob er nicht der Messias Israels sei. Durch seinen Tod am Kreuz schien sie verneint zu sein.
2) Das änderte sich durch die Erscheinungen des auferstandenen Jesus. Sie lösten die Gewissheit aus, dass Gott sich auf die Seite Jesu gestellt hat. Jesus wurden darum Titel zugelegt, die das Zusammensein Gottes mit ihm zum Ausdruck brachten: der alttestamentliche Gottesname Kyrios (Herr). Man nannte ihn „Gottes Sohn“. Der Titel „Christus“ (Messias) wurde geradezu zu seinem

Basisinformation

„Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn“, bekennt die christliche Gemeinde mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis. Sie nimmt damit die zentrale Aussage des Neuen Testaments über die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus auf. Sie steht im Johannesevangelium (1,14) und lautet: „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Mit diesem Satz fasst der Evangelist Johannes die Erfahrungen zusammen, welche die Jünger Jesu und die erste christliche Gemeinde mit Jesus von Nazareth in seinem Leben und nach seinem Tode gemacht haben. Sie begründeten den Glauben, dass sich Gott in einzigartiger Weise mit dem Leben und Sterben Jesu verbunden hat und insofern Mensch wurde. Sie mündeten in dem Bekenntnis der Kirche, dass Jesus Christus zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch sei.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Ist für Sie der Mensch Jesus gleichbedeutend mit Gott?
2) Welches Bild von Gott vermitteln Ihnen die Weihnachtsgeschichten?
3) Was denken Sie, wenn Sie mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis von Jesus Christus sagen: „geboren von der Jungfrau Maria“?

Zugang zum Thema

– Betrachtung einer Krippe: Ist es vorstellbar, dass Hirten und Könige einen Säugling anbeten? Wie geht es Ihnen bei der Betrachtung einer Krippe?

Gott selbst in einer Krippe und doch **wahrer Mensch**. Foto: epd

Eigennamen. Alle diese Titel besagen, dass Gott sich in einzigartiger Weise mit ihm verbunden hat. Der Glaube an die Menschwerdung Gottes hat demnach in den Erscheinungen des auferstandenen Jesus seine Wurzel. Eines der ältesten christlichen Bekenntnisse lautet: Er ist „eingesetzt als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten“ (Römer 1,4).

3) Die Auferstehungszeugen haben daraus nicht den Schluss gezogen, dass Jesus während seines Lebens noch nicht der Sohn Gottes gewesen ist. Ihre Gewissheit war: Der, der ihn auferweckte, hat sich schon immer mit ihm verbunden. Das geschah freilich auf eine verborgene, unsichtbare Weise. Es kann nur glaubend wahrgenommen werden. Man bekommt Gott im Menschen Jesus darum gewissermaßen nicht „zu fassen“. Gott lässt Jesus ganz Mensch sein. Er wird vorsichtig Mensch. Er verschlingt ihn nicht mit seinem göttlichen Glanz. Aber zu seinem göttlichen Leben gehört nun auch dieser wahre, wirkliche Mensch.

4) Das Geheimnis der Menschwerdung Gottes kann das Neue Testament also auch ohne die Geschichten von Jesu Geburt bezeugen. Seine ältesten Texte, die Paulusbriefe, erwähnen sie nicht, das Markus- und das Johannesevangelium auch nicht. Sie sind bei Matthäus und Lukas offenkundig eine Erweiterung der Evangelienliteratur. Der Sinn dieser Erweiterung ist klar. Es sollte dargestellt werden, dass sich der Jesus auferweckende Gott schon zu Beginn seines Lebens mit ihm verbunden hat.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: historischer Jesus; Auferweckung des Gekreuzigten; dreieiniger Gott; Gott ist Liebe; kirchliche Feste
2) Bibeltexte: Matthäus 1,18–2,23; Lukas 1,5–2,21; Johannes 1,1–18; Römer 1,1–6
3) Literatur: Jörg Zink, Lichter und Geheimnisse. Gedanken zur Menschwerdung Gottes, Freiburg 1986; Karl-Heinz Bieritz, Grundwissen Theologie: Jesus Christus, Gütersloh 1997

Die Jungfrauengeburt als Hinweis auf das Geheimnis

5) Für Menschen von heute beschwerlich ist die dabei verwendete Vorstellung der Geburt Jesu von einer Jungfrau. Die Schilderungen davon beschreiben jedoch nicht die Menschwerdung Gottes, die allein Gottes Geheimnis bleibt. Sie sind allenfalls zeitbedingte Hinweise auf das eigentliche Geheimnis der Menschwerdung Gottes. Karl Barth hat sie eine „Wache vor der Tür zu dem Geheimnis der Weihnacht“ genannt. Das heißt: Wenn jemand kommt und Gottes Menschwerdung irgendwie aufschlüsseln will, dann rufen dieses Hinweise: „Halt“. Sie verweisen uns auf Gottes Verbindung mit dem Menschen Jesus, die auch nicht mit Wundern zu demonstrieren ist. Eine solche Funktion kann das Bekenntnis unserer Vorfahren zu Jesus Christus, der von der „Jungfrau Maria“ geboren wurde, auch noch heute haben. Sogar wenn wir es anstößig finden, verweist es uns auf das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, das nur Gott kennt.

Ein Spiegel von Gottes Herzen

All diese Wahrnehmungen der Entstehung des Bekenntnisses zur Menschwerdung Gottes und zu Jesus Christus als wahrem Gott haben für das christliche Gottesverständnis grundlegende Bedeutung. Der Mensch, mit dem sich Gott verbunden hat, erschließt uns auf menschliche Weise, wer Gott ist. Er ist ein „Spiegel des väterlichen Herzens Gottes“, hat Luther gesagt. Der Name Jesu in Verbindung mit dem Gottesnamen des Kyrios redet von dem Gott, der mit seinen Geschöpfen solidarisch sein kann, der sich erniedrigt, um ihnen zur Seite zu stehen. Er redet nicht von einem in sich verschlossenen „höchsten Wesen“. Er redet von dem Gott, der mit uns Wege geht. Sie führen durch tiefe Täler menschlicher Gottes- und Menschenfeindschaft. Aber sie haben den Horizont, dass die Liebe Gottes den längeren Atem hat. Die Geschichten der Weihnacht erzählen davon auf eine beeindruckend menschliche Weise. Es ist gut, das sie dem Glauben an die Menschwerdung Gottes assistieren. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche“.

Der dreieinige Gott

Menschen fragen heute: Gott den dreieinigen nennen – ist das nicht eine kaum verstehbare und überflüssige Komplikation des Glaubens an Gott? Provoziert das nicht den Vorwurf der Vielgötterei?

Von Traugott Vogel

Gottesdienste werden eröffnet „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Gebete schließen mit der Wendung „Durch unseren Herrn Jesus Christus, der mit dir und dem Heiligen Geist lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Getauft wird „auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Das Bekenntnis zum dreieinigen Gott ist in allen christlichen Konfessionen gegenwärtig. Was kann man sich dabei denken? Oder ist es angebracht, wie ein Theologe geraten hat, die ganze Sache bei der Liturgie bewenden zu lassen?

Doch das ist kein guter Rat. Er würde bei den oben genannten Fragen auch nicht weiterhelfen. Wir kommen aber weiter, wenn wir die Formel „Vater-Sohn-Geist“ so nehmen, wie sie im Gottesdienst gebraucht wird: als konzentrierte Ausrichtung auf den einen Gott. Dann entsteht Nähe. Denn in den Namen Gottes wird Geschichte aufgerufen, in der auch wir stehen: Geschichte mit dem Vater, dem Schöpfer und Erhalter, Geschichte mit dem Sohn, der zu uns gekommen ist, und Geschichte mit dem Heiligen Geist, in dem Gott bei und in uns lebendig gegenwärtig ist. Wir werden durch diese Namen an besondere Weisen der Begegnung mit dem einen Gott verwiesen. Wenn das Bekenntnis zum „trinitarischen“ Gott (wie das Fremdwort heißt) gesprochen wird, dann ist das, als riefe uns jemand zu: „Lauf nicht weg in deinen Gedanken! Hier ist Gott! Das ist Gott selbst!“

Die Kirche hat in ihren Anfängen keine eigens ausgeformte Trinitätslehre gebraucht, weil im Neuen Testament mit einer gewissen Selbstverständlichkeit trinitarisch von Gott geredet wird. Es wäre zu eng verstanden, wenn man es nur auf die wenigen trinitarischen Formulierungen beziehen wollte, die die Sprache der späteren Lehre vorwegzunehmen scheinen. Die Taufformel gehört dazu (Matthäus 28,19) und das Segenswort am Ende des 2. Korintherbriefes (Kapitel 13,13). Aber es geht um dasselbe, wenn von der Sendung des Sohnes und des Geistes durch den Vater gesprochen wird (Galater 4,4–6; Johannes 14–16). Eine ungewöhnliche Formulierung kann man in 2. Korinther 4,6 entdecken. Gott, der Schöpfer am Anfang aller Dinge, hat in unsere Herzen eine Helligkeit gebracht, in der wir seine Herrlichkeit sehen, die auf dem Angesicht Christi liegt. Es fallen nicht die Ausdrücke Sendung, Sohn oder Geist. Aber das, was wir von Jesus Christus und von der Wirkung des Geistes bekennen, ist in wunderbarer Klarheit ausgesagt.

Aber wie ist die christliche Gemeinde zu der Überzeugung gekommen, dass gerade drei solche Wirkungs- und Begegnungsweisen Gottes zu unterscheiden sind? Hätte sie nicht auf der Linie bleiben können, die im Alten Testament und in der jüdischen Theologie vorgezeichnet ist? Auch da wurde Gott so verstanden, dass er nicht nur bei sich selbst, sondern in seinem Wort, in seiner Herrlichkeit und in seinem Namen in der Welt und bei seinem Volk ist. Warum geht die christliche Rede von Gott noch darüber hinaus?

Darauf gibt es nur eine Antwort: Das ist in der Sendung Jesu Christi begründet. Sie wurde in der Auferweckung und Erhöhung des Gekreuzigten „zur Rechten Gottes“ als Gottes endgültige Offenba-

Basisinformation

Von Synoden verantwortete dogmatische Festlegungen haben sich als unvermeidlich erwiesen, wenn die Praxis der Bibelauslegung, Liturgie, Verkündigung und Lehre schwer gestört war. Die Konzile von 325 und 381 in Nizäa und Konstantinopel setzten für das Reden von Gott so etwas wie Eckpunkte fest. Es war ein großer Vorzug, dass man die positiven Aussagen von den Verwerfungen getrennt und in ein gottesdienstliches Bekenntnis eingefügt hat (EG 805). Die kleine Wendung im 3. Artikel: der Geist geht vom Vater „und vom Sohn“ aus (lateinisch: filioque), hat sich erst später im lateinisch sprechenden Westen durchgesetzt und ist nachträglich in das Bekenntnis eingefügt worden. Die zunächst darüber nicht informierte Ostkirche (heute die Gemeinschaft der Orthodoxen Kirchen) hat das als Verfälschung betrachtet. Es wurde einer der Gründe für die Aufkündigung der Kirchengemeinschaft mit der abendländischen Kirche (1054). Im Blick auf diese Geschichte vermeiden manche Kirchen der Reformation heute die Wendung bei ökumenischen Begegnungen. In den Gesprächen der letzten Jahrzehnte kam es zu Annäherungen. Die Zufügung des „filioque“ hebt hervor, dass das Wirken des Heiligen Geistes auch vom Sohn geprägt ist. Die orthodoxen Kirchen räumen ein, dass der Heilige Geist „durch den Sohn“ aus dem Vater hervorgeht.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Empfinden Sie das Reden vom dreieinigen Gott als problematisch?
2) Wie sprechen Sie von Christus und vom Heiligen Geist, wenn Sie von Gott reden? Wie formulieren Sie Ihr Gebet im Blick auf den dreieinigen Gott?
3) Sollte das nizänische Glaubensbekenntnis häufiger im Gottesdienst gesprochen werden?

Zugang zum Thema

– Meditieren Sie den beigefügten „Gnadenstuhl“. In der Ostkirche ist das traditionelle Trinitätsbild die an 1. Mose 18 angelehnte Darstellung der „Troiza“ (Reproduktion im Internet zum Beispiel www.heiligenlexikon.de/BiographienA/Andrei_Rubljow.html)
– Roman: William P. Young, Die Hütte. Ein Wochenende mit Gott, Berlin 2009

Der sogenannte **Gnadenstuhl** ist das charakteristische Trinitätsbild der westlichen Kirche. Foto: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB II 24, fol. 172v

rung erkannt. Diese einzigartige Gegenwart Gottes im Menschen Jesus von Nazareth musste dann auch von Gott her gedacht werden. So hat es das Johannes-Evangelium getan. In seinem ersten Abschnitt lesen wir: Gott ist ewig Gott und zugleich das ewig von Gott ausgehende, wirkende Wort (Verse 1–4). Dieses ewige Wort Gottes nimmt das Kind der Maria in sein Leben auf (Vers 14) und ist so in ihm und mit ihm für uns da (Vers 16). Das bleibt für alle Zeiten. Gottes Geist teilt es belebend und neu schaffend aus und macht Menschen zu Jüngern Jesu. Er ist noch einmal Gottes eigene Gegenwart.

Die eine Gottheit Gottes in drei Personen

Muss man sich noch gegen das Missverständnis verwahren, das sei ein Schritt hin zur Vielgötterei? Doch kaum. Es geht um den Reichtum des göttlichen Lebens. Gott ist in sich in lebendiger Beziehung und kann so auch aus sich herausgehen. Er kann sich zum Schöpfer der Welt und zum Gott aller Menschen bestimmen. Man hat das – mühsam genug – „die eine Gottheit Gottes in drei Personen“ genannt. Besser ist es, hier ganz konkret zu bleiben: Gott, das ist der Vater, aus dem ewig sein Wort, „der Sohn“, hervorgeht. Und das ist der Heilige Geist, der aus beiden herausstrahlende Glanz Gottes. Im Kirchenlied findet sich dafür das schöne Bild vom immer quellenden „Brunn alles Heils“ (EG 140). Darin ist Gott für uns das eine göttliche Du. Gott über uns, Gott bei uns und Gott in uns.

Die Beziehung in Gott tritt auch in seinem Wirken auf uns in Erscheinung. Der Vater wirkt durch den Sohn im Heiligen Geist, und wir können uns zu Gott wenden im Heiligen Geist durch den Sohn zum Vater. Es ist wünschenswert, dass solche Formulierungen, wie sie seit alters gebraucht werden, auch in unserer Liturgie öfter zu hören wären. Ebenso ist es gut, die Nennung der Namen Vater, Sohn und Geist manchmal mit knappen Erinnerungen an die drei Artikel des Glaubensbekenntnisses zu verbinden: ... der uns geschaffen hat, der uns erlöst hat, der uns heiligt und vollendet. Das können Hilfen sein, damit das trinitarische Reden von Gott nicht etwa als Verlegenheit empfunden, sondern als die genaue und unentbehrliche Form der christlichen Rede von Gott erkannt wird.

Das ist sehr aktuell. Viele denken heute Gott wie einen fernen Stern, nach dem man von allen möglichen Standorten aus schauen kann. Aber dann wird das Reden von Gott immer allgemeiner und immer abstrakter. Alle Vorstellungen von Gott sollen darin Platz finden. Das hilft keinem. Aber es hilft zu wissen: Der Dreieinige, der Lebendige ist ein und derselbe für alle (Römer 3,30), auch für die, die ihn noch nicht erkannt haben. ■

Traugott Vogel war Dozent für Systematische Theologie an verschiedenen kirchlichen Ausbildungsstätten. Er lebt im Ruhestand in Stolpe.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heiliger Geist – Beginn des Christentums; Offenbarung Gottes; Bibel und Bekenntnis; Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott“
2) Bibeltexte: Matthäus 28,18–20; Johannes 16,5–7; 17,6–11;
2. Korinther 13,13, Epheser 1,3–14
3) Vergleich des apostolischen und des nizänischen Bekenntnisses
(EG 804 und 805)
4) Literatur: M. Beintker/M. Heimbucher (Hrsg.), Mit Gott reden – von Gott reden. Das Personsein des dreieinigen Gottes, Neukirchen-Vluyn, 2011; Heino Falcke, Die verborgene Herrlichkeit. Entdeckungen an dem Dreieinigkeitsbild in der Augustinerkirche zu Erfurt, Weimar 2010

Gott ist die Liebe

Menschen fragen heute: Kann man Gott auf so eine Eigenschaft festlegen? Warum ist dann in der Bibel so viel vom Zorn Gottes die Rede?

Von Petra Bahr

„Gottes Liebe ist so wunderbar, Gottes Liebe ist so wunderbar, soooo wunderbar groß." Zehn Dreikäsehochs recken die Arme nach oben und stellen sich auf die Zehenspitzen. So gestikulieren Dreijährige, wenn etwas in ihren Augen unfassbar riesig ist. Knabenchorreif ist die Aufführung auf dem Spielplatz hinter der Kirche nicht. Die Horde grölt das Lied nach Piratenart vor dem feindlichen Angriff. Aber die Kinder haben sichtlich Spaß an dem Lied. Es scheint ihnen einzuleuchten und Vergnügen zu bereiten.

„Wie niedlich", denken Erwachsene bei dem Anblick der singenden Bande. In der Welt der Erwachsenen gehört der liebe Gott in den Kindergarten. Der liebe Gott, das ist der harmlose Gott, mit dem sich die Kleinen in den Schlaf einlullen und die Naiven trösten, weil sie noch keine Fragen stellen. Wenn vom „lieben Gott" die Rede ist, wird aus der Instanz, die größer ist als alle Vernunft, schnell ein niedlicher Religionsartikel oder ein billiger Trost, der für das eigene Leben keine Bedeutung hat.

Für so manche wird auch eine intellektuelle Zumutung aus der Rede vom „lieben Gott". Für sie klingt das wie ein Hohn auf die grauenhaften Zustände, unter denen Menschen leiden müssen. Schnell kommt deshalb Widerspruch. „Ach, das soll der Gott der Liebe sein", heißt es dann wütend oder verzweifelt. „Zeigt nicht die Bibel all die dunklen Seiten Gottes? Er lässt Völker verrecken, verweigert Frauen ihren Kinderwunsch, opfert die Guten und lässt die Falschen laufen."

Dieser Vorwurf ist so alt wie die Religionskritik und wird auch von den modernen Gottesbekämpfern laut vorgetragen. Diese Klage kommt sogar schon in der Bibel vor. Viele Psalmen klagen über Gottes Zorn und rufen nach der Liebe, die sie vermissen. Wie kann es da sein, dass die Liebe in der christlichen Tradition nicht nur als eine Eigenschaft unter vielen, sondern geradezu als das Wesen Gottes ausgemacht wird? Ist vielleicht unsere Vorstellung von Liebe zu kleinkariert? Die größten Denker des Abendlandes haben sich an dem biblischen Grundgedanken der Liebe Gottes die Zähne ausgebissen. Denn es kann kein Zweifel daran bestehen, dass diese Aussage über Gott im Zentrum der christlichen Überlieferung steht. Sie gipfelt in der Aussage des 1. Johannesbriefs (4,16): „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Basisinformation

Gott ist Liebe. Diesen Schlüsselsatz (1. Johannesbrief 4,8) zu durchdenken und zu durchleben, ist Aufgabe der Theologie, so der Theologe Eberhard Jüngel. Liebe beschreibt Gott als Beziehungswesen und bestimmt unser Menschsein als ein aus Liebe empfangenes Sein. Die Bibel findet viele Umschreibungen für das, was Gottes Liebe kennzeichnet: Barmherzigkeit, Treue, Geduld. Die Liebe Gottes ist grundlos. Luther formuliert das in seinen Heidelberger Thesen (1518) poetisch: Gott liebt die Menschen nicht, weil sie schön sind, sondern weil Gott die Menschen liebt, sind sie schön. Anmut und Würde leiten sich von der Liebe Gottes ab. Ungerechtigkeit, Zorn, Schweigen und Härte Gottes scheinen dem Gedanken, dass Gott Liebe ist, zu widersprechen. Doch in der Bibel ist auch die dunkle Seite Gottes in eine Liebeserzählung eingerahmt. Im Alten Testament wird die Geschichte Israels als eine Geschichte der Verirrungen und Verwirrungen erzählt, in der auch die unverständlichsten Aussagen innerhalb der Bundesgeschichte Gottes geschildert werden. Im Neuen Testament wird das noch gesteigert, weil die Geschichte des ungerechten Leidens Jesu bis zum Kreuz als Gottes Passion für die Menschen gedeutet wird. Die Auferweckung ist der Blickwinkel, von dem aus das Leiden berichtet wird: Am Ende siegt die Liebe über den Tod!

Kein Kinderkram

Wer sich einmal in diesen kleinen Text vertieft, der merkt schnell, dass die Liebe Gottes kein Kinderkram ist. Im Gegenteil. Liebe ist nicht in erster Linie ein Gefühl, sondern die Voraussetzung für das, was wir „Beziehung" nennen; die Voraussetzung für den Überschritt zum anderen, ja, die Fähigkeit, die Welt vom anderen her zu verstehen. Deshalb ist Liebe riskant. Sie wagt sich zum anderen vor, ohne zu wissen, ob das Gegenüber ihm entgegenkommt.

Genau so ist Gott: Er tritt aus sich heraus und drängt zum Gegenüber. Zum Menschen. Deshalb ist Liebe die Dimension, die diese Welt lebenswert macht und die auch der menschlichen Existenz Tiefe und Sinn verleiht. Liebe ist nicht harmlos. Liebe ist mächtig, verrückt und so stark, dass sie die härtesten Männer und die coolsten Frauen umhaut. Vor allem ist sie oft schrecklich einseitig.

So kommen auch die schlimmen Geschichten in der Bibel zustande, in

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was verbinden Sie mit dem Wort „Liebe"?
2) Wann fühlen Sie sich ganz und gar „geliebt"?
3) Welche Liebesgeschichten erzählt die Bibel und welche Facetten der Liebe finden sich in diesen Geschichten?

Zugang zum Thema

– Roman: Joseph Roth, Hiob, 1930/ Stuttgart 2010

Foto: SickRick/photocase.com

denen Gott ganze Völker im Meer versinken lässt. So erzählt nicht Gott selbst, sondern das Volk Israel seine Geschichte: als Geschichte der Rettung eines hoffnungslosen Underdogs gegen übermächtige Verfolger. Das Volk Gottes begegnet seiner Liebe in Gestalt eines unbedingten Treuebundes, der hält, komme was wolle. Und Hiob begegnet der Liebe Gottes noch in der tiefsten Verzweiflung an ihr, weil er in seinen wütenden Beschimpfungen Gottes immer noch mit ihm redet. Er bleibt in der Beziehung, auch wenn er an ihr irre zu werden droht.

Liebe ist nicht nur überschäumende Freude, sondern auch eine starke Verpflichtung, die Leiden nicht ausschließt und bis zum Opfer gehen kann. Das weiß jeder, der Kinder hat. Vor allem will das, was die Liebe tut, nicht immer in unseren Kopf. Liebe bleibt im Letzten ein Geheimnis. „Warum liebt er mich nur?“, fragen sich Verliebte manchmal atemlos. Für Gott gilt das auch.

Im Begriff der Liebe haben Menschen das Wesen Gottes zu begreifen versucht, der nicht bei sich bleiben will, als anonyme Macht des Universums, als abstrakter Weltenlenker. Liebe ist die Basis für Kommunikation. Liebe ist die Form, in der Beziehungen gelingen. Liebe ist schöpferisch, fantasievoll und immer auf das konkrete Gegenüber angelegt.

Im Begriff der Liebe verkapselt sich nicht nur ein Gefühl, sondern eine Grundbedingung des Seins. Die Bibel verschwendet deshalb keine Zeit auf philosophische Spekulationen. Sie erzählt lieber Liebesgeschichten aller Art. Von verlorenen und wiedergefundenen Töchtern und Söhnen, von Liebesverrat und Versöhnung, von Hingabe, Sehnsucht und Erfüllung. Denn was Liebe wirklich ist, kann man nur dann veranschaulichen, wenn es konkret wird. Deshalb ist der Taufname auch der Kosename, den Gott für den Menschen wählt: unverwechselbar, unvertretbar.

Kluge Köpfe haben in der Geschichte des Christentums immer wieder versucht, unterschiedliche Liebesbegriffe voneinander zu unterscheiden. Vor allem den Kirchenvätern war es wichtig, dass die Liebe Gottes nicht mit der erotischen Liebe verwechselt wird. Sie soll „rein“ bleiben von allem körperlichen Begehren. Deshalb legten die Theologien der Vergangenheit viel Wert darauf, das, was in der Bibel hebräisch Ahava und griechisch Agape ist, von anderen Liebesformen zu unterscheiden. Die Assoziationen, die sich mit den beiden Worten verbinden, sind eine wichtige Erinnerung an eine Dimension, die in unserem alltäglichen Liebesverständnis verloren zu gehen droht: Verlässlichkeit, Treue, Bund, Zuverlässigkeit. Vor der Gegenseitigkeit, die in diesen Worten steckt, steht jedoch die Unverfügbarkeit der Liebe.

Leidenschaftlich und zornig

Liebe kommt einem entgegen. Wir können sie nicht machen oder fordern. Wir können sie nur empfangen wie ein Geschenk. Das Hohelied der Liebe im Alten Testament scheut sich allerdings nicht, die Liebe Gottes mit der Leidenschaft zwischen Männern und Frauen zu vergleichen. Im Lob eines Mannes für eine schöne Frau haben schon mittelalterliche Leser ein Gleichnis auf Gott gelesen. Dieses Bild korrigiert deshalb dezent die Liebesvorstellungen, welche die Theologie seit alters auf Gott übertragen hat. Gottes Liebe zu uns Menschen ist nämlich durchaus leidenschaftlich. Sie ist sogar eifersüchtig und kann Züge von Zorn aufweisen, wenn Menschen diesen Bund aufkündigen und die Neigung Gottes unbeantwortet lassen.

Vor allem ist die Liebe nicht unkörperlich geblieben. Wenn die Menschwerdung Gottes als Akt der Hingabe und als äußerstes Zeichen seiner Liebe ernst genommen werden soll, dann muss daran erinnert werden, dass Gott auch schmutzig, verletzlich, an Herz und Körper blutend vorgestellt werden muss. Im Gott der Liebe steckt schon der Gott der Passion. Der erste Johannesbrief formuliert diese Liebe als Passion so: „Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben sollen.“

„Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden gesandt hat“ (1. Johannes 4,9–10). Die Doppeldeutigkeit des Wortes Passion – Leiden und Leidenschaft – ist deshalb theologisch korrekt. Die Menschwerdung macht auch unser Menschsein möglich, weil unsere Beziehungsfähigkeit wieder hergestellt wird. Nichts anderes meint „Versöhnung“. Die Weihnachtsgeschichte ist wegen dieser Doppeldeutigkeit die schönste, aber auch die anspruchsvollste Liebesgeschichte der Welt. Nicht, weil sie so schön kitschig und kindlich ist, sondern weil hier zum Ausdruck kommt, dass Gottes Liebe in der Tat ans Äußerste und über das Äußerste hinausgegangen ist. Gott gibt sich selbst, weil er vollkommen liebt, und das heißt schlicht: Weil er in der Lage ist, Mensch zu sein, ganz unsere Perspektive auf das Leben einzunehmen und dafür sogar zu sterben.

Gott riskiert für seine Liebe zu den Menschen sogar seine Göttlichkeit. Hier zeigt sich das eigentliche Geheimnis Gottes. Die Liebesgaben, die in Form der Geschenke unter dem Weihnachtsbaum liegen, sind letztlich kleine Gleichnisse für diese Gabe des Lebens. Die Botschaft von Weihnachten ist deshalb eine erwachsene Zumutung der Liebe: Sie ist unbedingt, hat alles aufs Spiel gesetzt und wartet nun auf eine Antwort. ■

Petra Bahr ist Kulturbeauftragte des Rates der EKD.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Offenbarung Gottes; Erkenntnis Gottes als Schöpfer; Bergpredigt; Bekenntnis zu Jesus Christus als wahrem Gott; dreieiniger Gott
2) Bibeltexte: Das Hohe Lied; 1. Johannes 4; 1. Korinther 13
3) Literatur: Kapitel „Der Gott, der Liebe ist“ (430–453) in: Eberhard Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt, Tübingen 2010; Niklas Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt/Main 1994; Walter Dietrich/Christian Link, Die dunklen Seiten Gottes (2 Bände), Neukirchen-Vluyn 2000

Die Rechtfertigung der Gottlosen aus Glauben ohne Werke

Menschen fragen heute: Was ist das für eine Gerechtigkeit, die selbst dem größten Verbrecher zugutekommt? Belohnt Gott die, die seine Gebote brechen?

Von Rüdiger Sachau

Die Botschaft der Rechtfertigung aus Glauben und nicht aufgrund unserer Werke steht im Zentrum des christlichen Glaubens. Sie ist die Zusage der bedingungslosen und voraussetzungslosen Liebe Gottes zu allen Menschen.

Das ist ein gleichermaßen einfacher wie kaum fassbarer Gedanke, der viele Fragen aufwirft: Wir sollen angenommen sein ohne unser Tun? Zeigen uns doch alle Religionen der Welt, dass wir uns anstrengen sollen, um zu bestehen? Spüren wir nicht, dass wir Gutes tun, Opfer bringen und uns dem Heiligen unterwerfen sollen? Ist das nicht auch der Grund, warum wir uns besser fühlen, wenn wir im Gottesdienst waren, wenn wir uns aktiv am Gemeindeleben beteiligen, jemandem helfen oder spenden? Sollte das alles in den Augen Gottes nichts wert sein? Ist es gerecht, wenn die gleiche Liebe Gottes auch demjenigen zugesprochen wird, der sich niemals einsetzt und immer nur auf seinen Vorteil achtet? Wird die Botschaft von der rechtfertigenden Gnade nicht zur Farce, ja zur Karikatur, wenn sie auch für denjenigen gilt, der Böses tut, und es vielleicht nicht einmal bereut?

Die Botschaft der Liebe und Gnade Gottes, die allen Menschen ohne Vorbedingungen gilt, hält diesen Fragen aus zwei Gründen stand: Erstens kann die Liebe Gottes nur unendlich groß sein – eine kleinliche, eine begrenzte Liebe Gottes wäre ein Widerspruch in sich selbst. Und zweitens ist es gerade das Wesen der Gnade, dass wir sie uns nicht selbst erarbeiten oder erwerben können.

Kann man dann also tun, was man will? Nein, denn die gnädige Rechtfertigung des Menschen ist kein Freibrief. In der Bergpredigt sagt Jesus: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matthäus 5,17). Und den reichen Jüngling fragt Jesus, ob er alle Gesetze eingehalten habe. Erst als er dies bejaht hat, fordert er ihn zur Nachfolge auf (Matthäus 19,16 ff.).

Es bleibt also dabei: Die Gebote Gottes gelten ohne Einschränkung, denn sie dienen dem Leben und ordnen unser Zusammenleben in einem guten Geist. Und wer gegen die Gebote und Regeln verstößt, muss auch die Konsequenzen in dieser Welt tragen, da hilft kein Hinweis auf die rechtfertigende Liebe Gottes.

Basisinformation

Die Rechtfertigung allein aus Glauben wird vom Apostel Paulus in seinen Briefen an die Römer und die Galater in Auseinandersetzung mit der Frömmigkeit der Phärisäer entwickelt. Ihn bestimmt die Erkenntnis, dass das durch die Sünde gestörte Verhältnis zwischen Mensch und Gott nicht durch gute Werke wiederhergestellt werden kann. Es ist allein Gott, der einseitig die Beziehung wiederherstellt. Luther erkannte bei der Lektüre des Römerbriefes, dass unsere Rechtfertigung allein durch Christus und allein durch die Gnade Gottes erfolgt, die sich in Christus zeigt. Sie wird uns allein durch das Wort Gottes in der Bibel bezeugt und allein im Glauben angeeignet. Wir bleiben in unseren Lebensvollzügen sündige Menschen. Aber Gott holt uns durch sein freisprechendes Wort immer wieder heraus. Im Vertrauen auf diese Zusage sind wir gerechtfertigt und können immer wieder neu beginnen, in Freiheit Gottes Geboten zu folgen.

Die Gebote gelten weiter ohne Abstriche

Der größte Irrtum des Menschen aber ist die Vorstellung, sich durch Erfüllung der Gebote die Anerkennung Gottes erwerben zu können. Alles, was wir in unserem Leben tun oder lassen, ist in vielfältiger Weise fehlerhaft und vorläufig, verstrickt in Konflikte und egoistische Interessen. Darum wird das, was wir tun, niemals ausreichen, Gott von unserer Güte zu überzeugen. Und im Grunde unseres Herzens wissen wir es selbst. Wenn wir uns ehrlich im Lichte der zehn Gebote und der Worte Jesu prüfen, dann erkennen wir, dass wir gar nicht so großartig sind. Mit Scham sehen wir, wo wir gegen die Gebote verstoßen. Schlimmer noch: In unseren verkehrten Entscheidungen und unserer Schuld erkennen wir unsere gestörten Beziehungen zu Gott, zu den Mitmenschen und uns selbst. Ohne Gewissheit, auf dem rechten Weg zu sein, überfallen uns Angst und das Gefühl der Sinnlosigkeit.

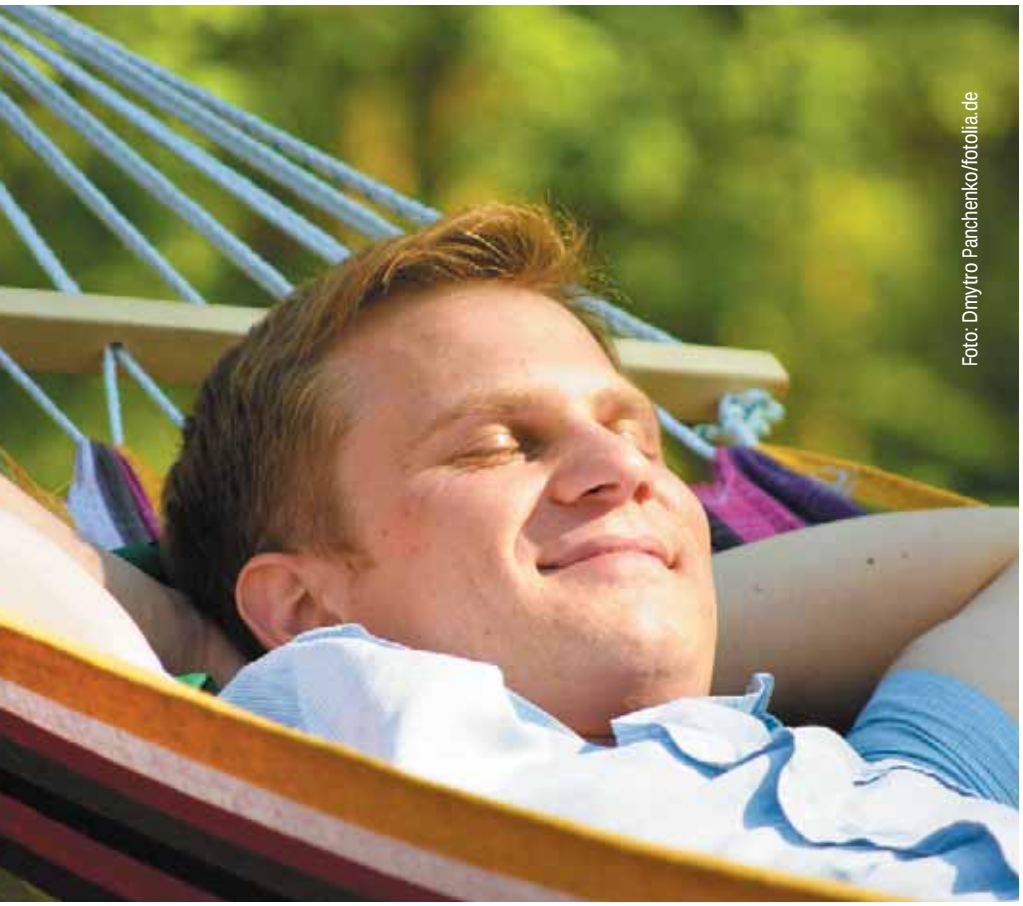
Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Gibt es Gnade ohne Reue?
2) Rechtfertigen wir uns durch unsere Arbeit, haupt- und ehrenamtlich?
3) Handle ich aus Dank oder doch um etwas zu gewinnen?

Zugang zum Thema

– Filme: Luther (Regie: Eric Till, D 2003); The Mission (Regie: Roland Joffé, GB 1986); Adams Äpfel (Regie: Anders Thomas Jensen, DK 2005)
– Literatur: John Irving, Owen Meany, Zürich 1990; Luther Blissett, Q (Roman), München 2002



An der entscheidenden Stelle unseres Lebens können und brauchen wir **nichts tun**.

Für Paulus und Luther waren derartige Erfahrungen des Versagens dennoch mit einer hilfreichen Erkenntnis verbunden. Sie bewahren uns vor hochmütiger Selbstüberschätzung. Wir sollen nicht auf uns selber, unsere Taten und Erfolge bauen, sondern allein Gott vertrauen und aus seiner Liebe leben. Die Einsicht in unser Versagen hilft in diesem Sinne, dass wir uns ganz Gott in die Arme werfen. Das ist der geistliche Sinn des Gesetzes. Wir werden zurückgeworfen auf den von außen kommenden Zuspruch der grundlosen Liebe Gottes. Und darum kann Luther davon sprechen, dass wir „tapfer sündigen“ sollen – das heißt aber nicht, dass man tun kann, was man will.

Nicht wir rechtfertigen uns, wir werden gerechtfertigt

Im Vertrauen auf Gottes Zuspruch, der längst da ist, gewinnen auch die guten Taten und Werke eine neue Bedeutung. Sie sind nicht die „Eintrittskarte“ in den Raum der Liebe Gottes. Aber sie sind die Konsequenz. Gute Taten verhelfen uns nicht zum Heil, aber sie sind ein Indiz der Dankbarkeit. Denn wer sich geliebt weiß, wird wohl kaum denjenigen kränken wollen, der uns so sehr liebt. Jesus würde sagen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Wichtig ist die Reihenfolge: Am Anfang steht die grundlose Liebe Gottes, die der Glaube gegen das erschrockene Gewissen ergreift, und erst dann kommt unser Tun. Gute Werke sind die Folge der Liebe Gottes zu uns. Darum ist die Rechtfertigung ein ganz und gar passiver Vorgang. Nicht wir rechtfertigen uns, sondern wir werden gerechtfertigt. Ein wenig ist es wie mit dem Entschuldigen. Wir können uns eine Entschuldigung nicht selber aussprechen, sondern wir können nur einen anderen um Entschuldigung bitten. Ob sie uns gewährt wird, hängt nicht von uns ab.

Mehr Gelassenheit und Vertrauen

Auch das, was wir „Glauben“ nennen, dürfen wir nicht als eine andere Art von Leistung verstehen. Es geht nicht um das Maß unserer Überzeugtheit oder um unsere Zustimmung zu „Glaubenssätzen“. Würden wir dieses als Voraussetzung der Wirksamkeit der Rechtfertigung Gottes ansehen, wäre wieder alles umsonst, was Paulus die „Rechtfertigung aus Glauben“ nennt. Der Glaube würde zum Glaubensgesetz. Selbst der Glaube an Jesus Christus kann wiederum nur aus Glauben kommen. Er ist reines Empfangen, die uns geschenkte Sehnsucht nach Vertrauen. Weil der Glaube kein Werk, keine Leistung ist, können wir sprechen: „Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ (Markus 9,24).

Unsere Rechtfertigung aus solchem Glauben ist in einer Leistungsgesellschaft eine ungeheure Provokation. Denn sie sagt uns einerseits, dass wir an der entscheidenden Stelle unseres Lebens nichts tun können. Wenn wir die Unmöglichkeit unseres Tuns in den Augen Gottes verstanden haben, dann ruft sie uns andererseits auf, dass wir alles tun sollen. Das ist gar nicht so leicht zu trennen. Und religiöse wie auch moralische Menschen neigen immer dazu, sich in ihren Werken und Leistungen zu repräsentieren. Schauen wir uns in unserer evangelischen Kirche um, dann kann man bisweilen den Eindruck gewinnen, dass besonders wir uns durch angestrengte Leistungen und Pflichterfüllung vor Gott und den Menschen beweisen wollen und weniger durch Gelassenheit und Vertrauen. Was Rechtfertigung allein aus Glauben bedeutet, kann gerade eine Kirche der Reformation täglich neu üben, indem sie zeigt, wie wir aus dieser Gewissheit fröhlich leben. ■

Rüdiger Sachau ist Direktor der Evangelischen Akademie zu Berlin.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Sünde; Sinn des Lebens; Bergpredigt; Tod Jesu; Taufe; Handeln nach Gottes Geboten
2) Bibeltexte: Matthäus 5,17–20; Lukas 15,11–32; Römer 3,19–31; Römer 5,1–11; Galater 3,10–29
3) Lieder: Die Nacht ist vorgedrungen (EG 16,2–5); Nun freut euch, liebe Christen g’mein (EG 341)
4) Literatur: Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen, Gütersloh 2006; Wilfried Härle, Gott fürchten und lieben – Martin Luther und die Kunst lebenswichtiger Unterscheidungen, in: Ralf K. Wüstenberg (Hrsg.), „Nimm und lies!“. Theologische Quereinstiege für Neugierige, Gütersloh 2008, 110–125; Eberhard Jüngel, Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen, Tübingen 1998; Zur kritischen Auseinandersetzung: Matthias Kroeger, Im religiösen Umbruch der Welt: Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche, Stuttgart 2004, 191–215, 335–363

Die Gründung der Kirche

Menschen fragen heute: Warum ist die Kirche nötig? Kann man auch ohne sie an Gott glauben?

Von Markus Dröge

Zehn Fotos liegen in der Mitte des Raumes aus. Darum herum ein Stuhlkreis mit Männern und Frauen, die sich zu einem Gesprächskreis zusammengefunden haben. Auf den zehn Fotos sind ganz unterschiedliche Kirchen zu sehen. Zum Beispiel eine kleine marode Dorfkirche. Eine riesige gotische Hallenkirche in Frankreich. Ein moderner Betonbau aus den sechziger Jahren. Eine liebevoll restaurierte Backsteinkirche. Und sogar eine Kirche ganz aus Glas ist dabei. Jeder aus der Runde entscheidet sich für ein Foto und erzählt, warum er sich gerade dieses Bild ausgesucht hat. Es entspinnen sich daran zehn ganz unterschiedliche Geschichten von Erlebnissen in und mit Kirchen. Vor allem aber entspinnen sich zehn ganz persönliche Lebensgeschichten mit Kirche. Von Heimat und Geborgenheit ist die Rede. Aber auch von Verletzungen. Zum Beispiel, dass ein Pfarrer einer Frau nach dem Krieg nichts zum Anziehen geben wollte, weil sie nicht der Kirche angehörte. Das beschäftigt sie bis heute. Es wird erzählt von gemeinsamen Jugendrüsten und Singen am Lagerfeuer. Von Hochzeit ist die Rede, von Taufen und Beerdigungen. Vom Glauben und vom Zweifel an Gott. Das ganze Leben mit seinen Freuden, Hoffnungen und Brüchen spannt sich aus anhand der Fotos. Es wird deutlich, Kirche ist der Ort, an dem Menschen mit ihrem ganzen Leben in Kontakt kommen, wo sie fragen und zweifeln können. Aber auch sich freuen und danken. In der Kirche ist das ganze menschliche Leben gegründet.

Die Kirche ist – vom christlichen Glaubensverständnis her – aber keine Gründung des Menschen. Nicht die Menschen gründen die Kirche, sondern Gott selbst, der durch sein Wort den Glauben weckt. Die Kirche verdankt sich ihrem Wesen nach nicht einem menschlichen Entschluss, sondern dem Evangelium von Jesus Christus, das die Menschen berührt. So spricht auch Luther von der Kirche als „Geschöpf des Evangeliums“. Das Evangelium verbindet die Menschen untereinander zu einer Gemeinschaft der Glaubenden. Und diese vom Glauben gestiftete Gemeinschaft konstituiert die Kirche.

Die Kirche lebt von ihrem Grund her, von der befreienden Botschaft Jesu Christi. In der Barmer Theologischen Erklärung wird diese Gründung der Kirche in Christus noch einmal besonders stark gemacht, um mögliche Fremdbestimmung und einen Absolutheitsanspruch des Staates abzuwehren. Die Gründung der Kirche im Glauben hat also eine kritische Funktion. Gleichwohl ist die Kirche nichts Außerweltliches, sondern sie ist gelebte Gemeinschaft, konkrete Hoffnung auf das Reich Gottes in dieser Welt. Kirche existiert daher in bestimmten Organisationsformen. Mit Ämtern und Diensten.

Basisinformation

Das Wort Kirche leitet sich vom griechischen „kyriaké ekklesia“, zum Herrn gehörende Versammlung, ab. Ekklesiologie ist daher der Fachbegriff für die theologische Beschäftigung mit der Kirche. Jesus selbst hat keine institutionell verfasste Kirche gegründet. Vielmehr führte der Glaube an Jesus Christus zu Vergemeinschaftungen und konstituierte auf diese Weise die Kirche. Nicht Jesus hat die Kirche gegründet, aber die Kirche gründet in Jesus Christus. Auch aus der Bibel ist keine eindeutige Struktur oder Organisationsform der Kirche abzuleiten. Sie enthält aber zentrale Vorstellungen, wie erste Gemeinden ihr Christsein verstanden haben. Diese Vorstellungen prägten die Entstehung der verfassten Kirche. Eine zentrale Vorstellung der ersten Christengemeinden war es, sich als „Volk Gottes“ zu verstehen. Sie stellten sich damit in die heilsgeschichtliche Verheißungslinie des Gottes Israels.
Das wohl wichtigste Bild des Neuen Testaments ist aber die Vorstellung vom „Leib Christi“. Die Kirche besteht aus vielen Gliedern, die durch den Geist zu dem einen Leibe in Christus verbunden bleiben. Aus der anfänglichen Unbestimmtheit und Vielfalt von Lehre und Leben im 1. und 2. Jahrhundert bildete sich im 3. und 4. Jahrhundert die „Großkirche“. Die Normierung urchristlicher Schriften, die Fixierung von Ämtern, die Ablösung vom Judentum waren die deutlichsten Merkmale der Veränderung. Damit einher ging die Begründung der Kirchenzugehörigkeit durch die Taufe, das Abendmahl als Zentrum des religiösen Lebens, der liturgische Ausbau des Gottesdienstes und die Festlegung von christlichen Festtagen. Die in Christus gegründete Kirche kann unterschiedliche Erscheinungs- und Organisationsformen haben, wie sich in der Vielzahl christlicher Konfessionen und Kirchen weltweit zeigt.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welches Bild von Kirche haben Sie? Wie lautet die „Kirchengeschichte“ Ihres Lebens?
2) Wenn die Kirche eine Gründung des Glaubens ist, wie wird dieser Glaube in der Kirche sichtbar und erfahrbar? Wodurch wird er womöglich auch behindert?
3) Wenn Sie angesprochen werden mit dem Argument „Glaube ja, Kirche nein“, was würden Sie dann antworten?

Zugang zum Thema

– Literatur: Arnd Brummer, Unter Ketzern. Warum ich evangelisch bin, Frankfurt/Main 2011
– Film: Oh Happy Day (Regie: Hella Joof, DK 2004)

Fotos: Mella/photocase.com + Silber

Für viele Menschen stellt sich heute die Frage, ob das so sein muss. „In der Natur ist mir Gott am nächsten. Wenn ich mit Gott sprechen will, dann gehe ich in den Wald und nicht in die Kirche.“ So oder so ähnlich wird immer wieder argumentiert. Häufig wird diese Meinung auch mit einer Kritik an den als altertümlich und unmodern verstandenen Strukturen verbunden. „Glaube ja, Kirche nein“ könnte man es auf den Punkt bringen. Die Menschen, die so argumentieren, sind aber oft die gleichen Leute, die dann ihre Kinder gern in evangelische Kindertagesstätten schicken, weil ihnen wichtig ist, dass der Nachwuchs die christlichen Traditionen kennen lernt. Es sind die gleichen Menschen, die sich einen friedlichen und gerechten Umgang in der Gesellschaft und untereinander wünschen. Dabei ist doch gerade die Kirche ein Ort, an dem Wertevermittlung und ganzheitliche Bildung stattfindet.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heilige Geist – Beginn des Christentums; Offenbarung Gottes; Auferstehung Jesu; Auftrag der Kirche: Einladung zum Glauben; Kirche als Werk Gottes und als menschliche Institution; eine Kirche und viele Kircher; kirchliche Ämter und das allgemeine Priestertum aller Glaubenden
2) Bibeltexte: 1. Korinther 12,12–31 im Vergleich mit Epheser 4,1–16
3) Literatur: Fulbert Steffensky, Schwarzbrotspiritualität, Stuttgart 2006; Broschüre der EKBO: Im Glauben leben, im Leben glauben, zu bestellen: (030) 243 44 414, Infos: www.ekbo.de/1032284

Kirche wirkt in die Welt hinein

Nicht allein diese praktischen Argumente sprechen für die Notwendigkeit von Kirche, sondern es sind wiederum Gründe, die im Glaubensverständnis selbst wurzeln. Der Glaube stiftet Gemeinschaft. Schon Paulus entwickelt den klaren Gedanken, dass der Glaube an Jesus Christus konkrete Gestalt in der solidarischen, geschwisterlichen Liebe untereinander gewinnt. Der Heilige Geist verbindet die Glaubenden zu einer „Gemeinschaft der Heiligen“, wie es im apostolischen Glaubensbekenntnis heißt. Kirche ist eine solche Gemeinschaft des Geistes, solidarische Gemeinschaft.

Diese Solidarität beginnt nicht erst im Himmel, sondern wirkt in die Verhältnisse dieser Welt hinein. Kirche ist „Kirche für andere“ spitzt Bonhoeffer diese Erkenntnis zu. Deshalb gehört das Kirchesein zum Glauben notwendig dazu und ist keine Wahlentscheidung. Die Kirchenmitgliedschaft ist folgerichtiger Ausdruck eines gelebten Glaubens. Die Frage in Bezug auf Kirche darf nicht nur sein, was „ich“ davon habe, sondern auch, was andere davon haben. Und das ist viel.

Die Kirche ist nötig! Weil in ihr der befreiende Glaube an Christus durch die Jahrhunderte ins konkrete Leben der Menschen hinein weitergegeben wird. In evangelischen Kitas und Schulen zum Beispiel. In ihnen spielt das christliche Menschenbild, das nicht in Leistung und Ellenbogenmentalität aufgeht, eine zentrale Rolle. In der Diakonie wird Menschen geholfen, die am Rande der Gesellschaft stehen und keine starke Stimme haben, um ihre Interessen zu vertreten. Kirche ist der Ort, an dem der Glaube öffentlich wird. Insofern hat sie auch eine politische Funktion.

Die Kirche ist nicht fehlerlos

Sicherlich muss man sich immer wieder mit der äußeren Gestalt der Kirche auseinandersetzen, wie sie strukturiert, wie sie aufgebaut ist, welche Dienste und Ämter und welche Schwerpunkte es geben soll. Die Kirche ist nicht fehlerlos, wie das menschliche Leben nicht ohne Fehl ist. Die Kirche bedarf des kritischen Blickes vom Evangelium her, das Befreiung von verengenden und erdrückenden Strukturen verheißt. Das Evangelium aber will dann auch konkret in menschliche Verhältnisse hinein gepredigt und gelebt werden. Dazu bedient sich das Evangelium der Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden.

Kirche als gelebte Glaubensgemeinschaft gelingt immer dann, wenn Menschen sich in der Kirche mit ihren Fragen und Zweifeln, Hoffnungen und Ängsten in dem Grund gegründet wissen, den wir selbst nicht legen können: „Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ (1. Korinther 3,11). ■

Markus Dröge ist Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Der Auftrag der Kirche: Einladung zum Glauben

Menschen fragen heute: Ist die Mission eine Quelle der Gewalt gegen anders Glaubende? Hat die Kirche nicht längst aufgehört missionarisch zu wirken?

Von Viola Kennert

Eine Legende erzählt: Als Christus zum Himmel aufgefahren war, fragten ihn die Engel, wie es denn nun mit seinem Reich auf der Erde weitergehen solle. „Ich habe meine Jünger auf Erden“, antwortete Christus. Aber die Engel sahen, wie unbedeutend, wie schwach und verzagt die Jünger waren, und fragten erschrocken: „Herr, hast du wirklich keinen besseren Plan?“ Und Christus entgegnete: „Nein – einen anderen Plan habe ich nicht.“

Basisinformation

Die Mission Gottes (missio dei) ist Gottes Handeln an der Welt. Gott sendet Jesus Christus und gibt sich in ihm den Menschen hin. Gott sendet seinen Heiligen Geist, um den Glauben bei den Menschen zu wecken. Die Mission der Kirche beginnt nach Ostern. Sie beruft sich auf den Auftrag, den der Auferstandene gegeben hat (Matthäus 28,16–20).

Mission heißt: Sendung. Christen sind von Jesus gesandt zu erzählen und zu bekennen, woran sie glauben, was sie trägt im Leben und im Sterben. Mission ist einladend, werbend, überzeugend. Ihr Mittel ist allein das Wort und ihr diakonisches Handeln. Menschen durch Predigt und Nächstenliebe zu überzeugen, zeichnet Mission aus. Alle gewaltsamen Formen der Unterdrückung anderer Religionen und Kulturen sind durch das biblische Zeugnis nicht gedeckt.

Die Erwählung Israels ist durch Christus nicht in Frage gestellt. Dennoch ist die Abkehr von der Judenmission erst seit dem letzten Jahrhundert Bestandteil christlicher Grundsätze (zum Beispiel Grundartikel der Grundordnung der EKBO, ww.ekbo.de/1032302/). Die Unterscheidung von interreligiösem Gespräch und Mission ist die bleibende Herausforderung, die auch gegenwärtig gestaltet und an der theologisch gearbeitet werden muss.

Durch die Menschwerdung Gottes in Christus vertraut Gott seine Mission (Sendung) den Menschen an. Was Gott für die Welt will, wird von Menschen weitergesagt. Und so wie sie sich entwickeln und verändern, verändern sich auch die Missionswege und Gemeindekonzepte. Die Gestaltung des Auftrages (Matthäus 28,16–20, der sogenannte Taufbefehl), den Christus gegeben hat, ist die Aufgabe der Gemeinde und der Kirche. Die Kirche Jesu Christi lebt, weil sie durch Gottes Geist gegründet und durch Christus beauftragt ist. Sie soll zum Glauben einladen.

In den neutestamentlichen Berichten kann man erkennen, dass es seit Ostern zwei Grundhaltungen gibt, zum Glauben an Jesus Christus einzuladen: Die eine ist die attraktive, ausstrahlende Gemeinde, die sich vor Ort verwurzelt und einladend lebt. So wie die Jerusalemer Gemeinde, die sich zu und nach Pfingsten im Tempel versammelt und die wächst, weil sie einladend verkündigt. Sie praktiziert die Gütergemeinschaft, dort weht ein neuer, frischer Geist und es gibt lebendige, persönliche Begegnungen (Apostelgeschichte 2,42–47; 4,32–35). Petrus bleibt in Jerusalem und verkündigt die auf Christus gegründete Kirche.

Die andere Haltung ist die missionierende, auf die Menschen zugehende Gemeinde. Der Apostel Paulus ist der erste „Missionar“, der sich auf Reisen begibt. Er sucht sich Mitarbeitende und sie begeben sich in die Fremde, gründen Gemeinden, deren Vertreter sich ihrerseits wieder auf den Weg machen (wie Philippus in Apostelgeschichte 8,26–40). Und in den Gemeinden wird immer wieder diskutiert, wie eine Gemeinde zu gestalten ist (Epheser 4 oder Römer 12).

Diese beiden missionarischen Grundhaltungen schließen sich gegenseitig nicht aus. Die attraktive Gemeinde vor Ort ist genauso missionarisch wie die Missionierenden, die sich auf den Weg zu nichtchristlichen Menschen machen, um ihnen Christus zu verkündigen.

Die Missionsgeschichte hatte auch ihre Schattenseiten

In der Folge der sogenannten Konstantinischen Wende (im 4. Jahrhundert wurde durch Kaiser Konstantin das Christentum allgemein anerkannte Religion) wurde die christliche Religion die Grundlage des „christlichen Abendlandes“. Im 16. und 17. Jahrhundert war die christliche Religion allerdings teilweise Bestandteil expansiver Kolonialpolitik. In Lateinamerika beispielsweise wurde die indigene Bevölkerung gedrängt, sich taufen zu lassen. Religion und Kultur der Indios wurden missachtet. Für diesen dunklen Schatten der Missionsgeschichte hat sich die Kirche nach 500 Jahren ausdrücklich entschuldigt.

Dennoch wirkte die Kirche immer missionarisch und einladend. Christen sind in die Welt gesandt, den Auferstandenen zu verkündigen. Dieser Auftrag ist beflügelnd, stößt aber auch auf Wider-

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Ich möchte Menschen von Christus überzeugen! Wie klingt dieser Satz?
2) Wie erzähle ich von meinem Glauben?
3) Was hemmt mich?
4) Lade ich gern Menschen in unsere Gemeinde ein?

Das **Ja zu Christus** muss eine freie Entscheidung bleiben. In der Kindertaufe sprechen es stellvertretend die Eltern. Foto: epd

stand und Desinteresse – bis heute. Jesus Christus ermutigt: Wenn ihr an mich glaubt, braucht ihr die Welt nicht zu fürchten. Um diese Furchtlosigkeit geht es. Sie soll vor den Menschen bezeugt werden. Wer das Wort von Christus hört und glaubt, kann getauft werden.

Die Rede von Gott, von Christus und von der Kirche muss immer wieder neu buchstabiert werden. Die Kirche sucht ständig neue Worte und Formen, um von Gott und Christus Zeugnis zu geben. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ – das ist bis heute der große Trost für die Gemeinde, die unterwegs ist, Menschen zu überzeugen. Gemeinde ist immer unterwegs, auch wenn sie an einem Ort bleibt. Die Beweglichkeit und das Veränderungspotential von Kirche sind in ihrem Auftrag begründet.

Das Bekenntnis zu Christus begründet die Unerschrockenheit in der Welt, weil Christus auferstanden ist. Und: Christlicher Glaube konkretisiert sich in dem bedingungslosen Dienst für die Schwachen und Ausgegrenzten. Beides, Zeugnis und Dienst (Verkündigung und Diakonie), kennzeichnen die Mission, den Auftrag der Kirche.

Zeugnis geben vom eigenen Glauben

Die Gestaltung von Gemeinde soll dem Auftrag entsprechen: zugewandt einladen, verständlich predigen, furchtlos bekennen. Dabei ist die Gestalt der Gemeinde nicht festgelegt. Für wen wollen wir einladend sein? Welche Gaben haben wir in der Gemeinde? Wie können wir attraktiv und einladend sein? Weil jede Gemeinde ihren Gaben entsprechend einladend ist, ist Kirche sehr vielfältig. Das ist auch eine heilsame Entlastung.

Jesus hat durch sein Reden und Handeln Menschen überzeugt. Überzeugend Kirche sein, heißt: Zeugnis geben vom eigenen Glauben. Bezeugen heißt: da sein für die, die Hilfe brauchen. Erzählen, warum ich mich bei „Laib und Seele“ engagiere. Diakonisches Handeln ist Dienst, der nicht vereinnahmen will. Überzeugen durch Erzählen und durch Dienen – das ist der Auftrag, den Christus gegeben hat. Das ist schön und anstrengend. Und der Erfolg ist nicht messbar.

Mission ist Aufgabe der ganzen Gemeinde

Heute stellt sich auch die Frage: Darf man auch die einladen, die einer anderen Religion angehören oder bewusst ohne Religion leben möchten? Ja, denn das Gespräch mit ihnen tut uns gut. Die Grenze zwischen Überzeugen und Vereinnahmen ist zu achten. Das Ja zu Christus muss eine freie Entscheidung bleiben.

Der „Taufbefehl“ ist die Forderung Jesu, nicht nachzulassen, Menschen nachzugehen und sie mit Worten und Taten, die der Liebe Gottes entsprechen, zu überzeugen. Mission – davon zu reden, woran wir glauben – ist Sache der ganzen Gemeinde. Das schließt alle Formen von Überheblichkeit, moralischem Druck oder Gewalt in der Mission aus. ■

Viola Kennert ist Superintendentin des Kirchenkreises Berlin-Neukölln.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heiliger Geist; Beginn des Christentums; alle Abschnitte zum Thema Kirche; Taufe; Diakonie,
2) Bibeltexte: Matthäus 28,16–20; Apostelgeschichte 2,14–34; 8,26–40; Markus 8,1–9
3) Literatur: Kundgebung der EKD-Synode November 2011 „Hinhören – Aufbrechen – Weitersagen“, Missionarische Impulse 2011 (www.ekd.de/synode2011/aktuell/edi_2011_11_09_synode_kundgebung_mission.html)

Die eine Kirche und die vielen Kirchen

Menschen fragen heute: Wie soll man einer Botschaft glauben, über die sich die Kirchen selbst nicht einig sind? Warum lassen sie ihre Streitfragen, die keinen Menschen außerhalb der Kirche interessieren, nicht einfach beiseite?

Von Christof Theilemann

Wir feiern Gottesdienst in der Justizvollzugsanstalt. Einer erzählt von seiner Erfahrung mit den Kirchen: „Wissen Sie, mit Gott habe ich kein Problem. Ich habe eins mit seinem Bodenpersonal. Die sind sich doch sowieso nicht einig." Dieser Einwand ist oft zu hören. Die Aufspaltung der Christenheit in verschiedene Konfessionen ist ein Skandal, der ihrer Botschaft schadet.

Auf der anderen Seite hat die kirchliche Vielfalt mit ihren kulturell-historischen Prägungen auch etwas Bereicherndes für die Gesamtkirche. Zudem finden die Kirchen in vielen Kernfragen sehr wohl zueinander. Dass Jesus Christus als wahrer Mensch und wahrer Gott zu bekennen sei, ist die Basis der Arbeit des Weltrates der Kirchen. Diesem Bekenntnis stimmt die römisch-katholische Kirche ebenso zu wie dem Glauben an den dreieinen Gott. In allen Kirchen glauben Christen und Christinnen daran, dass Gott im Leben, Sterben und der Auferweckung Jesu tätig geworden ist. Alle Kirchen erkennen die Taufe (die Baptisten nur die Gläubigentaufe) als Zeichen der Zugehörigkeit eines Menschen zur Kirche Christi an.

Das weist auf eine wesentliche Einsicht des Glaubens an Jesus Christus hin: Die Einheit der Christenheit geht nicht in dem auf, was Menschen tun. Im Glauben an ihn sind alle Christinnen und Christen geistlich verbunden. Ihre Gewissheit ist: Diese Verbindung ist stärker als das Trennende. Sie ist ihr Zukunftshorizont. „Versöhnte Verschiedenheit" in der Realität der Welt ist deshalb das Ziel der Leuenberger Kirchengemeinschaft, der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), in der sich über 100 Kirchen zusammengefunden haben. Nach diesem Modell kann sich unsere evangelische Kirche auch die Einheit mit der katholischen und den orthodoxen Kirchen vorstellen. Der Glaube an Jesus Christus traut es Gott zu, dass er in der Kraft seines Geistes die eine Kirche jetzt schon in der Vielfalt der Konfessionen baut.

Warum lässt unsere Kirche dann die Streitfragen zwischen den Konfessionen nicht einfach beiseite? Warum konzentriert sie sich nicht auf das Weitergeben des Evangeliums, das Aufgabe aller Kirchen ist? Sie möchte das wohl; besonders angesichts dessen, dass alle christlichen Kirchen heute gegenüber der Konfessionslosigkeit und den anderen Religionen im gleichen Boot sitzen. Die Mission der Kirchen muss heute ökumenisch sein, wenn sie die Menschen nicht irritieren will.

Basisinformation

Die Christenheit ist in verschiedene Konfessionen gespalten. Aber die Gemeinsamkeiten zwischen ihnen überwiegen die Unterschiede. Das ist im Potential der unsichtbaren Einheit der an Christus Glaubenden begründet. Dieses meldet sich in verschiedenen Gestalten. Zu ihm bekennen sich alle christlichen Kirchen. Sie glauben (siehe das Nicaenum EG 805) in Christus an die eine heilige, allgemeine und apostolische Kirche. Einig ist sie, wo sie ihre Einheit ganz aus der Hand Christi empfängt. Allgemein ist sie, indem sie sich von ihm zur Verkündigung an alle Welt anleiten lässt. Apostolisch ist sie, wo sie im Hören auf die Bibel unter der Leitung des Geistes Christi das von den Aposteln gepredigte Evangelium für ihre Zeit neu ausspricht. Die Kirche ist also kein Selbstzweck. Sie dient ihren Mitmenschen. Dabei kann keine Kirche für sich in Anspruch nehmen, sie sei die einzige Zeugin des Evangeliums. Sie muss immer zwischen Christus als dem Grund der Kirche und ihrer von Menschen gemachten Gestalt unterscheiden und doch auch die sichtbare Einheit der Kirchen anstreben.
Deshalb gibt es keine Alternative zur Ökumene.

Unsere Schwesterkirchen machen es uns nicht leicht

Aber unsere großen Schwesterkirchen machen es uns nicht ganz leicht. Die römisch-katholische und die orthodoxen Kirchen binden die Einheit der Kirche an eine Hierarchie kirchlicher Ämter. Sie folgern aus biblischen Texten, dass dafür nur Männer in Frage kommen. Der Papst will nur orthodoxe Kirchen annäherungsweise als Kirchen anerkennen, während evangelische und anglikanische Kirche von ihm bisher nur als „kirchliche Gemeinschaften", aber nicht als „Kirchen im Vollsinn" angesehen werden.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg
1) Warum sind sich die Christen so uneinig?
2) Inwiefern könnte die Vielfalt der Kirchen eine Chance für die Christenheit sein?
3) Auf welchem Weg gelangt die Christenheit am ehesten zur Einheit?

Zugang zum Thema
– Die Leuenberger Konkordie (Evangelisches Gesangbuch 811)

Ein Buch – **ein Glaube?** – viele Kirchen. Foto: doesnotcare/photocase.com

Die evangelischen Christen und Christinnen können aber die prinzipielle Trennung zwischen Geistlichen und Laien nicht mit dem Geist Christi zusammenbringen. Sie unterscheiden nur um der Ordnung willen zwischen Geistlichen und Laien. Sie haben auch Schwierigkeiten, die Tradition der römisch-katholischen Kirche als gleichberechtigte Glaubensquelle neben dem Evangelium anzuerkennen. Die Behauptung der Siebenzahl der Sakramente stützt sich auf diese Tradition, während Evangelische und (mit Einschränkungen) die Anglikaner nur Taufe und Abendmahl auf die Stiftung Christi zurückführen. Sie betonen die Zuordnung von Taufe und Abendmahl zur Predigt, während im katholischen und orthodoxen Bereich das Interesse am Abendmahl als besonderem göttlichem Geheimnis hängt.

Trotz dieser Unterschiede gibt es für Christen keine Alternative zum gemeinsamen Handeln, das auf die sichtbare Einheit der Kirche zielt. Wenn keine Kirche allein über Gottes Geist verfügt, der alle Glaubenden eint, muss jede dafür offen bleiben, dass sich dieser Geist in den unterschiedlichsten Gestalten der Kirche zu Wort meldet. Jede muss fragen, wie alle christlichen Konfessionen nicht menschlicher Weisheit, sondern dem Geiste dienen. Mit solchem Fragen werden die Berührungspunkte im Leben und in der Lehre der Kirche stark gemacht, die auf die Einheit der Kirchen weisen.

Eine Grundhaltung des Vertrauens und der Klarheit

Wie aber kommt dieses ökumenische Vorhaben voran? Wir brauchen eine Grundhaltung des Vertrauens und der Klarheit. Wir brauchen die Bereitschaft zur Selbstkorrektur. Denn die Kirchen sind in ihrer Verschiedenheit eine vorläufige Wirklichkeit, die es von dem, was Jesus Christus durch den Glauben schafft, zu unterscheiden gilt. Je mehr die Kirchen gemeinsam beten, Bibel lesen und das Evangelium aus Gottes Hand empfangen, desto einiger werden sie sein. Wir haben das zum Jahreswechsel in Berlin beim Jugendtreffen der Gemeinschaft von Taizé hautnah erleben dürfen: Ökumenischen Fortschritt gibt es nur im Glauben an den in der Bibel bezeugten Christus.

Wir sind mit Recht ungeduldig. Denn wir können unsere Partner nur bitten. Aber wir sollten Gott für schon vorhandene Gemeinsamkeit dankbar sein und sie immer öfter feiern. Nur so wird Gottes Bodenpersonal ein einladendes Team, das Nichtchristen und Nichtchristinnen aufmerken lässt. ■

Christof Theilemann ist Landespfarrer der EKBO für Ökumene und Weltmission.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Gründung der Kirche; Auftrag der Kirche; Kirche als Gottes Werk und menschliche Institution; kirchlichen Ämter und das Priestertum aller Glaubenden
2) Bibeltexte: Johannes 17; Römer 12; 1. Korinther 12–14; Epheser 4,1–16
3) Literatur: Heinrich Fries/Karl Rahner, Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit? Freiburg 1983; Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit, Leuenberger Texte 1, 2001 (www.leuenberg.eu/190-0-6); Kirchengemeinschaft nach evangelischem Verständnis, EKD-Texte 69, 2001, (www.ekd.de /EKD-Texte/44637.html); Reinhard Frieling, Im Glauben eins – in Kirchen getrennt. Visionen einer realistischen Ökumene, Göttingen 2006.

Die Kirche als Gottes Werk und als menschliche Institution

Menschen fragen heute: Spricht die Kirche als Institution gegen ihre Botschaft? Kann eine Institution dem Auftrag der Kirche dienen?

Von Friederike von Kirchbach

Sie sitzt mir im Restaurant gegenüber und sagt verärgert: „Ihr habt sie damals im Stich gelassen und ihr macht es noch heute!“ Mit „Ihr“ meint sie meine evangelische Kirche und mit „sie“ die Opfer des Nationalsozialismus, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind. Meine Gesprächspartnerin leitet ein anerkanntes wissenschaftliches Institut und ist vor einiger Zeit aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Sie besteht auf hohe ethische Werte.

Über ihre Pauschalisierung bin ich zunächst verärgert. Es ist einfach, aus der Kirche auszutreten und dann, aus gesichertem Abstand, mit Vorwürfen zu kommen, für die man sich selbst ja nicht mehr zuständig fühlen muss. Andererseits wollte sie wohl nicht mehr Teil einer Organisation sein, in der sie ihre Anliegen nicht gut vertreten fand.

Wie viele ähnliche Gespräche habe ich schon geführt? Nicht nur mit Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind, sondern auch mit Pfarrern und Pfarrerinnen und mit Gemeindegliedern. Immer ging es um enttäuschte Erwartungen an eine Institution, von der man mehr als das Übliche erwartet: mehr Engagement, mehr Nächstenliebe, mehr Mut und mehr Integrität. Diese Enttäuschung meiner Gesprächspartner ist das Spiegelbild einer weit verbreiteten hohen Erwartung an die Kirche als Institution und an jene, die für sie arbeiten.

Die Erwartungen sind berechtigt. In der 3. These der Barmer Theologischen Erklärung heißt es, die Kirche solle auch „mit ihrer Ordnung“ bezeugen, dass sie allein das „Eigentum“ Jesu Christi sei (EG 810). Unter „Ordnung“ wird dabei alles verstanden, was zur Organisation der Gemeinden gehört: die Strukturierung der Dienste, die Verwaltung von Gebäuden und Finanzen, die Bestimmungen des Kirchenrechtes. Unsere Kirche bedient sich vieler Verfahren, die auch sonst in der Gesellschaft üblich sind. So orientieren sich zum Beispiel das Personalrecht und die Verwaltung der Finanzen an Vorbildern im staatlichen Bereich. Das Erscheinungsbild unserer Kirchen ähnelt darum in bestimmter Weise unserer Gesellschaft, auch in manchen Schwächen.

Seit es die christliche Kirche gibt, gibt es das Ringen um ihre Definition, gibt es die Frage nach ihrem Auftrag und in welcher Ordnung sie diesem Auftrag am besten gerecht wird. Unsere Landeskirche besitzt die Struktur einer Flächenkirche. Sie besteht weitestgehend aus Ortsgemeinden, eher selten aus Personalgemeinden wie zum Beispiel die Oberpfarr- und Dom-Kirchengemeinde Berlin. Als die Ortsgemeinden entstanden, waren fast alle Bewohnerinnen und Bewohner eines Ortes Gemeindeglieder. Das ist heute nicht mehr der Fall. Die Ortsgemeinden sind kleiner geworden. Das bedeutet: Die einzelnen Gemeinden können ein selbstständiges Gemeindeleben nicht mehr tragen, können zum Beispiel keine Pfarrerinnen und Pfarrer berufen, keine Küsterinnen und Küster einstellen, können die Gebäude nicht erhalten.

Basisinformation

Das Wort Kirche hat im Neuen Testament die Grundbedeutung von „Gemeindeversammlung“. Menschen, die an Jesus Christus glauben, versammeln sich, um die gute Botschaft von Jesus Christus zu hören, zu beten und die Sakramente zu feiern. Sie sind eine Gemeinschaft von Menschen, die glauben.
Für Martin Luther war die Kirche ein „heiliges christliches Volk“, das gemeinschaftlich und ohne Hierarchien unterwegs war. Kirche war für ihn die jeweils konkrete Versammlung der Glaubenden und nicht vorrangig die Institution. Luther unterschied zwischen der unsichtbaren, also zu glaubenden Kirche, und der sichtbaren Kirche, die glaubwürdig zu sein hat durch das, was sie tut. In der reformatorischen Bekenntnisschrift Confessio Augustana, Artikel 7, werden als hervorstechende Merkmale von Kirche genannt, dass das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium entsprechend gereicht werden.
In der Theologischen Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen 1934 wird diese Definition in den Thesen 3 bis 6 weitergeführt. Zusammengefasst steht dort, dass Kirche sich nicht der jeweils herrschenden politischen Überzeugung überlassen darf, dass es keine mit besonderen Herrschaftsbedürfnissen ausgestattete Kirchenführer gibt, dass die Kirche sich keine staatlichen Aufgaben aneignet und dass sie nicht in menschlicher Selbstherrlichkeit handelt, sondern an Christi statt durch Predigt und Sakrament die Botschaft der freien Gnade ausrichtet an alles Volk. Die Institution mit ihrer Struktur ist wichtig für die Ermöglichung kirchlichen Lebens, doch sie hat stets eine dienende Funktion.

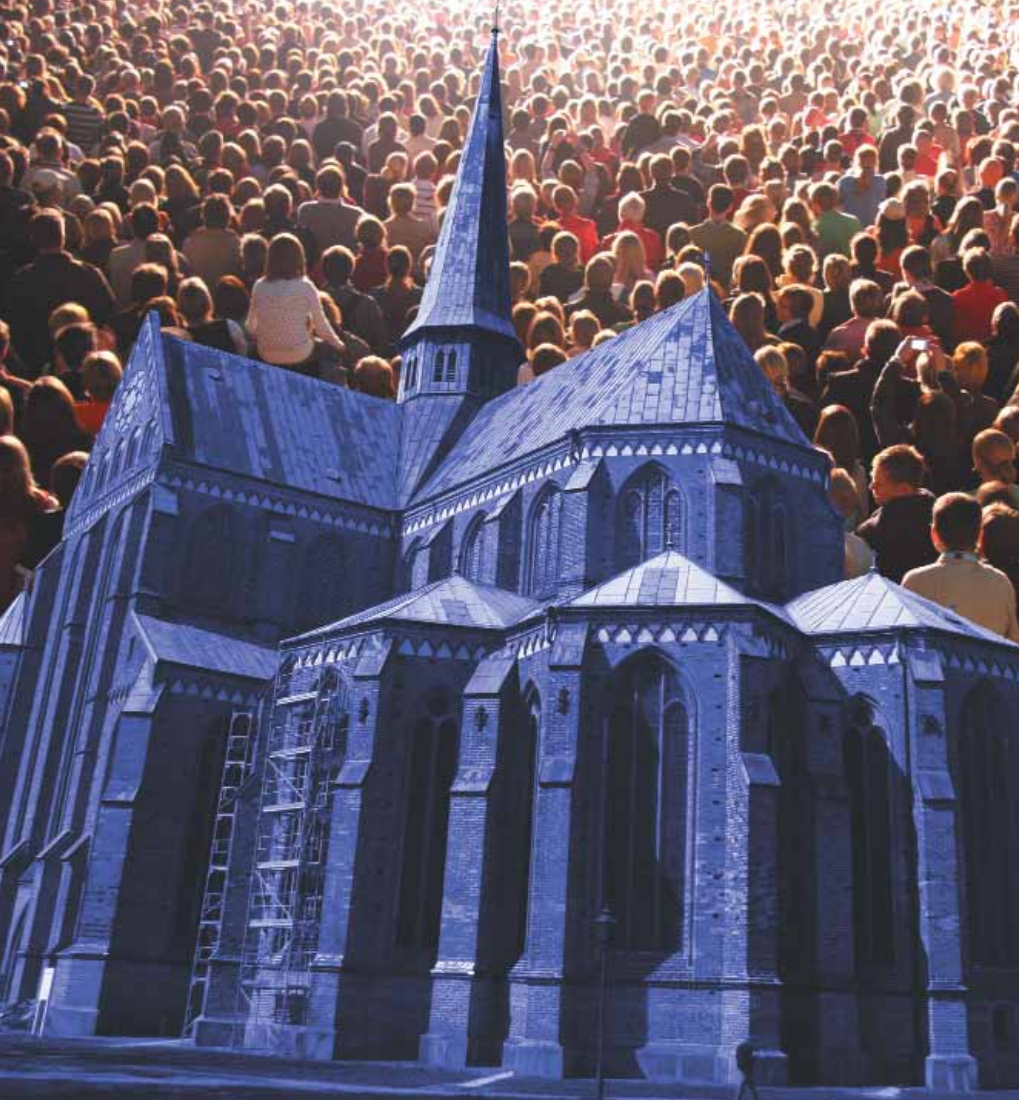
Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Wann habe ich mich über meine Kirche geärgert?
2) Was gefällt mir an meiner Kirche?
3) Was hätte ich gern anders? Wie sieht meine Kirche in 25 Jahren aus?

Zugang zum Thema

– Filme: Blues Brothers (Regie: John Landis, USA 1980); Sister Act (Regie: Emile Ardolino, USA 1992);
– Roman: Anne Holt, Die Gotteszahl, München 2009



Seit Bestehen der Kirche fragen sich Christen, ob ihre **Strukturen** dem Auftrag gerecht werden. Foto: Silber und photocase.com

Wir sind angekommen in einer kleiner werdenden Volkskirche, einer Kirche, die einen rechtlich gesicherten Platz in der Gesellschaft hat, geregelt durch ein klares Staats-Kirchenrecht und damit durch eine eindeutig definierte gesellschaftliche Rolle.

Menschen, die wie ich in der DDR aufgewachsen sind, haben dieses kirchliche Selbstbewusstsein erst kennenlernen müssen. Vieles stellt sich im Vergleich zur Lage der Kirchen in anderen Ländern als privilegiert dar. Der Status der Körperschaft öffentlichen Rechts, der Religionsunterricht an öffentlichen Schulen, die Unterstützung theologischer Ausbildung, die Förderung zahlreicher kultureller Aktivitäten durch öffentliche Mittel und anderes – alle diese Rechte sind charakteristisch für das bestehende Verhältnis zwischen Staat und Kirche (evangelische und römisch-katholische Kirche) in unserem Land.

Gemeinden brauchen Hilfe durch Kirche als Institution

Uns sollte bei alldem bewusst sein, dass Kirche ihre jeweilige institutionelle Struktur aus der aktuellen gesellschaftlichen Situation schöpft. „Eine Kirche ist das in bestimmter Weise vergesellschaftete Christentum“, schreibt Ernst Lange in seinem Buch „Kirche für die Welt“. Die Frage, ob die Strukturen, ob die Institution Kirche zeitgemäß ist und damit auch den Menschen dient, sollte uns zwingen, immer wieder über unsere Strukturen nachzudenken.

Der radikalste Weg der Änderung wäre wohl der, den Dietrich Bonhoeffer meinte, als er 1944 aus dem Gefängnis schrieb: Die Kirche „muss alles Eigentum den Notleidenden schenken. Die Pfarrer müssen ausschließlich von den freiwilligen Gaben der Gemeinden leben, eventuell einen weltlichen Beruf ausüben.“

Um die Menschen vor Ort mit dem Evangelium zu erreichen, gehen viele Gemeinden heute den Weg der Fusion, das heißt der Zusammenlegung von mehreren kleinen Gemeinden zu einer größeren. Damit sollen Ressourcen in den Strukturen der Organisation und Verwaltung freigegeben werden, die an anderer Stelle in der Gemeinde, etwa in der Arbeit mit Kindern und in der Verkündigung eingesetzt werden können. Viele der administrativen Fragen, wie die Erhaltung von Kirchen und anderer Gebäude, die vor Ort in den Gemeinden nicht mehr bewältigt werden können, müssen zentral behandelt werden. Auch an dieser Stelle brauchen wir unsere Kirche als Institution, sowohl nach innen als auch an der Schnittstelle nach außen, etwa zu den Behörden der Länder und Kommunen.

Der heilige Geist begleitet uns

Die Kirche als Institution dient nicht nur der gut gelingenden Verwaltung und Organisation, in ihr arbeiten und leben Menschen, die sich mit den Fragen und Nöten anderer befassen, die versuchen, im besten Sinne dem Auftrag unserer Kirche zu dienen. Der Heilige Geist, dessen Werk wir als Kirche sind und um dessen Anwesenheit wir in Gottesdiensten bitten, wird besonders spürbar, wenn wir gerade nicht mit unseren Strukturen und mit dem Funktionieren der Institution kämpfen. Aber auch in konfliktbesetzten Zeiten begleitet er uns. Die Zielstellung unseres Nachdenkens sollte nicht die Frage sein, wie wir unsere Strukturen erhalten, sondern wie wir sie lebendig gestalten.

Die beiden letzten Sätze der Grundordnung unserer Landeskirche zeugen von dem Wissen um dieses lebendige Verständnis der Institution Kirche: „Sie (die EKBO) weiß sich verpflichtet, die Arbeit an der Grundordnung in der nötigen Weise fortzusetzen und deren Wortlaut bei besserer Einsicht zu erneuern. Sie bittet den Herrn der Kirche, Er wolle das kirchliche Handeln in all seiner menschlichen Unvollkommenheit segnen.“ ■

Friederike von Kirchbach ist Pröpstin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heiliger Geist – Beginn des Christentums; Begründung der Kirche; Auftrag der Kirche; kirchliche Ämter und das allgemeine Priestertum aller Glaubenden; Kirche und Staat
2) Bibeltexte: Römer 12,1–21, Korinther 12,1–31, Titus 3,1–11
3) Literatur: Salz der Erde, Das Perspektivprogramm der EKBO Berlin 2007, (www.reformprozess.ekbo.de)

Die kirchlichen Ämter und das allgemeine Priestertum aller Glaubenden

Menschen fragen heute: Ist unsere Kirche eine Pastorenkirche mit hierarchischen Strukturen? Wird hier Macht ausgeübt wie in anderen Organisationen auch?

Von Hans-Georg Filker

Das Neue Testament hat ein starkes Bild für die Kirche. Sie ist ein Leib. Christus ist das Haupt dieses Leibes, die Christinnen und Christen aber sind seine Glieder. Es gibt hierbei keine Christinnen und Christen erster und zweiter Klasse. Vielmehr sind alle getauften und glaubenden Christenmenschen „Priester“. Sie gehören zu dem, der allein das Mittleramt zwischen Gott und Mensch hat: Jesus Christus. Damit ist die Unterscheidung zwischen „Geistlichen“ und „Laien“ problematisch, zumindest tief missverständlich.

Doch leider ist diese problematische Unterscheidung ins kollektive Bewusstsein der evangelischen Christenheit eingedrungen. Etwas übertrieben formuliert sieht das dann so aus: Das Reden vom Glauben wird den Theologinnen und Theologen überlassen – „die haben das schließlich gelernt“. Die „normalen“ Gemeindeglieder engagieren sich eher „praktisch“.

Doch wenn wirklich alle Priesterinnen und Priester wären, wozu braucht es dann überhaupt kirchliche Ämter? Schauen wir in die Urgemeinde. Sie wuchs beständig. Die Apostel verkündigten zwar, waren aber mit der Gemeindeleitung überfordert. Es gab deshalb richtig Ärger, weil sich soziale Spannungen zwischen den Gemeindegliedern bemerkbar machten. Um sie abzubauen, wurden Diakone eingesetzt (vergleiche Apostelgeschichte 6,1–7). Das ist die Geburtsstunde verschiedener kirchlicher Ämter! Da war das verkündigende Amt der Apostel, deren Nachfolger „Bischöfe“ genannt wurden. Manche von ihnen wurden auch mit dem Amt der Gemeindeleitung betraut, während dieses Amt in anderen Gemeinden die „Ältesten“ (Presbyter) wahrnahmen. Ein „dreigliedriges Amt“ (Bischöfe = Verkündiger, Presbyter und Diakone) aber wird uns durch das Neue Testament nicht zur Verpflichtung gemacht. Wir bemerken vielmehr eine große Freiheit, dass wir die besonderen kirchlichen Ämter entsprechend den Erfordernissen sich wandelnder geschichtlicher Verhältnisse ordnen können. Nach Martin Luther muss dabei das „allgemeine Priestertum aller Glaubenden“ den Ton angeben. Denn er hat gesagt: „Was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, dass es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei.“ Wer ein besonderes Amt in der Kirche wahrnimmt, wird deshalb von der Gemeinde – der eigentlichen Amtsträgerin – beauftragt und ist ihr rechenschaftspflichtig. In unserer evangelischen Kirche nehmen diese Funktion heute die von den Gemeinden gewählten Synoden (Versammlungen) wahr. Sie haben die Verantwortung für die Verkündigung und die Ordnung der ganzen Kirche, die sie im Licht der biblischen Botschaft und der kirchlichen Bekenntnisse immer neu zu prüfen haben. Sie sorgen für die geordnete Gestalt der Verantwortung aller Glaubenden für die kirchlichen Dienste.

Wichtig ist darum, dass die Mehrheit der Mitglieder in den Synoden nicht durch Theologinnen und Theologen oder durch bei der Kirche Beschäftigte gestellt wird. Nicht ein innerer Zirkel von Spezialchristinnen und -christen soll das Reden und Leben der Kirche bestimmen, sondern alle die, die ihren Glauben mitten in der Gesellschaft zu verantworten haben. Wichtig ist auch, dass Leitungsämter zeitlich begrenzt werden, damit sich nicht Herrschaftsmechanismen in der Kirche einschlei-

Basisinformation

Ein kirchliches Amt ist ein Dienst, mit dem die Glieder der Gemeinde von Jesus Christus beauftragt sind. Das grundlegende Amt ist der Dienst der Verkündigung. Nach evangelischem Verständnis tragen alle Gemeindeglieder für diesen Dienst Verantwortung. Man bezeichnet das als „Priestertum aller Glaubenden“. Davon ist das besondere Amt der öffentlichen Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung zu unterscheiden. Mit ihm beauftragt die Gemeinde dazu ausgebildete und qualifizierte Personen. Die Glieder der Gemeinde sind damit von ihrer eigenen Verantwortung für die Verkündigung aber nicht entlastet. Christsein heißt, Zeugin und Zeuge von Jesus Christus in der eigenen Lebenswelt sein. Auf der anderen Seite verleiht das besondere Amt den damit beauftragten Personen keine „Amtswürde“. Das gilt auch für alle anderen „Ämter“ (Gemeindeleitung, Diakonie, Unterricht, Verwaltung usw.). Die 4. These der Barmer Theologischen Erklärung hat zutreffend formuliert: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche“ sind „die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes“.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Werden Pastoren durch die Erwartung von Gemeindegliedern auf ein bestimmtes „klerikales“ Amtsverständnis festgelegt?
2) Wie kann das Priestertum aller Glaubenden neue Gestalt gewinnen?
3) Hat das Priestertum aller Glaubenden als Sauerteig in der Gesellschaft gewirkt, weil es Demokratisierung fördert?

Es gibt keine Christinnen und Christen **erster und zweiter Klasse.** Vielmehr sind alle getauften und glaubenden Christenmenschen „Priester". Foto: epd

en, die an einzelnen Personen hängen. Pfarrerinnen und Pfarrer, Pröpstinnen und Pröpste, Bischöfinnen und Bischöfe und genauso Oberkirchenrätinnen und -räte sind demnach nach evangelischem Verständnis kein besonderer geistlicher Stand. Sie besitzen – anders als katholische Priester – keine besondere geistliche Weihe. Sie werden vielmehr ordiniert, das heißt unter dem Zuspruch des Segens Gottes mit ihrem besonderen Dienst beauftragt. Auch wenn dieser Dienst sie zu einer besonderen Verantwortung ihres Redens und Tuns vor Gott verpflichtet, ist er in das Priestertum aller Glaubenden eingebunden. Die Pfarrerinnen und Pfarrer in der evangelischen Kirche müssen darum große Anstrengungen darauf verwenden, alle Gemeindeglieder zu einem aktiven Wahrnehmen ihrer Verantwortung für das christliche Zeugnis von Gott zu befähigen.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heilige Geist – Beginn des Christentums; Gründung der Kirche; Auftrag der Kirche; Kirche als Gottes Werk und als menschliche Institution
2) Bibeltexte: Apostelgeschichte, 6,1–7, 1. Timotheus 3, 1–13
3) Literatur: Hans-Martin Barth, Einander Priester sein, Göttingen 1990; Reiner Marquard: Glauben leben, Kirche gestalten, Gottesdienst feiern. Ein theologischer Leitfaden für das Ehrenamt, Calw 2004

Unter dem Zuspruch des Segens Gottes

Wir dürfen uns gerade in unserer „konfessionslosen" Umwelt nicht mit der Spaltung der Christenheit in eine redende und eine schweigende, in eine aktive und eine passive Kirche abfinden. Die geistliche Mündigkeit aller Christinnen und Christen ist heute mehr denn je erforderlich, wenn das Zeugnis von Jesus Christus nicht innerhalb der Mauern kirchlicher Gebäude enden soll. Gerade in der persönlichen Begegnung mit Nichtchristinnen und Nichtchristen kommt es darauf an, dass die Glieder der Gemeinde kompetent und kommunikationsfähig vom Glauben der Kirche Jesu Christi und damit von ihrem eigenen Glauben zu reden vermögen.

Die Zukunft des Protestantismus entscheidet sich an der klaren christlichen Identität und Sprachfähigkeit aller Gemeindeglieder und weniger an der Zahl der beruflich Mitarbeitenden. Die Kirchentage, bei denen Menschen aller Berufe die Bibel auslegen, sind ein gutes Bespiel dafür, wie sehr unsere Kirche darauf angewiesen ist, dass Menschen das biblische Zeugnis aus ihrer Erfahrungswelt heraus lebendig werden lassen. Sie können Christinnen und Christen ermutigen, in ihrer alltäglichen Lebenswelt selber anzufangen, die Welt im Sinne des Evangeliums zu deuten, den Glauben zu formulieren und christlich zu leben, damit wir „Auskunft geben können über die Hoffnung, die in uns ist" (1. Petrus 3,16). ■

Hans-Georg Filker ist Direktor der Berliner Stadtmission.

Kirche und Staat

Menschen fragen heute: Könnte die Kirche ohne den Schutz des Staates überhaupt existieren? Wie ist das Verhältnis von Christentum und Demokratie? Hat die Kirche teilweise eine zu große Nähe zum Staat?

Von Wolfgang Huber

Als ich am 1. Mai 1994 meine Arbeit als Bischof begann, musste ich mich gleich in der ersten Woche zum Kirchenasyl äußern: Dürfen Gemeinden Flüchtlingen Schutz gewähren, die von staatlicher Abschiebung bedroht sind? In der zweiten Woche ging es so weiter: Hat die Kirche einen Anspruch darauf, dass Religionsunterricht ein ordentliches Unterrichtsfach im staatlichen Schulwesen ist? Der Frage nach Kirche und Staat konnte ich nicht ausweichen; sie stand vom ersten Tag an auf der Tagesordnung.

Basisinformation

Grundlegend für das christliche Staatsverständnis ist der Satz Jesu: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Politische Mitverantwortung gehört deshalb zu den Aufgaben der Christen wie der Kirche. Eine unbedingte Verpflichtung gibt es nur Gott gegenüber; dem Staat gegenüber gilt der Grundsatz der kritischen Loyalität. Unter den Formen, in denen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche gestaltet wurde, verdient deshalb die wechselseitige Unabhängigkeit, die Zusammenarbeit um der Menschen willen möglich macht, den Vorrang. Heute muss man zugleich über das Verhältnis von Staat und Kirche hinausblicken: auf den Ort der Kirche in der Zivilgesellschaft, auf das Zusammenleben verschiedener Religionen innerhalb eines Staates, auf die christliche Verantwortung in der Weltgesellschaft.

Der Staat kann zu keiner Zeit von dem Thema der Religion absehen. Und die Kirche kann nicht leugnen, dass sie in dieser Welt lebt. Das enthält Stoff für Konflikte wie für Kooperationen. Daraus ergeben sich vor allem zwei Fragen. Auf der einen Seite wird gefragt, ob die christlichen Kirchen zu staatstragend sind. Auf der anderen Seite steht die Frage, ob eine Ferne zum Staat überhaupt durchzuhalten ist. Kirchensteuer oder Militärseelsorge stehen oft als Beispiele für Staatsnähe; mit der Formel von der „Kirche im Sozialismus" verbindet sich die Erfahrung, dass Staatsferne schwerer ist, als manche denken.

Die Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche ist vielschichtig. Aber es lassen sich drei biblisch bestimmte Grundlinien erkennen, die auch für die Gegenwart deutliche Konsequenzen haben. Gott mehr gehorchen als den Menschen, die Aufgabe des Staates achten, für Gerechtigkeit und Frieden eintreten – so lassen sich diese Grundlinien kennzeichnen.

Der Staat darf nicht über die Gewissen herrschen

Gott mehr gehorchen als den Menschen. Grundlegend für das christliche Verständnis des Staates ist die Antwort, die Jesus auf die Frage nach der Steuerpflicht gibt. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Zu Ende gedacht besagt dies: Der Staat darf nicht über die Gewissen herrschen; die Kirche soll sich keine politische Herrschaft anmaßen. Das zu missachten, hat schädliche Folgen für beide Seiten. Dann gilt eine christliche Pflicht zum Widerstehen: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen" (Apostelgeschichte 5, 29).

Die Aufgaben des Staates achten. Der Vorrang der göttlichen Autorität vor politischer Macht führt nicht zu einer Geringschätzung der Funktion des Staates. Deshalb fordert Paulus die Anerkennung der politischen Autorität und sieht in ihr eine göttliche „Anordnung" (Römer 13, 1). Denn er hält die Herrschaft von Recht und Frieden unter den Menschen für gottgewollt. Er sanktioniert damit aber nicht einen unumschränkten staatlichen Herrschaftsanspruch. Deshalb hat die Bekennende Kirche in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft die staatliche Machtausübung ausdrücklich den Aufgaben von Recht und Frieden untergeordnet. Weitergehende Machtansprüche des Staates werden dadurch ausdrücklich abgewehrt.

Obwohl die Demokratie sich auf wichtige Motive des christlichen Glaubens stützen kann, haben die Kirchen sich weithin nur zögernd auf diese Staatsform eingelassen. In Deutschland hatte das mit dem Staatskirchentum zu tun, das sich nach der Reformation entwickelte. Ein Ja zur Demokratie wurde erst möglich, als dieses Staatskirchentum 1918 beendet wurde. Auch dann setzte es sich nur allmählich durch.

Entscheidend war die Einsicht in die grundlegende Bedeutung der Menschenrechte für eine rechtsstaatliche Demokratie. Erst nun entdeckten die Kirchen, dass sie in einer Demokratie, die an der Achtung der Menschenrechte und der Förderung des Friedens orientiert ist, ihrem eigenen Erbe begegnen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Wie politisch darf die Kirche sein?
2) Bei welchen Aufgaben kann der Staat die Kirchen unterstützen und bei welchen Aufgaben hat er sich zurückzuhalten?
3) Wie kann der Staat die Religionsfreiheit achten und fördern?
4) Können Christentum und Islam eine gemeinsame Vorstellung über das Verhältnis von Religion und Politik entwickeln?

Ist die Kirche zu **staatstragend**? Grafik: Silber

Für Gerechtigkeit und Frieden eintreten. Der Bergpredigt Jesu gemäß verstehen Christen sich als „Salz der Erde“ und als „Licht der Welt“ (Matthäus 5, 13 ff.). Zum Glauben gehört, für das als richtig Erkannte auch in der Welt einzutreten. Der Respekt vor der gleichen Würde jedes Menschen und die Achtung der Menschenrechte stehen dabei an erster Stelle. Daraus ergibt sich der Widerspruch gegen Ungerechtigkeit und Unfrieden und das Bemühen um gerechten Frieden. Immer deutlicher zeigt sich schließlich die Aufgabe, die Natur zu erhalten, die Gott uns Menschen zum „Bebauen und Bewahren“ anvertraut (2. Mose 2, 15).

Eintreten für das als richtig Erkannte

Solche Aufgaben können jedoch nicht in einer Fixierung auf das Thema „Kirche und Staat“ wahrgenommen werden. Der Ort der Kirche in der Gesellschaft ist entscheidend. Wir bezeichnen sie heute als „Zivilgesellschaft“; damit wird unterstrichen, dass es sich um eine Gesellschaft mündiger Bürgerinnen und Bürger handelt, die zur Verantwortung fähig und bereit sind. In dieser Verantwortung soll der Staat sie unterstützen. Deshalb achtet und fördert er den Gebrauch der Freiheitsrechte, die Religionsfreiheit eingeschlossen.

Die Zusammenarbeit von Staat und Kirche steht im Dienst der Religionsfreiheit; manche Vorschläge für eine stärkere Staatsferne oder „Entweltlichung“ der Kirche nehmen das nicht ernst genug. Religionsfreiheit gilt für alle. Staatliche Förderung muss deshalb den Angehörigen verschiedener Religionen zugutekommen. Die verfassungsrechtlichen Bestimmungen in Deutschland machen das möglich. Sie müssen nur auf die religiöse Vielfalt unserer Zeit angewandt werden. Wer sie nutzen will, verpflichtet sich damit auf die Aufgabe, das Recht zu fördern und im Frieden zusammenzuleben.

Heute wird die politische Wirklichkeit nicht mehr durch den einzelnen Nationalstaat bestimmt. Auch die Kirchen können sich nicht auf diese Ebene beschränken. Wir leben in einer Weltgesellschaft. Das nötigt zu einem neuen Verständnis von Verantwortung in der einen Welt. Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung sind dafür nach wie vor bestimmende Aufgaben. ■

Wolfgang Huber ist Professor für Systematische Theologie. Er war bis November 2009 Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) und von November 2003 bis Oktober 2009 Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bergpredigt; Handeln nach Gottes Geboten; christliche Ethik; Diakonie
2) Bibeltexte: Matthäus 5,13–16; Matthäus 22,15–22; Römer 13,1–7
3) Literatur: Evangelische Kirche und freiheitliche Demokratie. Der Staat des Grundgesetzes als Angebot und Aufgabe. Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1985; Wolfgang Huber, Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche, Gütersloh 1999; Helmut Goerlich/Wolfgang Huber/Karl Lehmann, Verfassung ohne Gottesbezug? Zu einer aktuellen europäischen Kontroverse, Leipzig 2004; Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2007 (www.ekd.de/download/ekd_friedensdenkschrift.pdf)

Die kirchlichen Feste

Menschen fragen heute: Darf die Kirche ihre Feste als gesetzliche Feiertage verteidigen? Werden diese Feste damit nicht ihres Sinnes entleert?

Von Amet Bick

Weihnachten scheint manchmal nicht mehr zu sein als ein großes Einkaufen. Zu Ostern freuen sich viele Menschen hauptsächlich über den beginnenden Frühling. An Himmelfahrt gehen „echte“ Männer nach draußen und betrinken sich. Und Pfingsten ist eine gute Gelegenheit für einen kleinen Zwischenurlaub.

Die großen kirchlichen Feste sind in unserer Gesellschaft weithin sinnentleert. Sie werden als Anlass für freie Tage und als Verschnaufpause im Alltagstrott angesehen. Warum diese Feste gefeiert werden, gerät aber immer mehr in Vergessenheit. Dabei sind wir der Bedeutung der kirchlichen Feiertage bereits auf der Spur, wenn wir uns freuen, dass da Tage sind, an denen wir frei haben und die dadurch anders sind als die gewohnten Tage. Wir dürfen uns Zeit nehmen für etwas Besonderes.

Denn wir sind nicht nur Leistungsträger, Pflichterfüller, Familienmenschen und Arbeitnehmerinnen und -nehmer. Im Blick des christlichen Glaubens sind wir Geschöpfe Gottes, der eine besondere Geschichte mit uns angefangen hat. Die wichtigsten Feiertage, die in jedem Kirchenjahr wiederkehren, erinnern uns an die Stationen dieser Geschichte: an die Geburt Jesu Christi, an sein Sterben und seine Auferstehung, an seine Himmelfahrt und die Gabe des Heiligen Geistes. Das sind die Ereignisse, die die Menschen eng mit Gott verbinden. Darum sind die christlichen Feste eine Einladung an alle, sich dessen zu freuen, wie Gott uns nahekommt. Wenn Menschen heute diesen Sinn der kirchlichen Feste nicht mehr verstehen, dann ist es Aufgabe der Kirche, die christliche Festkultur mit neuem Leben zu erfüllen.

Dazu gehört auch die Erinnerung an die Entstehung dieser Feste. Die Jahresfestkreise von Weihnachten und Ostern haben sich nämlich erst im Laufe der ersten Jahrhunderte herausgebildet. Das älteste und für die ganze Christenheit bedeutendste Fest ist Ostern, die Feier der Auferstehung Jesu Christi. Das Konzil von Nicäa legte im Jahre 325 verbindlich fest, dass Ostern am Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühjahr gefeiert wird. Der Ostertermin wechselt darum jedes Jahr. Diese Eigentümlichkeit hängt mit der Verwurzelung des christlichen Glaubens im Judentum zusammen. Jesus wurde nach der Überlieferung der drei ersten Evangelien am Passahfest gekreuzigt. Die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode begannen am dritten Tag nach diesem Fest. Die frühe Christenheit hat, um dieses Faktum einzuprägen, den Termin des Osterfestes am Passahfest orientiert. Nach dem jüdischen Mondkalender wird es am 14. Tag des Frühlingsmonats Nissan gefeiert und hat keinen festen Termin. Ostern darum auch nicht.

Der engere Osterfestkreis geht über eine Woche und beginnt mit Palmsonntag, an dem des Einzugs Jesu in Jerusalem gedacht wird. Am Gründonnerstag steht das Abendmahl im Mittelpunkt, zu dem Jesus seine Jünger angesichts seiner drohenden Hinrichtung versammelte. Karfreitag (das bedeutet: Klagetag) ist der Todestag Jesu.

Mit dem nächsten Fest im kirchlichen Festkreis aber haben nahezu alle Menschen unserer Zeit ihre Schwierigkeiten. Die Vorstellung, dass Jesus Christus auf einer Wolke in den Himmel entschwunden sei (vergleiche Lukas 24, 50–53; Apostelgeschichte 1,1–12), können sie schwerlich nachvollziehen. Sie müssen das auch nicht. Die Christenheit der ersten Jahrhunderte sah sich dazu auch nicht genötigt. Für sie war der Auferstandene der zu Gott Erhöhte, der „als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten“ eingesetzt ist (Römer 2, 4). Zur Verselbständigung des Himmelfahrtsfestes kam es erst im 4. Jahrhundert. Ausschlaggebend war dafür der Bericht der Apostelgeschichte des Lukas. Im Unterschied zu seinem Evangelium erzählt Lukas hier, dass der auferstandene Jesus Christus seinen Jüngern 40 Tage lang erschien und dann „gen Himmel fuhr“.

Basisinformation

Das Kirchenjahr ist mit dem Kalenderjahr nicht deckungsgleich. Es ist vielmehr in Festzeiten oder in Festkreise gegliedert. Der erste dieser Kreise ist der Weihnachtsfestkreis. Er beginnt am 1. Advent und hat seine Höhepunkte am Weihnachtsfest und zu Epiphanias (6. Januar), dem Tag der Erscheinung des Herrn. Es folgt der Osterfestkreis, der am Aschermittwoch mit der Passionszeit eröffnet wird. Sein Zentrum ist die Feier der Auferstehung Jesu Christi an Ostern. Dieser Kreis endet 50 Tage nach Ostern mit Pfingsten, dem Fest der Verleihung des Heiligen Geistes. Den Abschluss des Kirchenjahres bildet die Trinitatiszeit. Sie heißt so, weil sie am Sonntag nach Pfingsten mit dem Lob des dreieinigen Gottes beginnt. Sie endet einen Sonntag vor dem 1. Advent mit dem Ewigkeitssonntag. In diese Zeit fallen in der evangelischen Kirche auch das Erntedankfest, der Reformationstag sowie der Buß- und Bettag. Prägend für das Kirchenjahr aber ist der Weihnachts- und Osterfestkreis, der an den Stationen des Handelns Gottes in Jesus Christus orientiert ist.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welches kirchliche Fest feiern Sie am liebsten?
2) Mit welchem Fest können Sie nichts anfangen?
3) Gibt es bei Ihnen bestimmte Rituale zu den Feiertagen?

Eine der ältesten Darstellungen der **Himmelfahrt** als Elfenbein-Relief, um 400 nach Christus. Foto: Andreas Praefcke

Am 40. Tage nach Ostern wird darum Christi „Himmelfahrt“ gefeiert.

Wir werden heute die Geschichte, die Lukas erzählt, nicht als ein „historisches“ Ereignis verstehen können. Sie veranschaulicht vielmehr zwei Erfahrungen, die schon zu Ostern gemacht wurden. Jesus Christus gehört nicht mehr zu dieser Welt, aber er überlässt diese Welt nicht sich selbst. Er begegnet uns – bildlich gesprochen – „aus dem Himmel“, das heißt mit der Kraft des Geistes Gottes, der an keine irdischen Grenzen gebunden ist.

Eine Zeit lang wurden in der Alten Kirche deshalb Himmelfahrt und Pfingsten zusammen gefeiert. Denn Pfingsten ist – wie wiederum die Apostelgeschichte berichtet (2,1–41) – das Fest der Verleihung des Geistes Gottes an die Gemeinde. Das deutsche Wort Pfingsten leitet sich vom griechischen „pentekoste“ ab. Es bedeutet 50. Im Unterschied zum Fest der Himmelfahrt wird es 50 Tage nach Ostern gefeiert. Die Christenheit tut das, weil ihr der Heilige Geist immer aufs Neue geschenkt wird, der sie befähigt, Gottes Wort zu verstehen und weiter zu tragen. Pfingsten gilt als das Gründungsfest der Kirche.

Das Weihnachtsfest ist heute das beliebteste christliche Fest. Das war nicht immer so. Bis zum 4. Jahrhundert spielte der Geburtstag Jesu im Festkalender keine besondere Rolle. Erst nachdem das Christentum zur Religion des Römischen Reiches geworden war, wurde ein Tag nahe der Wintersonnenwende, nämlich der 25. Dezember, als Tag der Geburt Jesu festgelegt. Er ersetzte den römischen Kult eines „Sonnengottes“. Das deutsche Wort „Weihnachten“ aber bezeichnet die geweihte, heilige Nacht, in der Jesus geboren wurde. Erst vor etwa 150 Jahren ist der 24. Dezember besonders in Deutschland zum eigentlichen Weihnachtsfest geworden.

Für Christinnen und Christen sind die kirchlichen Feste so etwas wie die Einübung im christlichen Glauben. An ihnen dürfen wir aufatmen, jubeln, Zuversicht gewinnen und uns daran erinnern, dass unser Leben in einem größeren Zusammenhang steht. Wir haben die Chance, an diesen Tagen auch jenen, die mit der Kirche nur wenig anzufangen wissen, von unserem Glauben zu erzählen und sie hineinzunehmen in unsere Freude. Diese Freude kann man ganz gewiss nicht durch gesetzliche Feiertage erzwingen. Gäbe es diese Feiertage jedoch nicht, wäre unsere Gesellschaft zweifellos ärmer. ■

Amet Bick ist Redakteurin von „die Kirche“ und Cheflektorin im Wichern-Verlag.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Heiliger Geist – Beginn des Christentums; Tod Jesu; Auferstehung Jesu; Gründung der Kirche
2) Bibeltexte: Matthäus 1,18 – 2,23; Lukas 1,26–39; Markus 16,1 – 8; 1. Korinther 15,1 – 11; Lukas 24, 50–53; Apostelgeschichte 1–2
3) Literatur: Karl-Heinrich Bieritz, Das Kirchenjahr: Feste, Gedenk-Feiertage in Geschichte und Gegenwart, München 2005; Jens Herzer, Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Was wissen wir über die Ursprünge des Christentums?, Halle 2000; Eberhard Jüngel, Von Zeit zu Zeit. Betrachtungen zu den Festzeiten im Kirchenjahr, Tübingen 1976

Der Gottesdienst

Menschen fragen heute: Passt der altertümliche Gottesdienst noch in unsere Zeit? Ist er wirklich das „Zentrum“ des kirchlichen Lebens?

Von Hanna und Siegfried Kasparick

„Ich finde es schon wichtig, dass es was anderes ist, dass es so ’ne Auszeit ist, in der ich mal abschalte, also dass ich wirklich mal ganz woanders bin, dass ich wirklich das andere draußen lasse.“ So bringt eine 38-jährige Mutter von drei Kindern zum Ausdruck, was sie erlebt, wenn sie am Sonntag einen Gottesdienst besucht. Und damit steht sie nicht allein. Menschen brauchen Auszeiten, heilsame Unterbrechungen. Und Menschen brauchen Orte, an denen sie ihren Sorgen und ihrer Trauer, aber auch ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben können. Sie suchen Orientierung – fragen nach dem, was wirklich trägt. Der Gottesdienst ist ein solcher Ort der Unterbrechung. Gottesbegegnung, Lebenserneuerung und Gemeinschaft werden hier erfahrbar.

In dem deutschen Wort Gottesdienst steckt ein doppelter Vorgang: Gott dient uns und wir dienen ihm. Wir können uns an ihn wenden, wie wir sind, mit allem, was uns bewegt und umtreibt. Und Gott wendet sich uns zu, redet uns an und zeigt uns seine Liebe. Martin Luther hat dies 1544 bei der Einweihung der Torgauer Schlosskirche so ausgedrückt: In diesem Gotteshaus soll „nichts anderes geschehen, als dass unser lieber Herr mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“.

Man darf das zweifache Reden, das hier beschrieben wird, allerdings nicht zu eng fassen. Menschen werden im Gottesdienst nicht nur mit ihrem Verstand, sondern mit allen Sinnen angesprochen. Die Lesungen, die Gebete und die Predigt gehören ebenso dazu wie die Lieder und die Feier von Taufe und Abendmahl. Auch der gottesdienstliche Raum, die Musik und die Stille können zu uns sprechen.

Wer das erste Mal einen Gottesdienst besucht, macht allerdings auch die Erfahrung von Fremdheit. Die Sprache ist anders als im Alltag, die Musik und die Lieder kommen oft von weit her. Und auch das Rede- und Antwortspiel zwischen Einzelnen und der Gemeinde ist ungewohnt. Die Spielregeln sind nicht sofort verständlich. Manche sind beeindruckt von der besonderen Atmosphäre, andere fragen: „Passt der altertümlich wirkende Gottesdienst noch in unsere Zeit?“ Gottesdienste einladend zu gestalten und dabei immer wieder die „Zaungäste“ im Blick zu haben, ist deshalb eine wichtige Aufgabe.

Basisinformation

Die ersten Christinnen und Christen besuchten noch den Gottesdienst im Jerusalemer Tempel, nahmen an den Zusammenkünften in den Synagogen teil und trafen sich zu festlichen Mahlzeiten in den Häusern einzelner Gemeindeglieder (vergleiche Apostelgeschichte 2, 42). Aus diesen Treffen entwickelten sich die altkirchliche und die mittelalterliche Messe. In ihr wurde alles Gewicht auf die Mahlfeier gelegt. Sie wurde als ein Opfer verstanden, das die Kirche Gott darbringt. Dagegen legte Martin Luther Protest ein. Nicht der Mensch erwirbt für sich oder andere durch das Feiern der Messe ein Verdienst zugunsten des Seelenheils, sondern zuallererst handelt hier Gott an uns. Luther und die anderen Reformatoren betonten immer wieder die Verantwortung der ganzen Gemeinde für den Gottesdienst. Das zeigt sich nicht zuletzt in der aktiven Rolle, die der Gemeinde durch das Singen zukommt. In unserem Gottesdienstbuch finden sich zwei Grundformen. Die Grundform I geht auf die Messe zurück. Zu dieser Form gehören wiederkehrende und wechselnde Stücke. Die immer wiederkehrenden Teile sind besonders aus den Vertonungen der Kirchenmusik bekannt: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei. Die Grundform II ist eine Form des Predigtgottesdienstes, die aus dem südwestdeutschen Raum stammt. Sie hat sich als eine schlichte Liturgie um Predigt, Gebet und Lied herum entwickelt und kann mit einer einfachen Abendmahlsfeier verbunden sein.

Pop-Musik oder Filme schaffen neue Zugänge

Dieses Anliegen nehmen auch neuere Gottesdienstformen auf. Durch andersartige Gestaltungen, durch Pop-Musik oder Elemente aus Theater und Film eröffnen sie verschiedene Zugang zum Feiern des Gottesdienstes. Solche neuen Gottesdienstformen wenden sich oft an bestimmte Gruppen wie Kinder oder Jugendliche oder sie nehmen die Atmosphäre besonderer Orte auf. Auch politische Fragen, wie bei den Montagsgebeten während der „friedlichen Revolution“, können einen Gottesdienst prägen.

In den verschiedenen Gottesdiensten lässt sich jedoch eine Grundstruktur erkennen. Sie beginnen mit der Eröffnung und Anrufung. Gott ist schon da und wir können ihm zeigen, wie es in

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) An welche Gottesdienste erinnere ich mich?
2) Was hat mich angesprochen? Was war befremdlich?
3) Was ermutigt, was hindert mich, meine Nachbarn zum Gottesdienst einzuladen?

Zugang zum Thema

– Film: Von Menschen und Göttern (Regie: Xavier Beauvois, F 2010)
– Lied: Tut mir auf die schöne Pforte (EG 166)

Wer das erste Mal einen Gottesdienst besucht, fühlt sich manchmal **fremd**. Foto: epd

uns und unter uns aussieht. Danach geht es um das, was gerade dran ist. Verkündigung und Bekenntnis, so lautet die Überschrift dieses Teils. Verschiedene Lesungen und die Predigt nehmen dabei sowohl das Kirchenjahr mit seinen Themen als auch Fragen der Gegenwart auf. Ein Abschnitt aus den Evangelien gibt jedem Sonntag sein eigentümliches Gepräge. Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, ist die Mitte. Zu diesem Teil des Gottesdienstes gehören auch die Sammlung der Kollekte und die Fürbitten. Die Zuwendung Gottes schärft den Blick für die Bedürfnisse und Nöte der Welt.

Gottes Nähe spüren

Das Abendmahl stellt neben der Predigt einen zweiten Höhepunkt des Gottesdienstes dar. Als leibliche Menschen bekommen wir die Nähe Gottes auch leiblich zu spüren. Wir „schmecken und sehen“, wie freundlich Gott ist. Er trägt unsere Gemeinschaft. Den Abschluss bilden Sendung und Segen. „Ohne den Segen möchte ich nicht aus der Kirche gehen. Der begleitet einen doch.“ So empfinden es viele. Der persönliche Zuspruch der Nähe Gottes wird gerade dort wichtig, wo sich der Blick wieder auf den Alltag mit seinen Herausforderungen richtet.

Eine jüdische Weisheit hält fest: Mehr als Israel den Sabbat gehalten hat, hat der Sabbat Israel erhalten. Das gilt sinngemäß auch für den Gottesdienst. Besonders dort, wo wir in Situationen geraten, in denen es uns die Sprache verschlägt, entfalten die gottesdienstlichen Formen auch für konfessionslose Menschen ihre Kraft. Gottesdienste helfen, Worte zu finden, wo wir verstummen, sie ermöglichen Gemeinschaft in schwerer Zeit und rufen den zur Hilfe, der das Leben schenkt und erhält.

Gottesdienst gibt Kraft

Die Leben erneuernde und Gemeinschaft stiftende Kraft von Gottesdiensten kommt jedoch nicht nur in Krisensituationen, sondern auch an den Höhepunkten des Lebens zur Geltung. Gottesdienste anlässlich von Dorf- oder Stadtfesten zeigen das ebenso an wie Gottesdienste am Heiligen Abend oder zum Schulanfang, am Valentinstag oder zur Trauung, zur Taufe oder anlässlich der Konfirmation.

Der Gottesdienst ist das Herz der christlichen Gemeinde. Seit den Zeiten des Neuen Testaments versammeln sich Christinnen und Christen, um miteinander Gottesdienst zu feiern. Aus dem Gottesdienst heraus entwickelten sich die Theologie und auch die Ordnungen und Ämter der Kirche. Zur Feier des Gottesdienstes sind die schönsten Gebäude errichtet worden: kleine Dorfkirchen ebenso wie große Dome. Studien belegen, dass kaum ein anderer Bereich kirchlichen Handelns so unterschiedliche Menschen zusammenführen kann wie der Gottesdienst.

Der christliche Gottesdienst ist jedoch nicht an der Kirchentür zu Ende. Der Apostel Paulus kann im Römerbrief das ganze Leben der Christen als einen Gottesdienst bezeichnen (Römer 12, 1). Die Glieder der Gemeinde werden dort ermutigt, in ihrem alltäglichen Leben Gutes zu tun und sich Christus gemäß zu verhalten. Insofern bilden der Gottesdienst am Sonntag und der Gottesdienst im Alltag einen unteilbaren Lebenszusammenhang. ■

Hanna Kasparick ist Direktorin des Predigerseminars in Wittenberg. Propst Siegfried Kasparick ist Regionalbischof in Halle-Wittenberg.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel als Wort Gottes; Vaterunser; Bekenntnis zu Jesus Christus als „wahrem Gott“; dreieiniger Gott; Gründung der Kirche; Taufe; Abendmahl
2) Bibeltexte: Psalm 13; Psalm 84; Psalm 146; 1. Korinther 11,17–34; Lukas 24,13–35
3) Literatur: Evangelisches Gottesdienstbuch, Hannover 1999; Der Gottesdienst. Eine Orientierungshilfe. Gütersloh 2009; Jochen Arnold, Was geschieht im Gottesdienst? Göttingen 2010; Jürgen Israel, Sehnsuchtsorte. In: Wo wenn nicht hier, Geschichten unterm Kirchturm, Frankfurt/Main 2010
4) Musik: Stephan Zebe „Kyrie – A Gospel Mass“ (www.ZebeMusic.com)
5) Der Gottesdienst. Ein Leitfaden durch die Liturgie, Evangelisches Themenheft „*die* Kirche“ und „Frohe Botschaft“ (Hrsg.), Berlin 2011

Die Taufe

Menschen fragen heute: Warum beginnt ein christliches Leben mit der Wassertaufe? Widerspricht die Kindertaufe der eigenen Entscheidung für das Christsein?

Von Wolf Krötke

„Wir lassen unser Kind jetzt taufen und später soll es selbst entscheiden, ob es zur Kirche gehören will." So oder ähnlich äußern sich viele Eltern, die ihr Kind zur Taufe anmelden. Sie verstehen die Taufe als eine Segenshandlung, bei welcher das Wasser die Lebenskräfte des Schöpfers zum Ausdruck bringt. Eltern können deshalb auch sagen: „Wir lassen das Kind taufen, damit es gut gedeiht." Die Taufbroschüre der EKBO sagt in diesem Sinne: „Eltern wünschen sich Schutz und Segen für ihre Kinder." Das ist an und für sich auch recht und gut. Doch ist eine Kindersegnung mit Wasser der Sinn der Taufe?

Alle Kirchen taufen die Menschen, die in sie aufgenommen werden. Sie tun das, weil Jesus Christus es geboten hat. „Geht hin und macht zu Jüngern alle Völker: Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe", lautet dieses Gebot (Matthäus 28,19–20). Wir können an ihm drei Merkmale der christlichen Taufe erkennen.

Erstens: Die Taufe steht im Zusammenhang mit der Sendung Jesu Christi in die Welt. Alle Menschen sollen zu seinen Jüngern werden und leben, wie er es gelehrt hat.

Zweitens: Leben in der Nachfolge Jesu Christi bedeutet, dasselbe Erkennungszeichen zu tragen, das am Beginn seines Auftretens stand. Er ließ sich von Johannes taufen. Die Taufe ist das Zeichen der Zugehörigkeit eines Menschen zu Jesus Christus.

Drittens: Die Taufe, die Johannes vollzog, symbolisierte die Vergebung der Sünden. Das Taufwasser hat deshalb die Bedeutung des „Abwaschens" von Sünden. Indem auf den „Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes" getauft wird, gewinnt dieses „Abwaschen" aber einen besonderen Sinn. Es bestätigt, dass Gott uns im Leben und Sterben Jesu Christi von unseren Sünden frei gemacht hat. Diese Freiheit ist jetzt die Ausgangsposition eines neuen Lebens. Wer getauft ist, wird darum „in einem neuen Leben wandeln" (Römer 6,4).

Ist der erste Akt eines Christenlebens aber die Taufe, dann bedeutet das zugleich das Eintreten eines Menschen in die Gemeinschaft der Glaubenden. Darum ist die Taufe zum Kennzeichen der Zugehörigkeit eines Menschen zur Kirche geworden. Vom Segen des Schöpfers für das Gedeihen von Kindern aber ist im Taufzeugnis des Neuen Testaments nicht die Rede. Das „Kinderevangelium" (Markus 10,13–16), nach dem Jesus Kinder segnete, hat mit der Taufe nichts tun. Alle Taufaufsagen des Neuen Testaments haben die Taufe von Erwachsenen vor Augen.

Der Brauch der Kindertaufe ist dagegen erst im 4. und 5. Jahrhundert üblich geworden. Das Christentum war jetzt die Religion des Römischen Reiches. Menschen wurden in die Kirche hineingeboren. Darum erschien es naheliegend, ihre Zugehörigkeit zur Kirche gleich nach der Geburt mit der Taufe zu besiegeln. Diese Taufpraxis halten alle christlichen Kirchen (mit Ausnahme der Baptisten und Mennoniten) bis heute für richtig.

Dennoch bedarf die Kindertaufe einer eigenen Rechtfertigung. Denn ihr fehlt etwas. Das ist das Hören des Täuflings auf das Wort Christi, der eigene Glaube und der Beginn eines christlichen Lebens. Ohne Glauben sei die Taufe „nichts nütz", hat Luther im Großen Katechismus gesagt. Also laufen fast alle Rechtfertigungen der Kindertaufe darauf hinaus, den Glauben des Täuflings auf Umwegen in dieser Taufpraxis unterzubringen.

Auch Luther hat das getan. So rechnete er zum Beispiel mit einem „Kinderglauben".

Basisinformation

Die Taufe gilt in der evangelischen Kirche zusammen mit dem Abendmahl als Sakrament. Dieser Begriff war ursprünglich die Bezeichnung für den Fahneneid. Er bedeutet so viel wie Weihe. In der kirchlichen Tradition hat sich eine besondere Bedeutung dieses Begriffs herausgebildet. Danach gehört zu einem Sakrament ein sichtbares Zeichen und ein Wort Jesu Christi. Im Falle der Taufe ist dieses sichtbare Zeichen das Wasser. Das Wort aber ist das Gebot Jesu Christi, die an ihn Glaubenden zu taufen. Im evangelischen Verständnis hat ein Sakrament keine tiefere Bedeutung als die Worte der Verkündigung, mit denen die Kirche Menschen zum Glauben an Jesus Christus einlädt. Das Sakrament teilt dasselbe mit wie die Verkündigung, nur auf andere Weise. Während die Verkündigung sich an den Gehörsinn wendet, betreffen die Sakramente unsere sinnliche Wahrnehmung. Sie werden darum „sichtbare Worte" genannt. Das sichtbare Wort der Taufe vergewissert Menschen am Anfang ihres christlichen Lebens, dass sie zu Jesus Christus gehören, der sie von ihren Sünden befreit. Es macht sie zu Gliedern der Gemeinde und verpflichtet sie zu einem Leben in der Nachfolge Jesu Christi.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Warum ist für Sie die Taufe wichtig?
2) Spielt für Sie eine Rolle, dass Sie getauft sind?
3) Wären Sie lieber als Erwachsener getauft worden?

Zugang zum Thema

– Eigene Taufbilder/Taufurkunde mitbringen oder aus der Familie – habe ich Erinnerungen oder was wurde mir davon erzählt?

Die Taufe ist kein Begießen mit **magischem** Wasser. Foto: David und Eva/photocase.com

Er hat auch den stellvertretenden Glauben der Eltern bejaht. In der reformierten Tradition hat der Bezug auf den zukünftigen Glauben des Täuflings eine Rolle gespielt. Ein ganz schwaches Argument erklärt den Glauben des Täuflings überhaupt für unnötig. Es lautet: Die Kindertaufe präge die zuvorkommende Gnade Gottes ein, für die ein Mensch nichts tun kann.

Das Taufzeugnis des Neuen Testaments aber redet von einer Gnade Gottes, die Menschen in den Dienst Jesu Christi einbezieht. Unsere Kirche vergibt sich nichts, wenn sie einräumt, dass alle Argumente für die Kindertaufe nachträgliche Rechtfertigungen eines ererbten Brauches sind. Es können gute Argumente sein, wenn Eltern und Paten sich ernstlich verpflichten, mit ihren getauften Kindern einen Weg zu gehen, auf dem der eigene Glaube des Täuflings geweckt und Mut zu einem eigenen christlichen Leben gemacht wird. Die Gemeinden werden dieses Anliegen mit regelmäßigen Tauferinnerungen unterstützen.

Luther wollte kein Rumdeuteln

Problematisch wird es aber, wenn jene Argumente beim Taufen keine Rolle spielen. Pfarrerinnen und Pfarrer finden es peinlich, angesichts eines Babys von der Vergebung der Sünden und einem christlichen Leben zu reden. Folglich begeben sie sich auf einen Nebenschauplatz. Sie deuten das Wasser als Ausdruck der Segenskraft Gottes für einen neugeborenen Menschen. Luther hat ein derartiges Rumdeuteln am Taufwasser barsch abgeblockt. Er sagt im Großen Katechismus: Nimmt man das Wort Christi vom Taufwasser weg, „so ist's nicht ander Wasser, denn damit die Magd kochet". Anders gesagt: „Nimm Christus und sein Taufgebot weg, dann richtest du den Sinn der Taufe zugrunde."

Die Gefahr, dass unsere Kirche den Sinn der Taufe zugrunde richtet, besteht heute. Durch die Verschiebung des Sinnes der Taufe zu einer Segenshandlung wird ein „magisches" Missverständnis der Taufe befördert. Schlimmer noch: Menschen werden getauft, die weder an Christus glauben lernen noch als Christinnen und Christen leben. Die Taufe aber ist die Festlegung auf einen bestimmten Lebensweg. Der Einwand, Eltern würden damit ihre Kinder „manipulieren", ist nichtig. Sie „manipulieren" sie auch, wenn sie sie im Geiste des Atheismus erziehen.

Die Herausforderung, vor welcher unsere Kirche heute mit ihrer Kindertaufpraxis steht, ist klar. Sie darf keine schlafende, passive, zur Verantwortung des christlichen Glaubens unfähige Christenheit befördern. Sie ist durch das Taufgebot Jesu Christi aufgefordert, ihre Taufpraxis als Initialzündung für ein verantwortetes Christenleben zu gestalten. ■

Wolf Krötke ist Professor für Systematische Theologie und Mitherausgeber von „die Kirche".

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Bibel als Wort Gottes; Mensch als Gottes Geschöpf; Sünde; Rechtfertigung des Gottlosen aus Glauben ohne Werke; christliche Ethik
2) Bibeltexte: Matthäus 28,16–20; Römer 6,1–11
3) Literatur: Die Taufe. Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis der Taufe in der evangelischen Kirche. Rat der EKD, Hannover 2008; Zur kritischen Auseinandersetzung: Taufe und Freiheit. Themenheft der EKD zum „Jahr der Taufe" 2011; Die Taufe. Eine Verbindung, die trägt. Eine Informationsbroschüre der EKBO zur Hilfestellung bei der Entscheidung zur Taufe, Berlin 2010, zu bestellen: (030) 24 344 414 oder E-Mail h.raak@ekbo.de

Handeln nach Gottes Geboten

Menschen fragen heute: Was gehen uns die mehr als 2 000 Jahre alten Gebote an? Müssen wir nicht unser Leben selbst verantworten, statt uns nach Geboten zu richten?

Von Matthias Köckert

Die Zehn Gebote gehören zu den wenigen biblischen Texten, die hierzulande noch allgemein bekannt sind. Das gilt allerdings nicht für den biblischen Wortlaut. Dazu hat vor allem Luther mit seinem Kleinen Katechismus (EG 806, 1) beigetragen. Ein großer Teil seiner Wirkung beruht darauf, dass Luther aus dem Dekalog (= „Zehn Worte“) alles gestrichen hat, was nur Israel betrifft.

Basisinformation

Die „Zehn Gebote“ finden sich in der Bibel gleich zweimal. In 2. Mose 20 verkündet sie Gott selbst am Sinai. In 5. Mose 5 zitiert sie Mose in seiner Abschiedsrede vor den Toren des verheißenen Landes. An beiden Orten sind sie besonders ausgezeichnet. Sie stehen vor allen anderen Gebotsmitteilungen Gottes an sein Volk: Sie verhalten sich also zu den folgenden Weisungen wie das „Grundgesetz“ zu allen anderen Gesetzen. Sie sind weiter die einzigen Worte, die Israel unmittelbar von Gott ohne Vermittlung des Mose vernommen hat (2. Mose 20,18–21). Sie haben also göttliche Autorität. Sie sind auch das einzige Dokument, das Gott nach der Überlieferung selbst geschrieben hat (2. Mose 31,18). Wie Sonne und Mond sind sie „seiner Finger Werk“. Sie haben also bleibende Gültigkeit. Außerdem sichert die Kanonformel („und er fügte nichts hinzu“) in 5. Mose 5,22 deren Vollständigkeit. Die Zehn Gebote sind damit definitiv abgeschlossen. Während alle anderen Weisungen Gottes nach der Überschrift in 5. Mose 12,1 das Leben im verheißenen Land regeln, gelten die Zehn Gebote auch außerhalb Israels. Sie haben also unbeschränkte Gültigkeit.

Die reformierte Kirche war in dieser Hinsicht bibeltreuer.

Im Heidelberger Katechismus (EG 797) werden die Zehn Worte wie in der Bibel mit einem Vorspruch eingeübt, welcher die Reihe von absoluten Verboten und Geboten eröffnet. Er lautet: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten herausgeführt hat, aus dem Sklavenhaus.“ Dieser Vorspruch ist wichtig. Er muss vor jedem der Zehn Worte mitgehört werden. Bevor es um das Tun und Lassen der Menschen geht, stellt sich Gott mit dem vor, was er getan hat. Jedes einzelne Gebot spricht die Adressaten auf ihre geschenkte Freiheit an.

Luther hat im Kleinen Katechismus auch das zweite Wort, das Bilderverbot, aus dem Dekalog gestrichen. Es war für ihn im ersten Wort schon enthalten und erschien überflüssig, weil es in der monotheistischen Welt des Spätmittelalters keine Bilder von Göttern anderer Religionen mehr gab, die man angebetet hätte. Um die Reihe von zehn Geboten aufrechtzuerhalten, hat er deshalb das zehnte Wort auf zwei Gebote aufgeteilt. Mit diesen Änderungen folgt Luther der katholischen Tradition seit Augustinus. Deshalb werden in den lutherischen Kirchen die Zehn Worte anders gezählt als in den reformierten Kirchen.

Die Aufteilung in Zehn Worte und ihre Anordnung auf zwei Tafeln (5. Mose 4,13) sind allerdings in der Bibel nicht festgelegt. Juden und Christen haben sie unterschiedlich vorgenommen. Darüber hinaus setzen die beiden Fassungen, in denen die Zehn Worte in der Bibel überliefert sind, unterschiedliche Schwerpunkte. So lautet die Pointe in 2. Mose 20: Bewahrung der Freiheit durch Bindung an Gott und die Mitmenschen. In 5. Mose 5 steht dagegen der wöchentliche Sabbat als Tag der Befreiung im Zentrum, der im Christentum durch den Sonntag abgelöst wurde. In beiden Fassungen aber beschreibt der Dekalog mit seinem ersten Wort (Gottes „Ich“) und seinem letzten („dein Nächster“) den Horizont, in dem wir unser Leben bewähren oder verfehlen.

Das ABC des Menschenbenehmens

Durch die geschilderten Eingriffe, die sich der Aneignung der Zehn Gebote durch den christlichen Glauben verdanken, sind sie das geworden, was Thomas Mann einmal „das ABC des Menschenbenehmens“ genannt hat. Ihre universale Geltung hat Lucas Cranach in seinem Wandbild für den Wittenberger Gerichtssaal (siehe Foto) damit zum Ausdruck gebracht, dass er über die bildliche Darstellung der Einzelgebote den großen Bogen Gottes aus 1. Mose 9 gemalt hat, der sich über alle Menschen wölbt.

Was die Zehn Gebote sagen, weiß im Grunde jeder Mensch; denn keiner lobt einen Dieb oder Mörder, und auch die Ehe wird selten öffentlich gebrochen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Rundgespräch über das, was die einzelnen Gebote verbieten und gebieten
2) Vergleichen Sie die Zehn Gebote in Luthers Katechismus mit denen im Heidelberger Katechismus
3) Vergleichen Sie Einzelgebote aus einem der Katechismen mit der Fassung in der Bibel
4) Inwiefern dienen die einzelnen Gebote der Bewahrung von Freiheit?

Zugang zum Thema

Filmzyklus: Dekalog (Regie: Krzysztof Kieślowski, 1988–1989); Die Teile fünf („Ein kurzer Film über das Töten“) und sechs („Ein kurzer Film über die Liebe“) sind in längeren Kinofassungen erschienen.

Besucher im Cranach-Haus in Wittenberg vor dem Gemälde **„Die Zehn Gebote“** von Lucas Cranach dem Älteren aus dem Jahre 1516.
Foto: epd

geschieht fortwährend Böses. Wir wissen zwar meist recht gut, was in unserer jeweiligen Lage geboten und verboten ist. Wir haben ein „gutes“ oder ein „schlechtes Gewissen“, wie wir sagen. Dennoch nehmen wir nicht selten ein „schlechtes Gewissen“ in Kauf und sind Meister im Verdrängen.

Die Zehn Gebote wecken unser Gewissen auf und erinnern uns: Nur in der Bindung an Gott *und* die Mitmenschen kann Freiheit Gestalt gewinnen. Und nur wenn wir der Freiheit in unserem Leben eine Gestalt geben, kann sie bewahrt werden.

Zehn Gebote sind keine Gesetze

Freiheit ist ein allezeit bedrohtes Gut. Die drei Gebote der ersten Tafel wahren Gottes Freiheit um unserer Freiheit willen. Das erste Gebot schärft die Unterscheidung zwischen Gott und Welt, zwischen Schöpfer und Geschöpf ein. Wir sollen immer menschlicher werden und aufhören, wie Gott sein zu wollen. Das zweite Gebot dient der Freiheit Gottes und des Nächsten, indem es jede nur denkbare Weise verbietet, Gott zum Zeugen der Lüge zu machen. Das dritte Gebot räumt Gott die Herrschaft über unsere Zeit ein, damit er an uns das tun kann, was wir nicht vermögen: uns zu uns selbst zu bringen. Die sieben Gebote der zweiten Tafel sind Mauern, mit denen Gott die Freiheit des Nächsten vor uns schützt.

Die Zehn Gebote sind also keine Gesetze. Kein Richter kann mit ihnen Recht sprechen. Sie gehören nicht in den Bereich des Rechts, sondern begründen, was allem Recht vorausliegt. Sie sind grundsätzlich und allgemein formuliert. Das erlaubt, sie nicht nur auf eine spezielle Situation allein zu beziehen. Das apodiktische „Du sollst!“ und „Du sollst nicht!“ entzieht sie jedem Wenn und Aber.

Wegweiser in unwegsamem Gelände

Sie bedürfen aber stets der Konkretisierung. Was es im besonderen Fall heißt, meine Eltern zu ehren, kann weder ein für allemal noch für alle festgelegt werden. Damit treten die Zehn Gebote dem Missverständnis entgegen, man könne der Fülle des Lebens mit Rechtssätzen oder gar mit ethischen Weisungen ein für allemal gerecht werden. Die Zehn Gebote schärfen ein, was die Freiheit bewahrt und was sie zerstört. Darin gleichen sie Wegweisern in unwegsamem Gelände. Sie helfen uns, den rechten Weg zu finden, damit unser Leben gelingt. ■

Matthias Köckert ist Professor für Altes Testament.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Altes Testament; Sünde; Sinn des Lebens; Bergpredigt; christliche Ethik
2) Biblische Texte: 2. Mose 20–23 und 5. Mose 5; Matthäus 5,17–48; 19,16–26; Römer 2, 21–24; 13, 8–10
3) Der Kleine Katechismus Martin Luthers (EG 806.1); Der Heidelberger Katechismus (EG 797); Der Große Katechismus Martin Luthers
4) Literatur: Hermann Deuser, Die Zehn Gebote. Kleine Einführung in die theologische Ethik, Stuttgart 2002; Matthias Köckert, Die Zehn Gebote, München 2007

Die christliche Ethik

Menschen fragen heute: Kann man Christ sein ohne moralischen Zeigefinger? Kann unsere Gesellschaft nicht auch gut ohne „christliche Werte“ gedeihen?

Von Friedrich Lohmann

Für viele Menschen besteht die christliche Ethik vor allem aus Verboten und Drohungen. So startete eine Gruppe von Atheisten im Oktober 2008 in London die „Atheist Bus Campaign“. Während mehrerer Wochen konnte man auf Bussen lesen: „Es gibt wahrscheinlich keinen Gott. Hör’ jetzt auf, dir Sorgen zu machen, und genieße dein Leben.“ Der deutsche Soziologe Gerhard Schulze stimmt dem zu. Er hat das Christentum zu einem Feind des schönen Lebens erklärt.

Basisinformation

„Ethik“ ist vom griechischen Wort „Ethos“ abgeleitet. Es bedeutet „Gewohnheit“. Aristoteles hat es im Sinne von „Sittlichkeit“ auf das menschliche Handeln bezogen. Ethik wird Menschen demnach nicht übergestülpt. Ethik knüpft bei dem an, wie Menschen „gewöhnlich“ ihr Leben gestalten, und fragt dann danach, wie man leben soll. Sie orientiert sich an einem Ziel guten Lebens oder an einem höchsten Gut. Es wurde in der Geschichte der Ethik unterschiedlich bestimmt. Für die biblische Überlieferung ist es der „Schalom“, die Gemeinschaft mit Gott, die ein Leben von Menschen im Frieden mit sich selbst und ihren Mitmenschen einschließt. Die Bibel ist voller ethischer Normen, die Menschen auf dieses Ziel hin orientieren. Am wichtigsten sind dabei die Zehn Gebote und das Doppelgebot der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Aber auch die Geschichten, mit denen Jesus Menschen das Ziel eines guten Lebens anschaulich nahegebracht hat, sind ethische Orientierungen. Sie gehen wie die Gebote davon aus, dass wir Menschen ein unbewusstes Wissen vom Guten haben, auf das wir ansprechbar sind. Denn jeder Mensch misst sein Handeln immer schon an einem Ideal. Für dieses innerliche Mit-Wissen um das gute Leben verwenden wir im Deutschen den Begriff des Gewissens.

Der moralische Zeigefinger

Nun wird man zugeben müssen, dass manche christlichen Gruppen bis heute eine Ethik vertreten, in der das „Du sollst!“ und noch mehr das „Du sollst nicht!“ im Zentrum stehen. Im schlimmsten Fall ist das verknüpft mit Höllendrohungen. Der Hauptstrom der biblischen Ethik geht aber einen anderen Weg. Hier steht nicht im Zentrum, was der Mensch (nicht) tun soll, sondern was Gott getan hat. Am Anfang der christlichen Ethik steht ein Befreiungsgeschehen, steht die immer wieder neu geschehende Tat Gottes, mit der er aus Angst und Gesetzlichkeit befreit.

Der Zöllner Zachäus (vergleiche Lukas 19, 1–10) hatte großen Reichtum angehäuft. Doch er war zutiefst unglücklich, bis Jesus ihn durch ein befreiendes Wort vom Fluch seiner Unrechtstaten befreite. Für Paulus ist das Christentum mit einem Geist der Freiheit verknüpft (vergleiche Galater 5, 1–24). Dieser Geist macht Christinnen und Christen verletzlich, weil er sie in ein Leben einweist, das ganz von der Liebe bestimmt ist. Er macht sie aber auch reich und schenkt ihnen einen einfallsreichen Blick dafür, wie Menschen als Gottes Geschöpfe leben können. Martin Luther konnte darum sagen, dass Christenmenschen in Freiheit neue Dekaloge (Zehn Gebote) zu schreiben vermögen.

Durch diesen Geist werden Menschen befähigt, gute und lebensdienliche Bestimmungen ihres Lebens von zerstörerischen zu unterscheiden. Zu diesen falschen Bestimmungen gehört nicht nur das oft gescholtene Streben nach Geld und Ruhm. Auch die gesetzliche Besserwisserei, die den Geist der Freiheit Jesu Christi selbstgerecht für sich beansprucht, führt ins falsche Leben. Im Geist der Liebe kann anderen Menschen demgegenüber so begegnet werden, wie es Jesus in der Zachäus-Geschichte getan hat. Er nagelt diesen Betrüger nicht auf seine schlechten Taten fest. Er eröffnet ihm durch ein liebendes, lösendes Wort ein neues Leben.

Dieses Wort ist allerdings auch mit einem Anspruch verbunden. Gabe und Aufgabe gehören zusammen. Paulus sagt: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln“ (Galater 5, 25). Er hat damit gut zum Ausdruck gebracht: Es ist der einladende, nicht der richtende Zeigefinger, der Christinnen und Christen den Weg weist. Sie sollen in ihren konkreten Lebensvollzügen selber werden, was sie in den Augen Jesu Christi schon sind. Sie sollen in ihrem persönlichen Leben, aber auch in Politik und Gesellschaft so als verantwortliche Christinnen und Christen handeln, dass ihr Tun und Lassen vor Jesus Christus bestehen kann.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Was ist für mich der Leitfaden meines Handelns?
2) Habe ich moralische Vorbilder?
3) Haben alle Menschen ein Gewissen?

Zugang zum Thema

– Film: Das weiße Band (Regie: Michael Hanek, D/A 2009);
– Gespräche über biblische Erzählungen: Kain und Abel (1. Mose 4); Der reiche Jüngling (Markus 10, 17–27); Der barmherzige Samariter (Lukas 10, 25–37); Zachäus (Lukas 19, 1–10)

Ist das Christentum ein **Feind des schönen Lebens**? Foto: Maria Vaorin/photocase.com

Vieles, was die christliche Ethik lehrt, ist auch anderen Religionen und Weisheitslehren bekannt. Zum Glück, muss man sagen. Denn wenn das Christentum zu allem quer stünde, was nachdenkende Menschen sich selber sagen können, dann würde etwas mit der christlichen Ethik nicht stimmen.

Die „christlichen Werte“

Mit dem Gebot der Gottes- und Nächstenliebe knüpft sie an das an, was allen Menschen immer schon unterschwellig bewusst ist. Das ist der Ruf des Gewissens zum eigenen, wahren Selbst. Das ist auch die Sehnsucht von Menschen nach Liebe und Versöhnung. Die Besonderheit der christlichen Ethik liegt angesichts dessen nicht in den einzelnen Normen für das Handeln, welche sie vertritt. Sie liegt in der Quelle, aus der sie schöpft. Sie macht Menschen gewiss, dass sie bei ihrer Suche nach einem guten Leben nicht auf sich allein gestellt sind. Sie können auf Einen vertrauen, der ihnen auf dem Weg zum wahren Menschsein schon vorausgegangen ist. Christliche Ethik ist Nachfolge-Ethik. Im Ersten Johannesbrief ist das unvergleichlich und herausfordernd ausgesprochen: „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“ (1. Johannes 4, 19).

Für die Frage nach „christlichen Werten“ in der Gesellschaft ergibt sich daraus Folgendes: Zuerst sollte man mit der Behauptung vorsichtig sein, christliche Werte seien allen anderen Werten, die Religionen und Weltanschauungen vertreten, haushoch überlegen. Statt solcher Überheblichkeit schaut unsere Kirche dankbar und demütig auf den, der ihr die Freiheit schenkt, wahrhaft humane Werte zu vertreten. Schon mit dieser auf Verständigung gerichteten Haltung kann die christliche Ethik beispielgebend für das Gedeihen des irdischen Gemeinschaftslebens sein. Zudem braucht jede Gesellschaft ein solidarisches Ethos, wie es eine Ethik in der Nachfolge Jesu und der alttestamentlichen Propheten lehrt, die denen, die Hilfe bedürfen, ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet. ■

Friedrich Lohmann ist Professor für Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Angewandte Ethik an der Universität der Bundeswehr in München.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Geschöpf sein als Auftrag; Bergpredigt; Kirche und Staat; Handeln nach Gottes Geboten; Sexualität und Ehe; Diakonie
2) Bibeltexte: 2. Mose 20; 5. Mose 5; Matthäus 5–7; Markus 12,28 – 34
3) Verwandte Probleme: Freiheit und Abhängigkeit des Willens, Gesinnungs- und Verantwortungsethik
4) Literatur: Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen, 1520; Benedikt XVI., Deus caritas est: Gott ist Liebe, Augsburg 2006; Wilfried Härle, Ethik, Berlin 2011

Ehe und Sexualität

Menschen fragen heute: Was hat die Kirche bei der Ehe mitzureden?
Warum steht in der christlichen Tradition Sexualität so oft unter dem Verdacht der Sünde?

Von Angelika Obert

Der Bundespräsident muss seine Lebensgefährtin nicht heiraten. Der Außenminister kann mit seinem Lebenspartner öffentlich auftreten. Die Bischöfin darf geschieden sein. Nur sehr konservative Menschen haben noch etwas dagegen. Sehr konservativ ist die evangelische Kirche nicht. Sie hält die Ehe hoch als Leitbild verbindlicher Partnerschaft, aber sie respektiert auch andere Lebensformen. Seit der Denkschrift von 1971 ist ihr nicht mehr unbedingt daran gelegen, die bürgerliche Ehe als Teil der göttlichen Schöpfungsordnung zu verteidigen.

Das freilich hat sie bis tief in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein noch versucht. Es war zuletzt ein Nachhutgefecht: das Bestreben, zusammenzuhalten, was unter den ökonomischen und sozialen Bedingungen der Moderne in Auflösung begriffen ist – die intakte Familie.

Dass Ehen im Himmel geschlossen werden, kann keine sehr alte Volksweisheit sein. Denn bis ins Mittelalter hinein und auch zu biblischer Zeit ging es dabei nicht um die große Liebe, sondern um den Erhalt von Besitz und Familie. Ehen wurden zwischen Familien vereinbart. Für die Frau wurde ein Brautpreis gezahlt. Sie ging damit in den Besitz des neuen Familienverbands über, für dessen Nachkommenschaft sie zuständig war. Blieben die Söhne aus, mussten Zweitfrauen Abhilfe schaffen. Die biblische Vätergeschichte gibt davon beredtes Zeugnis. Allerdings hat Israel seinen Bund mit Gott sehr bald mit einem Ehebund verglichen und dieses Gleichnis erhob dann auch die Ehe zu einer personalen Beziehung, in der Mann und Frau sich gegenseitig zu Achtung und Fürsorge verpflichtet fanden. In der Schöpfungsgeschichte 1. Mose 2 wird die Gemeinschaft von Mann und Frau als Geschenk Gottes beschrieben, das beiden sowohl Freiheit als auch Erfüllung ermöglicht. Frei werden sie von „Vater und Mutter“, indem sie einander anhangen. Erfüllung erfahren sie, indem sie „ein Fleisch“ werden. Die Sexualität wird gewürdigt als Erfahrung der Einheit von „ich“ und „dem anderen“, von Leib und Seele. Sie bleibt das Glücksgeschenk Gottes auch nach der Vertreibung aus dem Paradies. So gehörte im Judentum zur Feier des Sabbats lange auch der fröhliche Beischlaf der Ehegatten. Von Leibfeindlichkeit keine Spur.

Oder doch? Im Bund mit dem unverfügbaren Gott muss sich Israel abgrenzen gegen die Fruchtbarkeitskulte der Nachbarvölker, in denen die Sexualität selbst göttlich aufgeladen wird. Es missbilligt die verbreitete hetero- und homosexuelle Prostitution. Die sexuelle Freiheit des Mannes wird eingeschränkt. Das kommt den Ehefrauen in ihrer Wertschätzung zugute. Andererseits führt die Verwerfung der Naturreligionen auch zu einer Geringschätzung des Leiblichen und verfestigt die patriarchalen Strukturen.

Das Neue Testament steht unter dem Vorzeichen der Erwartung des Reiches Gottes. Familie kann da nicht mehr so wichtig sein. Gleichwohl versteht Jesus die Ehe als eine Sache der Herzensverantwortung vor Gott. Ihm liegt an der Würdigung der Frau.

Mit der Ehe hatte Paulus Probleme

Die nachösterliche Christenheit muss sich ähnlich wie das junge Israel durch Abgrenzungen definieren. Im Schmelztiegel der Antike geht es wiederum darum, die Sexualität nicht von der personalen Beziehung abzuspalten. So erklären sich die diesbezüglichen Ermahnungen des Apostels Paulus, der den „Leib als Tempel des heiligen Geistes“ versteht. Die Ehe ist ihm, der mit der Wiederkunft Christi rechnet, eher unwichtig, mit der neuen Freiheit der Frauen hat er offenbar Probleme. Trotzdem weiß er, dass es „in Christus“ weder Besitzverhältnisse und Rangordnungen zwischen Mann und Frau gibt (1. Korinther 7, Galater 3, 28).

Für die kirchliche Ehe-Theologie ausschlaggebend wurde aber leider die Stelle im Epheserbrief, wo der Mann zum „Haupt der Frau“ erklärt wird (Epheser 5, 22–33). Das verbindet Paulus allerdings mit einer Aufforderung zur gegenseitigen Unterordnung „in Christus“. Wie Israel sein Eheverständnis am Bund mit Gott orientiert hat,

Basisinformation

„Zur Ehe gehören der Wille zu lebenslanger Dauer und Ausschließlichkeit der Geschlechtergemeinschaft, das Bemühen um gemeinsame Ziele und Werte, sowie um wechselseitige Rücksicht und Hilfe. (...) In der Ehe verwirklicht sich die leiblich-seelische Einheit von Mann und Frau, die zu einem Stück unverlierbarer Lebensgeschichte der beiden Ehepartner wird.“ (Denkschrift der EKD zu Fragen der Sexualethik 1971)

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg
1) Was erwarte ich von einer „guten Ehe“?
2) Was spricht auch heute noch dafür zu heiraten?

Zugang zum Thema
– Film: Zeiten des Aufruhrs (Regie: Sam Mendes, USA/GB 2008);
– Comic: Loriot, Szenen einer Ehe

Gottesgeschenk: die **Liebe** zwischen Mann und Frau. Foto: Willie B. Thomas/iStockphoto.com

so wird jetzt das Verhältnis Christi zu seiner Kirche zum Bild für die christliche Ehe.

Erst das Ausbleiben der Wiederkunft Christi hat in der frühen Kirche zur Idealisierung von Weltflucht und Askese geführt. Für das christliche Hadern mit der Sexualität ist vor allem der Kirchenvater Augustin verantwortlich, der die Todsünde der Begehrlichkeit mit der sexuellen Begierde nahezu gleichsetzte. In seiner theologischen Systematik dient die Ehe einerseits der Regulierung des „sündigen“ Begehrens, andererseits der Fortpflanzung und bleibt zum Dritten doch auch ein Abbild der Liebe Christi.

Es ist also eine eigentümliche Spannung zwischen Abwertung und Überhöhung, die sich durch das Eheverständnis des christlichen Abendlands zieht. Auch Luther macht sich nicht frei davon, auch er hat ein zwiespältiges Verhältnis zur Sexualität. Sein Verdienst ist es, Ordnung in die verlotterten Sitten des Mittelalters zu bringen. Er bricht mit der katholischen Wertschätzung der Ehelosigkeit, die ja keineswegs mit sexueller Enthaltsamkeit verbunden war. Er bricht aber auch mit dem Verständnis der Ehe als Sakrament. Nach katholischer Auffassung vermittelt dieses Sakrament Christi Heilsgnade, welche sich die Eheleute durch das Eheversprechen selber spenden. Die Eheleute leben danach in einer „übernatürlichen“, unlösbaren Beziehung. Für Luther dagegen ist die Ehe ein von Gott gebotenes „weltlich Ding“. Er hat sie als „Schöpfungsordnung“ verstanden, die der Erzeugung von Nachkommenschaft und der Eindämmung der Sexualität dient. Mit dieser Bewertung der Ehe geht im Protestantismus eine gewisse Pflicht zur Eheschließung einher.

Die Aufklärung schließlich will die Ehe von ihren religiösen Deutungen ablösen und definiert sie als einen Vertrag, den Mann und Frau aus freiem Entschluss eingehen. So wird die Ehe allmählich zur Privatsache, die aber erst in der Romantik mit der Idee der einmaligen „großen Liebe“ verknüpft wird.

Friedrich Schlegel setzt die ideale Liebe mit der Ehe gleich. Da dieser Ehebegriff aber doch auf wackligen Füßen steht, besinnt man sich bald wieder darauf, die Ehe als eine Institution zu verstehen, deren Bestand nicht zuerst von der Gemütsverfassung der Partner abhängt. Aber die romantischen Vorstellungen haben zumindest bewirkt, dass über die Ehe nicht mehr nur unter dem Vorzeichen ihrer Zwecke (Fortpflanzung, Versorgung, Regulierung der Sexualität) nachgedacht wurde, sondern dass die lebenslange Partnerschaft ihr eigenes Gewicht bekam als eine „Dualunion“ (Theodor Bovet), in der Liebe sich in Treue bewährt.

Für die Verteidigung der Ehe als „exemplarischer Lebensgemeinschaft“ hat vor allem Karl Barth den biblischen Bundesgedanken noch einmal stark gemacht. Es scheint nur so zu sein, dass es den Menschen der Gegenwart schwer fällt, sich tief zu verbünden. Sowohl in der Religion als auch bei der Partnerwahl neigen sie zum Patchwork. Dabei wünschen sich die meisten immer noch am meisten: eine Partnerschaft fürs ganze Leben.

Die Kirche wünscht sich das auch und stellt die Ehe in der kirchlichen Trauung darum unter Gottes Verheißung und Gottes Gebot. In diesem Horizont bleibt jede Scheidung ein Scheitern am vor Gott gegebenen Versprechen, zusammenzubleiben, „solange wir leben“. ■

Angelika Obert ist Pfarrerin und leitete bis Mai 2014 den Rundfunkdienst der EKBO.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Mensch als Gottes Geschöpf; ... und er schuf sie als Mann und Frau; Sinn des Lebens; Gott ist die Liebe; Handeln nach Gottes Geboten
2) Bibeltexte: 1. Mose 2,18 – 25; Markus 19,1 – 12; Epheser 5,21 – 33
3) Literatur: Walter Schubart, Religion und Eros, München 2001
4) Belletristik: Arno Geiger, Alles über Sally, München 2010; Paula Fox, „Was am Ende bleibt“, München 2000

Das Beten

Menschen fragen heute: Erfüllt Gott wirklich, was wir bitten? Oder ist Beten bloß ein meditatives Selbstgespräch?

Die „Betenden Hände“ (1508), gezeichnet von Albrecht Dürer (1471–1528).
Foto: dpa

Von Sibylle Sterzik

In den Abschiedsreden des Johannesevangeliums spricht Jesus über das Beten. Er verbindet die Bitte an Gott mit einer Verheißung. Was auch immer jemand in seinem Namen Gott bittet, wird er ihm geben. „Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei.“

Die betenden Hände von Albrecht Dürer (1508, erst nachträglich so genannt) sind eine der berühmtesten Zeichnungen der Welt: zwei Hände, die aneinanderliegen. Albrecht Dürer zeichnete das Bild vor 500 Jahren als Studie für einen Altar. Dürer schuf die Zeichnung, für die er – höchstwahrscheinlich – seine eigenen Hände als Vorlage benutzte, für eine betende Apostelfigur.

Es ist, als würde man einem Moment höchster Konzentration und Andacht oder auch gesammelten Entsetzens beiwohnen. Denn das Händefalten ist, neben dem Hände-vor-den-Mund-Legen, eine der spontansten menschlichen Gesten.

In Dürers Bild liegen die Hände zart aneinander, sie berühren sich kaum. Eine Hand spürt die Wärme der anderen. Würden die Hände sich wieder voneinander entfernen, würde augenblicklich verschwinden, wozu der Beter sich sammelt. Wir brauchen solche Gesten nach außen auch für uns selbst, damit wir uns nach innen auf das einstellen, was jetzt dran ist. Alle Gebetshaltungen, bei denen die Hände aneinander- oder ineinander liegen, haben ihren Ursprung in einem Symbol: Die von Herzen kommende Hand des Gefühls fasst die Arbeitshand, so dass das Arbeiten zur Unmöglichkeit wird. Denn jetzt ist Zeit für etwas anderes: für die Öffnung eines Menschen für Gott. In Dürers Bild deutet sich diese Offenheit an, indem er die Hände nicht geschlossen sein lässt.

Für viele Menschen ist das Beten aber keine einfache Sache. In der Öffentlichkeit, aber oft auch im Kreis der Gemeinde, ist es ein wenig mit Peinlichkeit besetzt. Wir wollen nicht „erwischt“ oder beobachtet werden, wenn wir beten. Betende Menschen in Fernsehgottesdiensten zu zeigen, ist darum eine problematische Sache. Das Gebet, wenn wir uns darin vertiefen, gehört uns ganz allein. In ihm hat auch das Persönlichste seinen Ort. Es kann aber auch ein großes Erlebnis der Gemeinschaft des Glaubens sein, mit anderen gemeinsam frei und laut zu Gott zu beten.

Vielleicht fällt manchen Menschen das Beten aber auch schwer, weil sie nicht wissen, was sie im Gebet zum Ausdruck bringen sollen. Sie müssen da nicht verzagen. Auch andächtiges Schweigen und Nachdenken vor Gott können Weisen des Betens sein oder zu ihm führen. Wenn das Gebet aber eigentlich ein Gespräch mit Gott ist, was können wir ihm sagen?

An erster Stelle sollte unser Dank und unser Lob stehen. Das ist der Grundton des Gebets der Kirche. Doch dann geht das Gebet über vom Lob Gottes zu dem, was uns beschäftigt, drückt und Sorgen macht. Das Gebet wendet sich vom Dank zum Bitten. Dieses Bitten hat im Gebet der Christenheit zwei Schwerpunkte. Da ist einmal das Bitten für unser eigenes Leben und zum anderen die Fürbitte für andere Menschen. Das zweite ist sehr wichtig. Im Gebet wenden wir uns an den Gott aller Menschen. Unser Bitten ist darum nicht nur auf uns selbst konzentriert. Es hat das Ergehen und das Geschick anderer Menschen vor Augen. Oft können wir

Basisinformation

Die Aufforderung, Gott anzurufen und zu beten, durchzieht die ganze Bibel. Das große Gebetbuch der Psalmen wie das Vaterunser Jesu üben dieses Beten ein. Ohne Beten ist der Glaube an Gott in der Bibel überhaupt nicht vorstellbar. Der Grund dafür ist: Gott ist kein in sich verschlossenes Wesen. Er tritt in Beziehung zu Menschen und möchte, dass sie in einer lebendigen Beziehung zu ihm leben. Im Beten wird dieser lebendige Kontakt verwirklicht. Das kann auf verschiedene Art und Weise geschehen. Menschen können als Einzelne und in der Gemeinschaft beten. Sie können für sich und andere bitten. Sie können Gott danken und loben, aber auch ihr Leid klagend vor ihn bringen. In allen Weisen des Betens aber geht es darum, dass Glaubende ihr Leben konkret für Gott öffnen und ihr Leben in Gemeinschaft mit ihm führen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Möglichkeiten gibt es, mit jemandem zu reden, den man nicht sieht?
2) Was erhoffen Sie sich vom Beten? Wann beten Sie?
3) Finden Sie es gut, dass vor Tisch gebetet wird?
4) Wie wird in der Bibel gebetet?

Zugang zum Thema

– Gebetswürfel
– Gedicht von Reiner Kunze „Fast ein Gebet“ und gleichnamiger Film des katholischen Filmwerks (www.filmwerk.de)

Ritualisierte Gebete wie das **Tischgebet** sind in der Gefahr, zur bloßen Gewohnheit ohne innere Beteiligung zu werden. Foto: madochab/photocase.com

dabei vor Gott nur klagen, wenn wir uns das große Elend vergegenwärtigen, mit dem Menschen auf unserer Erde immer wieder geschlagen sind. Solches Klagen ist durchaus nicht unangemessen. Wir sollen ja im Gebet aussprechen, was uns traurig macht und uns bewegt.

Die Seele schöpft Atem

Anderen fällt es schwer zu beten, weil sie vom Gebet wenig erwarten. Was kann denn das Gebet bewirken? Eine Antwort auf diese Frage bekommt, wer sich zum Gebet anleiten lässt und sich darin übt. Wenn wir betend unser Leben vor Gott bringen, können wir erfahren, dass der Druck des Alltags und die Last der Sorge von uns abfallen. Unsere Seele schöpft tief Atem. Mag unser eigener Glaube schwach, unser Gebet kümmerlich sein, Gott hört uns dennoch, ist uns zugesagt.

Das Gebet ist ein Gespräch mit Gott. Ja, aber, fragen nun manche, wie ist es denn dann mit der Antwort? Wir können, indem wir am Gottvertrauen Jesu teilnehmen, gewiss sein, dass Gott uns erhört. Aber er erfüllt nicht alles so, wie wir es uns vorstellen. Alle unsere Bitten sind darauf angewiesen, dass Gott sie in seine Umsicht aufnimmt, sie korrigiert und sie so erfüllt. Dietrich Bonhoeffer hat gesagt: „Gott erfüllt nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen." Dieser Satz steht gegen die Behauptung, das Gebet sei doch nur ein Monolog der Betenden. Wir dürfen uns das Gebet zu Gott eben nicht so vorstellen wie einen Getränkeautomaten, in den man oben das Gebetsanliegen hineinsteckt und unten kommt die Erfüllung heraus. Gott antwortet, jedoch tut er es oft auf andere Weise, als wir es erwarten. Wer betet, wird aber Veränderungen in seinem Leben spüren. Davon können alle Menschen berichten, die mit ihren Anliegen vor Gott ins Gebet gegangen sind.

Niemand allerdings wird als betender Mensch geboren. Wir müssen es lernen, ebenso wie das Laufen, das Sprechen, das Schreiben und Lesen. Es ist darum gut, dass Eltern mit ihren Kindern beten. Feste Zeiten im Tag können darüber hinaus helfen, zur Ruhe zu kommen und mit dem Beten vertrauter zu werden. Dafür bieten sich Morgen und Abend, aber auch die Mahlzeiten an. Ritualisierte Gebete wie zum Beispiel das Tischgebet sind freilich in der Gefahr, zur bloßen Gewohnheit ohne innere Beteiligung zu werden. Eine kleine Schweigezeit vor dem Essen kann dieser Gefahr sicherlich begegnen. Zeiten der Stille, verbunden mit dem Lesen der Bibel und dem Gebet, helfen auch sonst zur Ordnung, die unser Leben prägt und trägt.

Mit eigenen oder geliehenen Worten beten

Unser Beten wird reicher, wenn wir auf das gelesene oder gehörte Gotteswort antworten oder unser Leben unter einem Bibelwort neu überdenken. Wenn dies zusammen mit anderen geschieht, kann eine solche Gebetsgemeinschaft unser Beten ermutigen und vertiefen. Die größte Gebetsgemeinschaft sind die Gottesdienste der weltweiten Kirche. Das Gebet des Einzelnen wird umschlossen vom Gebet der ganzen Kirche, das, getragen vom Geist Gottes, durch alle Zeiten und rund um den Erdball geht. Es ist Gottes Geist, der alle betenden Menschen verbindet und auch für die eintritt, die nicht beten können.

Wir können mit eigenen Worten beten. Wenn uns aber die Worte fehlen, so kommen uns Gebete zu Hilfe, die schon andere gesprochen haben. Von Jesus wissen wir, dass er mit Psalmworten gebetet hat bis hin zum Kreuz. Auch viele Gesangbuchlieder sind Gebete, in die wir einstimmen können.

Eine Hilfe beim Beten ist es, eine bestimmte Körperhaltung einzunehmen, die Hände zu falten oder sie aneinanderzulegen, so wie Dürer es gezeichnet hat. Vielleicht hat sein Bild auch gerade darum so eine Berühmtheit erlangt, weil es die Menschen einlädt, es immer wieder mit dem Beten zu versuchen. Es ist ein Lehrbild davon, wie Gott unser Gebet will, hört und beantwortet. ■

Sibylle Sterzik ist Chefredakteurin von „die Kirche".

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Menschsein und Religion; Bibel als Gottes Wort; Mensch als Geschöpf; Vaterunser; Gottesdienst
2) Bibeltexte: Matthäus 6, 5–13; Johannes 17, 5–26; Römer 8, 26–27
3) Literatur: Dietrich Bonhoeffer, Das Gebetbuch der Bibel. Dietrich Bonhoeffer Werke 5,105–132, Gütersloh 1993; Jörg Zink, Wie wir beten können, Freiburg 2008

Das Abendmahl

Menschen fragen heute: Warum dürfen an diesem Mahl nicht alle, die es wollen, teilnehmen? Warum streiten sich die Kirchen so häufig über das Abendmahl?

Von Wilhelm Hüffmeier

Ganz selbstverständlich nahm die junge Shirin eines Sonntags am Abendmahl teil. Ich kannte die aus dem Iran stammende Familie, war aber unsicher, ob die Tochter, die zu einer unserer Musikgruppen gehörte, getauft war. Als ich Shirin nach dem Gottesdienst fragte, ob sie getauft sei und wisse, was das Abendmahl bedeute, antwortete sie: „Nein, getauft bin ich nicht, aber bei uns Zuhause haben wir am Tisch oft Gäste, Nichtchristen und Christen. Ist das in der Kirche nicht genauso?“

Basisinformation

Das Abendmahl beziehungsweise Mahl des Herrn oder die Eucharistie gilt in den evangelischen Kirchen zusammen mit der Taufe als Sakrament. Es ist ein von Jesus Christus eingesetztes sichtbares Zeichen, das mit einer Heilszusage für die verbunden ist, die es im Glauben empfangen. Das sichtbare Zeichen besteht im Abendmahl aus Brot und Wein. In dieser gottesdienstlichen Handlung schenkt Jesus Christus sich selber, indem er Menschen der Vergebung der Sünden gewiss macht und sie zu einem Leben in seiner Nachfolge stärkt. Er gewährt ihnen Gemeinschaft mit sich und Gemeinschaft untereinander. Er ermutigt zum Dienst am Nächsten. Das Abendmahl ist ein Bekenntnis der Glaubenden zu ihrem Herrn und Ausdruck der Freude darüber, dass er gekommen ist und kommen wird.

Eine pfiffige Antwort, die zu Jesu Tischgemeinschaften mit Menschen aller Art passt. Shirin hat also zweifellos etwas getroffen, was zur Entstehung des Abendmahls gehört. Es ist für das Auftreten Jesu charakteristisch, dass er Menschen zum gemeinsamen Essen eingeladen hat. Daran erinnern wir uns durchaus, wenn wir das Abendmahl feiern. Aber das ist nicht alles.

Das Abendmahl geht auch auf das Abschiedsmahl zurück, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, bevor er gekreuzigt wurde. Sein Kreuz ist also im Blick, wenn mit den Worten „Das ist mein Leib“ und „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut“ das Brot gebrochen, der Wein gereicht und den Jüngern geboten wird, diese Handlung „zu seinem Gedächtnis“ zu wiederholen.

Wie nimmt ein Mensch das auf, wenn er in eine Abendmahlsfeier sozusagen hineinplatzt? Was reimt er sich zurecht, wenn er die Gewissheit der Gemeinde nicht kennt, dass Jesus Christus bei diesem Mahl gegenwärtig wird? Unsere Kirche legt Wert darauf, dass hier keine willkürlichen Deutungen dieses Mahles um sich greifen. Denn das Abendmahl hat eine große Bedeutung für die Menschen, die im Glauben an Jesus Christus unterwegs sind. Es bestärkt sie mit den Zeichen von Brot und Wein auf ihrem Wege in diesem Glauben. Das Abendmahl ist sozusagen ihre Wegzehrung.

Darum hat unsere Kirche die Feier des Abendmahls als Feier für getaufte Christinnen und Christen gestaltet und geordnet. Sie setzt dabei voraus, dass die Menschen, welche dieses Mahl feiern, mit dem Leben und Sterben Jesu Christi vertraut sind und den Sinn dieses Mahles zu verstehen vermögen.

In den Evangelien (nicht bei Paulus) wird das letzte Mahl Jesu als ein Passahmahl dargestellt. Ob das historisch stimmt, ist umstritten. Das jüdische Volk gedenkt an diesem Tage seiner Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten. Indem das Abendmahl an die Stelle des Passahmahls trat, ist es auch als ein Mahl der Befreiung zu verstehen. Es macht Menschen der Vergebung ihrer Sünden und des Neuen Bundes Gottes mit uns Menschen gewiss.

Das Entscheidende ist, was die „Einsetzungsworte“ sagen, die ansonsten im Neuen Testament mit unterschiedlichen Zuspitzungen überliefert sind.

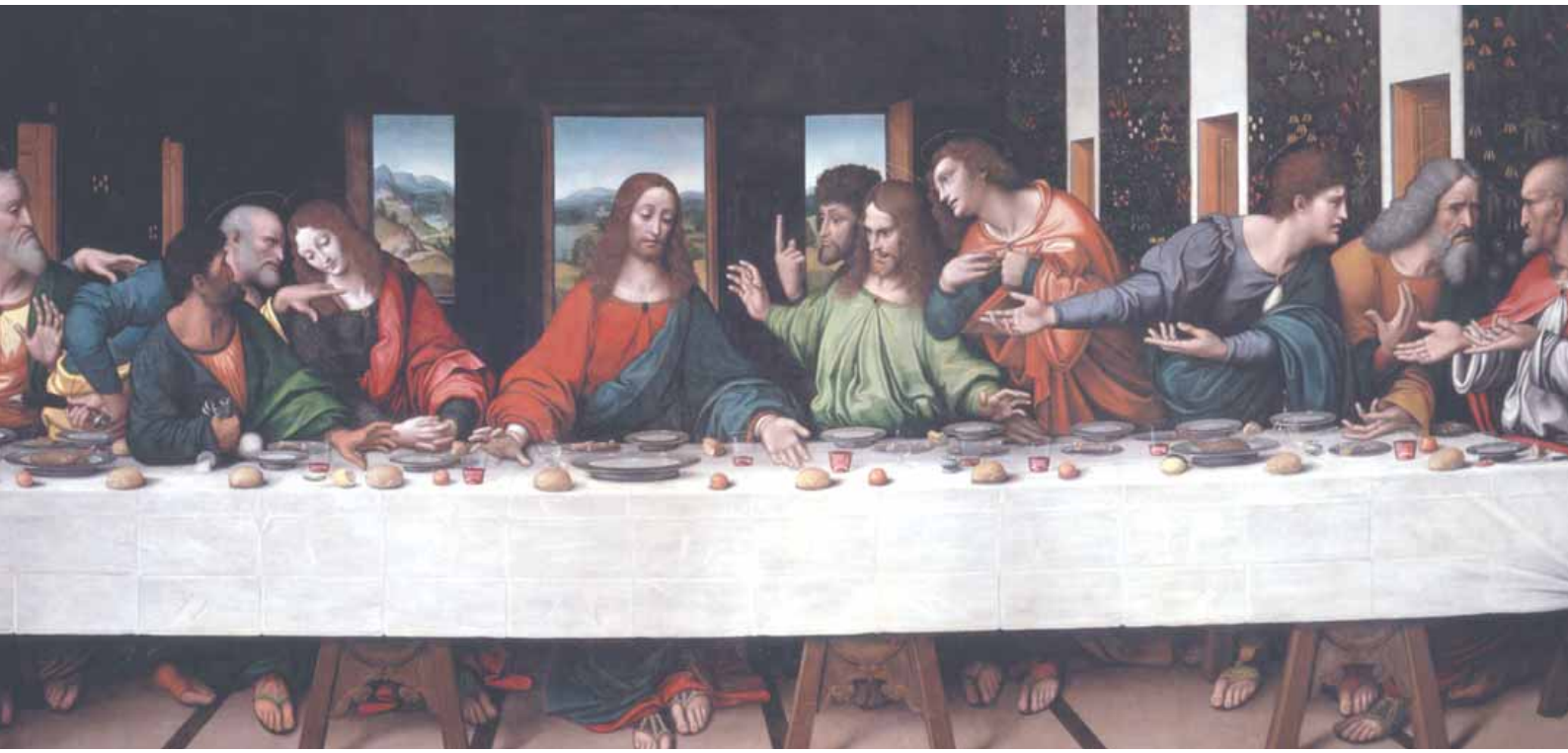
Bei Paulus ist überdies zu erkennen, dass zwischen den Worten zu Brot und Wein ein Sättigungsmahl lag. Das ist später weggefallen. Aber die Unterscheidung zwischen sogenannten Agape (Liebes)-Feiern, die offen für alle sind, und dem Sakrament des Mahls hält diese Zweiheit noch in Erinnerung. Beides sollte in der Christenheit erhalten bleiben.

Dem gemeinsamen Feiern aller Christinnen und Christen steht allerdings ein großes Hindernis im Wege. Die römisch-katholische Kirche erkennt das Abendmahl der evangelischen Christenheit nicht an. Für sie darf es nur durch einen geweihten Priester vollzogen werden, der die „Elemente“ Brot und Wein in Leib und Blut wandelt und das Opfer Christi unblutig wiederholt. Die reformatorischen Kirchen lehnen das als unbiblisch ab. Trotz mancher Annäherungen in ökumenischen Gesprächen sind gemeinsame Abendmahlsfeiern darum bis heute nicht möglich. Die Evangelische Kirche lädt aber alle Getauften, gleich welcher Konfession, zum Abendmahl ein.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Mit welchen Gedanken gehen Sie zum Abendmahl?
2) Was ist Ihnen das Wichtigste bei der Teilnahme am Abendmahl?
3) Welche Form der Feier des Abendmahls bevorzugen Sie?



Letztes Abendmahl, Ölgemälde von Giampietrino nach Leonardo da Vinci (etwa 1520). Quelle: wikipedia

Erfreulich ist, dass der Abendmahlsstreit zwischen den lutherischen und den reformierten Kirchen mit der „Leuenberger Konkordie“ von 1973 beigelegt ist. Es ging bei diesem Streit um die Frage, auf welche Weise der Mensch Jesus mit seinem Leib und Blut im Abendmahl gegenwärtig ist. Martin Luther hatte die Worte „das ist mein Leib“ so verstanden, dass Gott kraft seiner Allmacht den irdischen Menschen Jesus „in, mit und unter“ Brot und Wein „real“ gegenwärtig werden lässt.

Die Schweizer Reformatoren teilten diese Deutung nicht. Für sie war der gekreuzigte Mensch Jesus in den Himmel aufgefahren. Er wird von dort nur indirekt, durch das Wirken des Heiligen Geistes im Abendmahl gegenwärtig.

Die Leuenberger Konkordie hat die Fixierung dieses Streites auf die Art und Weise der Gegenwart des irdischen Jesus in den Elementen Brot und Wein überwunden. Schon die Reformatoren gingen davon aus, dass Jesus zugleich der auferstandene Gottessohn ist, dessen Gegenwart wir im Glauben erfahren. Daran knüpft die „Leuenberger Konkordie“ an, indem sie sagt, dass sich im „Abendmahl [...] der auferstandene Jesus Christus in seinem für alle dahingegebenen Leib und Blut durch sein verheißendes Wort mit Brot und Wein“ schenkt, uns Vergebung der Sünden gewährt und das christliche Leben stärkt. Auf dieser Grundlage haben die lutherischen und reformierten Kirchen volle Abendmahlsgemeinschaft.

Die Praxis evangelischer Freiheit lässt dabei viele Formen zu, in welchen das Mahl gefeiert werden kann. Heute versammelt sich die Gemeinde in der Regel im Kreis um den Altar. Es ist aber bei großer Beteiligung auch möglich, es als „Prozession“ zu gestalten oder Brot und Wein in den Bankreihen auszuteilen.

Kinder können am Abendmahl teilnehmen

Viele Gemeinden schätzen darüber hinaus das Tischabendmahl. Es können Oblaten oder Brot oder Maiskräcker ausgeteilt werden. Traubensaft als Alternative zum Wein zu reichen, ist legitim. Auf die Hygiene sollte beim Trinken aus einem Kelch geachtet werden. Viele tauchen heute das Brot in den Kelch ein, obwohl das der Symbolik gemeinsamen Trinkens abträglich ist. Kinder können bei kindgemäßer Vorbereitung und in Begleitung Erwachsener am Abendmahl teilnehmen. Wenn Ungetaufte spontan zum Abendmahl gehen, sollten sie auf das angesprochen werden, was im Mahl des Herrn geschieht. Alle dürfen kommen, wie sie sind. Aber niemand, der zum Tisch des Herrn kommt, kann eigentlich bleiben, was er war.

Bei allen Fragen, die beim Abendmahl praktisch zu regeln sind, sollte vor Augen stehen, dass es sich hier um ein Dank- und Freudenmahl handelt. Wie der Gast einer Gastgeberin bei Tisch dankt, indem er zugreift, so ist es auch hier. Wer Brot und Wein nimmt, dankt Jesus Christus für seine Gegenwart, freut sich seiner Vergebung und macht sich dann voller Hoffnung wieder auf den Weg. ■

Wilhelm Hüffmeier war bis 2006 Präsident der Kirchenkanzlei der Union Evangelischer Kirchen.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Sünde; Tod Jesu; Auferstehung Jesu; Gründung der Kirche; eine Kirche und die vielen Kirchen; Gottesdienst; Taufe; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Bibeltexte: 1. Korinther 10,14–22; 11, 23–29; Matthäus 26, 26–29; Markus 14,12–25; Lukas 22,19–23; 24,13–35; Johannes 6, 31–37
3) Literatur: Der Kleine Katechismus Martin Luthers, EG 806.5; Der Heidelberger Katechismus, EG 807; Leuenberger Konkordie, EG 811; Ordnung des kirchlichen Lebens der EKU, 1999; Das Abendmahl. Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis des Abendmahls in der evangelischen Kirche, Gütersloh 2008, Michael Welker, Was geht vor beim Abendmahl?, Gütersloh 2005

Die Diakonie

Menschen fragen heute: Ist die Diakonie nicht ein rein betriebswirtschaftliches Unternehmen, das mit der christlichen Nächstenliebe wenig zu tun hat?

Von Susanne Kahl-Passoth

Es muss eine beeindruckende Stegreifrede gewesen sein, die Johann Hinrich Wichern am 22. September 1848 am zweiten Tag des Kirchentages in der Wittenberger Schlosskirche gehalten hat. Die Verwahrlosung und Gottesferne der Arbeiter zur damaligen Zeit nahm er zum Ausgangspunkt, um den anwesenden Kirchenvertretern die Notwendigkeit zu einem Aufbruch der Kirche zur Inneren Mission ans Herz zu legen.

Basisinformation

Diakonia deckt als Begriff und Wortfeld im Neuen Testament ein weites Spektrum ab, das vom Dienen bei Tisch (Apostelgeschichte 6,2) bis hin zu zahlreichen Diensten der christlichen Gemeinde reicht (1. Korinther 12,5; 2. Korinther 8 und 9). Hat es diakonisches Handeln einzelner Christen und der christlichen Gemeinden während der gesamten Kirche gegeben, so wurde der Begriff Diakonie (gemeinsam mit „Innere Mission“) seit dem 19. Jahrhundert gebraucht für die verfasste Form christlich begründeter Nächstenliebe – in der Nachfolge des helfenden und heilenden Handelns Jesu Christi.

Heute besitzt die Diakonie in Deutschland eine der Evangelischen Kirche ähnliche Organisationsstruktur: Neben dem Diakonischen Werk der EKD gibt es die Diakonischen Landesverbände, an denen auch Freikirchen beteiligt sind und die als Dachorganisationen der einzelnen diakonischen Träger und Einrichtungen dienen. In den verschiedenen Arbeitsbereichen des Diakonischen Werks Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz sind etwa die evangelischen Kindertagesstätten, Krankenhäuser, Jugendhilfeeinrichtungen, Pflegedienste sowie die Hilfen für Wohnungslose und Migranten sowie Menschen mit Behinderung auf dem Gebiet unserer Landeskirche organisiert.

Wichern wusste, wovon er redete

So beschloss man die Gründung des „Centralausschusses für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“, der christlich-sozial ausgerichtete Einrichtungen fördern sollte. Damit hatte man zugleich den ersten Wohlfahrtsverband gegründet, den wir heute als Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland kennen.

Wichern wusste, wovon er redete. Bereits 1833 hatte er in Hamburg das Rauhe Haus gegründet, eine Einrichtung, die verwahrloste Jugendliche aufnahm und sie in familiären Kleingruppen betreute. Sie erhielten Schulunterricht und wurden mit den christlichen Grundlagen vertraut gemacht. Diese Arbeit wurde damals allein durch Spenden finanziert. Erst 1883 wurde die Krankenversicherung, 1884 die Unfallversicherung und 1891 die Rentenversicherung auf Initiative Bismarcks eingeführt, der die politische Sprengkraft der sozialen Gegensätze in der damaligen Gesellschaft erkannt hatte. Die soziale Not infolge der Industrialisierung hat im 19. Jahrhundert viele Frauen und Männer dazu bewogen, sich sozial zu engagieren. Zu ihnen gehörten neben anderen August Herrmann Francke, der Rettungshäuser für verwaiste Kinder und Schulen in Halle/Saale gründete, Theodor Fliedner, der mit seiner Frau Friederike die Tradition der Diakonissenmutterhäuser in Kaiserswerth initiierte, und Amalie Sieveking, die mit dem „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege“ alleinstehenden Frauen in Hamburg eine ehrenvolle Arbeitsmöglichkeit verschaffte. Zu ihnen zählte auch Friedrich von Bodelschwingh, der erst in Bielefeld und später an anderen Orten wie Lobetal diakonische Angebote für Menschen mit Behinderungen und Wanderarbeiter aufbaute. Bis heute ist aus seinen Stiftungen und ihren Arbeitszweigen der größte diakonische Träger Europas entstanden.

Ihre Wurzeln hat die Diakonie in der Bibel, in der von Gottes Barmherzigkeit und Liebe zu den Menschen berichtet und für gerechte Verhältnisse gestritten wird. Die Aufforderung zur Fürsorge für Schwache, Bedürftige und Fremde durchzieht die Bücher des Alten und Neuen Testaments. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist einer der bekanntesten Texte.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Woran denke ich spontan, wenn ich „Diakonie“ höre?
2) Wie vertragen sich christlich-diakonischer Auftrag und die betriebswirtschaftlichen Herausforderungen der sozialen Arbeit?
3) Ist Diakonie die praktische Dimension von Kirche, die den christlichen Glauben gerade Menschen ohne kirchliche Bindung am leichtesten zugänglich macht?

Zugang zum Thema

– Film: … über die Zeit hinaus (Regie: Norbert Christ, D 2000) – 6 Folgen à 15 Minuten zu Persönlichkeiten der Diakonie aus zwei Jahrhunderten.
– Diakonie ist Handeln und lässt sich am besten handelnd kennenlernen, zum Beispiel bei einigen Stunden Mitarbeit in einer diakonischen Einrichtung, etwa in der Wohnungslosenhilfe.
Infos dazu: Telefon (030) 8 20 97-159

Was Diakonie bedeutet, erlernt diese Schülerin während ihres **Sozialpraktikums**.
Foto: Alexander Raths/Fotalia.com

Der Samariter, ein Außenseiter, weil er nicht als rechtgläubig galt, hilft einem von Räubern überfallenen und verletzten Mann. Ein Priester und ein Levit, die vor ihm vorbeigekommen waren, hatten ihn unversorgt liegen lassen. Nach der Erstversorgung bringt der Samariter ihn in ein Wirtshaus und übergibt dem Wirt zudem noch Geld, damit er sich um ihn kümmert.

Geld spielt in der Diakonie eine nicht unwichtige Rolle, um ihre Vorstellungen von sozialer Arbeit umzusetzen. Viele Jahre galt das Selbstkostendeckungsprinzip – verkürzt gesagt: Das Geld, das man in den Einrichtungen ausgab für die Versorgung der Bewohnerinnen, der Patientinnen, erhielt man von den zuständigen Kostenträgern im Wesentlichen erstattet.

Diakonie in der Spannung zwischen Wirtschaft und Profit

Seit Mitte der 90er Jahre ist das anders. Die Diakonie ist mit ihren Angeboten Teil des Sozialmarktes, auf dem der Wettbewerb eine große Rolle spielt. Werden Sozialleistungen ausgeschrieben, zum Beispiel von einem Jobcenter, bekommt in der Regel der den Zuschlag, der das billigste Angebot abgegeben hat. So stehen die diakonischen Einrichtungen in der Spannung, Hilfe und Qualität ihrer Arbeit zu sichern, qualifizierte Mitarbeitende zu finden und zu halten, das christliche Profil zu stärken und zu bewahren und zugleich bestehen zu bleiben.

Eine schwierige Gratwanderung

Das ist eine schwierige Gratwanderung – zumal die Diakonie ihren Mitarbeitenden beispielsweise in der ambulanten Altenpflege gern mehr zahlen würde, aber die Kostenträger dies verhindern, was gelinde gesagt ein Skandal ist. Heute Mitarbeitende zu finden, die Mitglied einer christlichen Kirche sind, ist schwieriger geworden. Daher unternehmen die Einrichtungen und Träger einiges, um ihre Mitarbeitenden mit den christlichen Grundlagen vertraut zu machen und immer wieder neu zu klären, wie die besonderen Ansprüche, die die Diakonie an ihre Arbeit stellt, umgesetzt und gelebt werden können.

Im Grundgesetz, Artikel 140, wird der Kirche zugestanden, ihre Angelegenheiten selbständig zu regeln. So regelt die Kirche ihr Arbeitsrecht selbst. Die Diakonie wendet in unserer Kirche den sogenannten Dritten Weg an: Gewählte Mitglieder in einer gleichberechtigt besetzten Arbeitsrechtlichen Kommission aus Dienstnehmern und Dienstgebern verhandeln gemeinsam das Tarifwerk. Es gilt das Konsensprinzip. Kommt es zu keiner Einigung, tritt ein Schlichtungsausschuss unter dem Vorsitz einer unabhängigen Person mit der Befähigung zum Richteramt zusammen. Arbeitskampfmaßnahmen wie Streik und Aussperrung sind in Kirche und Diakonie ausgeschlossen. Das hängt unter anderem mit dem Gedanken der Dienstgemeinschaft zusammen, wo jede und jeder Einzelne dem gemeinsamen Auftrag zur Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat verpflichtet ist.

Dienstnehmerinnen und Dienstgeber sind gemeinsam unterwegs; die unterschiedlichen Gaben und Tätigkeiten sollen zusammenwirken zum Wohl der Gemeinschaft. Der Begriff Dienstgemeinschaft kommt aus der Tradition der Diakonissenhäuser, wo die Schwestern eine Glaubens-, Arbeits- und Lebensgemeinschaft bildeten.

Die Diakonie sieht als eine ihrer Aufgaben, Partei zu ergreifen für diejenigen in der Gesellschaft, die am Rand stehen. Langzeitarbeitslosigkeit, ihre Folgen für Familien, die Kinder, Armut in unserer Gesellschaft, die demographische Entwicklung und ihre Auswirkungen auf die Pflege, die Erweiterung des Pflegebedürftigkeitsbegriffs und seine Umsetzung in die Praxis, der Fachkräftemangel, die grundlegende Verbesserung der Arbeitssituation der Pflegenden sind derzeit wichtige Themen, für die sich die Diakonie in besonderer Weise engagiert.

Die diakonische Arbeit ist ständig neu herausgefordert, ihre christlichen Grundlagen mit den Rahmenbedingungen des Sozialstaates in Einklang zu bringen. Solange sie sich dieser Debatte stellt, ihre Rahmenbedingungen daraufhin immer wieder neu überprüft, nicht aufhört, sich als Lebens- und Wesensäußerung von Kirche zu verstehen, wird sie ihren Platz auch im Wettbewerb behaupten. ■

Susanne Kahl-Passoth war bis 2013 Direktorin des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und Mitherausgeberin von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: christliche Ethik; Handeln nach Gottes Geboten; Geschöpfsein als Auftrag
2) Bibeltexte: 2. Mose 22, 20–26; Amos 2,6; Micha 6,8; Matthäus 25, 31–46 (Die Rede vom Weltgericht); Lukas 10, 25–37 (Der barmherzige Samariter)
3) Literatur: Klaus-Dieter Kottnik/Eberhard Hauschildt (Hrsg.); Diakoniefibel, Gütersloh 2008; Uwe Becker (Hrsg.), Perspektiven der Diakonie im gesellschaftlichen Wandel, Neukirchen- Vluyn 2011; Lernen, was es heißt zu helfen. Beiträge zur diakonischen Bildung, Evangelisches Themenheft „*die* Kirche“ und „Frohe Botschaft“ (Hrsg.), Berlin 2012

Der Tod: Grenze und Resultat des Lebens

Menschen fragen heute: Macht der Tod unser Leben sinnlos oder wertvoll? Haben Menschen eine unsterbliche Seele?

Von Birgit Klostermeier

Die Liebe und der Tod, so sagt man, sind die einzigen Themen, die Menschen wirklich beschäftigen. Das lateinische „Memento mori“ (denke ans Sterben) erinnert seit dem Mittelalter an die Lebenskunst, so zu leben, dass man jederzeit sterben kann. Es nimmt ein biblisches Motiv auf. „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“, bittet Psalm 90, 12 Gott. Wer verdrängt, dass er sterben muss, kann demnach kein richtiges, echtes Leben führen. Dass wir sterben müssen, ist in der Tat das Problem aller Probleme in unserem Leben. Es wiegt so schwer, dass Menschen es verdrängen, statt sich ihm zu stellen.

Doch vor dem Tod können wir nicht fliehen. Er meldet sich unausweichlich. Krankheiten kündigen ihn an. Der Tod uns nahe stehender Menschen erschüttert uns. Ungerecht erscheint es uns, wenn er junge Menschen viel zu früh trifft. Schon im Alten Testament gilt der frühe Tod als Übel schlechthin. „Raff mich nicht weg in der Mitte meines Lebens, mein Gott“, bittet Psalm 102,24. „Alt und lebenssatt“ zu sterben (1. Mose 25, 7f.), gilt als ein Gottesgeschenk. Diese Erfahrung machen Menschen auch heute. Der Tod kann trösten und sogar erlösen, wenn ein alter Mensch friedlich einschläft.

Im Unterschied zu früheren Zeiten kann der Tod dank der modernen Medizin heute hinausgezögert werden. Mitte des 19. Jahrhunderts betrug die Lebenserwartung in Deutschland etwa 35 Jahre. Heute können Menschen damit rechnen, über 80 Jahre alt zu werden. Die medizinische Kontrolle des Sterbeprozesses veranlasst dazu, den Tod zu planen und in die eigenen Hände zu nehmen.

Auf der anderen Seite wird der Gedanke an den eigenen Tod, solange es geht, hinausgeschoben. Das hängt auch damit zusammen, dass wir keine Erfahrungen mit Sterbenden mehr haben. Fast 50 Prozent der Menschen sterben heute in Krankenhäusern und nicht in der Familie. Wir werden nicht direkt daran erinnert, dass Sterben auch unser Geschick sein wird. Der Tod bleibt so das Fremdeste in unserem Leben. Der Philosoph Epikur hat gesagt: „Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an. Denn solange wir da sind, ist der Tod nicht da; und wenn er da ist, sind wir nicht da.“ Epikur hat das als Witz verstanden. Für viele Menschen ist dies heute eine Lebenshaltung.

Basisinformation

Der Tod wird in der Bibel in zweifacher Weise beurteilt. Er ist auf der einen Seite die Grenze des zeitlichen Lebens. Sie gehört zum Geschöpfsein von uns Menschen. Diese Grenze macht unser Leben zu einer einmaligen Gelegenheit, für die wir Gott danken können. Auf der anderen Seite wird der Tod als „der Sünde Sold“ verstanden (vergleiche Römer 6, 23). Das heißt: Er ist das Resultat unserer Zerstörung der Beziehungen, in denen wir unser Leben haben. Dieser Tod tritt nicht erst ein, wenn wir sterben. Wir holen ihn durch unser Tun und Lassen schon mitten in unser Leben hinein. Dadurch wird auch unser „natürliches“ Sterben etwas anderes als nur ein Abschied aus diesem Leben. Es besiegelt die Vernichtung unseres Lebens, mit der wir die einmalige Gelegenheit unseres Lebens selbst zugrunde richten.

Der Glaube an Jesus Christus macht die Erfahrung, dass dem Sünden-Tod in unserem Leben die Macht genommen wurde. Er macht darum frei, die einmalige Gelegenheit unseres Lebens in der Freude an unserem Dasein zu nutzen. Er macht aber auch frei, wenn es an der Zeit ist, das Sterben zu bejahen und unser Leben in Gottes Hände zu legen.

Auch Lebende können „Tote“ sein, wenn sie Gott fern sind

Der christliche Glaube an Gott geht demgegenüber von der Voraussetzung aus, dass das Annehmen des Todes zur Würde von uns Geschöpfen gehört. Wir haben das Leben in seinen Grenzen von Gott empfangen. Es ist eine einmalige Gelegenheit. Ist sie sinnlos, weil wir sterben müssen? Selbst in der Bibel wird gesagt, dass menschliches Leben „nichtig“ ist (Prediger 1,2). „Es blüht wie eine Blume auf dem Felde und wenn der Wind darüber weht, so ist sie nimmer da“, heißt es in Psalm 103, 15. Die Sünde, das heißt die Ferne von Gott und das Brechen seiner Gebote, tut ein Übriges. Sie lässt den Tod zur vernichtenden Macht werden, von der wir schon „mitten im Leben umfangen“ sind (Martin Luther). Er besiegelt die Gottferne. Jesus kann deshalb Lebende als „Tote“ bezeichnen (vergleiche Lukas 15, 24).

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Erfahrungen machen Sie mit dem Tod?
2) Spielt der Gedanke an den Tod in Ihrem Leben eine Rolle?
3) Was bewegt Sie, wenn Sie an einer Beerdigung teilnehmen?

Zugang zum Thema

– Film: Der Tag (Regie: Uli M. Schueppel, D 2008);
– Roman: Kathrin Schmidt, Du stirbst nicht, Köln 2009

Das **Annehmen des Todes** gehört zur Würde der Geschöpfe. Detail eines Epitaphs in der Berliner Marienkirche. Foto: Dietmar Silber

Gott aber ist ein Gott des Lebens. In der Beziehung auf ihn gehört unser Leben zu seinem Leben. Sinnlos, so könnten wir sagen, ist etwas, was in keinen Zusammenhang gehört. Im Glauben an Gott hat unser zeitlich begrenztes Leben Sinn. Trotzdem ist Sterben nichts Schönes. In den Texten, die in die frühe Zeit der Geschichte Israels gehören, wollte man den Gott darum ganz aus dem Tod heraushalten. Gott gedenkt der Toten nicht (Psalm 88, 6) und die Toten loben Gott nicht (Jesaja 38, 18), lesen wir im Alten Testament. Aber dann hat sich doch die Gewissheit eingestellt, dass unsere Gemeinschaft mit Gott den Tod überdauert. „Du wirst mein Leben nicht dem Totenreich überlassen“, heißt es in Psalm 73, 10. Der christliche Glaube verstärkt diese Gewissheit. „Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt“, verheißt Jesus Christus (Johannes 11, 25).

Seele steht für Atmen, Leben, Herz oder Gemüt

Wie kann das gehen? Die Vorstellung, dass Menschen eine unsterbliche Seele haben, die den Tod überdauert, kommt in der Bibel nicht vor. Das griechische Wort für „Seele“ wird hier nicht neben dem Körper als eigener Persönlichkeitsteil verstanden. Es steht für Atmen, Leben, Herz oder Gemüt. Das alles stirbt mit uns im Tode. Gerade der Tod Jesu wird nicht so verstanden, dass dieser Mensch nur teilweise tot gewesen sei. Es ist deshalb problematisch, dass sich die Kirche aus der griechischen Philosophie die Vorstellung zu eigen gemacht hat, die Seele sei eine feinstoffliche, unkörperliche Substanz, die den Tod überdauert. Dennoch enthält die Vorstellung von einer unsterblichen Seele ein Wahrheitsanliegen. Wir machen die Erfahrung, dass, wenn ein Mensch gestorben ist, ein Bild von seinem Leben zurückbleibt, das mit einem unverwechselbaren Namen bezeichnet wird. In diesem Namen ist für uns die Wirklichkeit eines Menschen konzentriert, die nicht mit seinem Tode vernichtet wird. Sie hat über seinen Tod hinaus Bedeutung. Unser Leben mündet auch in einer unkörperlichen Wirklichkeit.

Vielleicht sind die sogenannten Nahtoderfahrungen ein Hinweis darauf. Menschen, die aus dem Sterben „wieder belebt“ wurden, berichten davon, dass ihnen ihr ganzes Leben in unkörperlicher und lichtvoller Weise gegenübertrat. Diese Menschen waren jedoch noch nicht tot. Der Glaube an den Gott des Lebens aber vertraut darauf, dass er in unserem Tode gegenwärtig ist. Bei ihm ist das, was von unserem Leben bleibt, gut aufgehoben. Wie sich dieses Vertrauen mit der christlichen Hoffnung auf die Auferstehung der Toten und das ewige Leben zusammenstimmt, wird der nächste Abschnitt darlegen. ■

Birgit Klostermeier ist Superintendentin des Kirchenkreises Berlin-Schöneberg.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Mensch als Geschöpf Gottes; Sünde; Grenzen der Schöpfung; Sinn des Lebens; Auferstehung Jesu; Auferstehung der Toten und das ewige Leben
2) Bibeltexte: 1. Mose 3, 17–19; Psalm 39 und 90; Römer 5, 12–20; 1. Korinther 15
3) Literatur: Christoph Gestrich, Die Seele des Menschen und die Hoffnung der Christen, Frankfurt/Main 2009; Peter Neyster/K. H. Schmidt, Denn sie werden getröstet werden, München 1993; Sherwin B. Nuland, Wie wir sterben, München 1994; Hans Küng/Walter Jens, Menschenwürdig sterben, München/Zürich 2009

Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben

Menschen fragen heute: Was passiert bei der Auferstehung der Toten? Wie soll ich mir das ewige Leben vorstellen?

Von Johanna Haberer
und Wolf Krötke

Manchmal stehen wir auf/ Stehen wir zur Auferstehung auf/ Mitten am Tage/ Mit unserem lebendigen Haar/ Mit unserer atmenden Haut.

So dichtete Marie Luise Kaschnitz. Sie meinte damit, dass sich die Kernbotschaft des Christentums von der Auferstehung nicht auf ein Leben nach dem Tod oder das Ende der Welt eingrenzen lässt. „Auferstehung" meint vielmehr den Durchbruch, den wir, berührt und inspiriert von der Botschaft der Auferstehung Jesu Christi, mitten im Leben und am Ende unseres Lebens wagen. Der Tod hat nicht das letzte Wort und ist nicht das Maß aller Dinge. „Siehe, Neues ist geworden", sagt der Apostel Paulus (2. Korinther 5, 17).

Deshalb feiern Milliarden von Menschen Ostern. Sie hoffen entschieden auf ihre Auferstehung, weil sie ihr Leben nur noch im Zusammenhang mit dem Leben des auferstandenen Jesus Christus verstehen können. Dieses Leben ist jedoch nicht die Rückkehr eines toten Menschen in das irdische Leben. Es ist auch nicht die Verlängerung des irdischen Lebens in ein unendliches ewiges Leben. Diese Vorstellung, welche zum Beispiel die alten Ägypter hatten, ist eher schrecklich. „O Ewigkeit, du machst mir bang!/ o ewig, ewig ist zu lang", heißt es im Lied „O Ewigkeit, du Donnerwort", das heute nicht mehr in unserem Gesangbuch steht. Die unendliche Fortsetzung und Wiederholung des Lebens in einem Kreislauf von „Wiedergeburten" gilt im Hinduismus dementsprechend als ein furchtbares Geschick.

Die Begegnung mit dem auferstandenen Jesus Christus prägt dem gegenüber ein ganz helles Bild vom ewigen Leben ein. Es ist orientiert daran, wie der auferstandene Jesus Christus Menschen erscheint: Sein ganzes Leben und Sterben wird – getragen vom Leben Gottes – den Zeugen der Erscheinungen des Auferstandenen gegenwärtig. Es begegnet verwandelt von Gottes ewigem Leben. Der Apostel Paulus hat darum aufgrund seiner Erfahrung des auferstandenen Christus die Hoffnung auf unser ewiges Leben so zum Ausdruck gebracht: Wir werden „verwandelt" werden. Das „Verwesliche wird die Unverweslichkeit" und das „Sterbliche die Unsterblichkeit anziehen" (1. Korinther 15, 52f.). Das bedeutet: Der ewige Gott wird in unserem Tod unser gewesenes Leben in sein ewiges Leben aufnehmen.

Der evangelische Theologe Karl Barth hat darum unser erhofftes ewiges Leben die „Verewigung des gewesenen Lebens" durch Gott genannt. Doch das ist ein bisschen problematisch. Es klingt so, als würde unser Leben von Gott ewig archiviert. Paulus aber spricht von dem Neuen, das uns widerfahren wird, wenn Gott in unserem Tode für uns da ist und unser Leben mit seiner ewigen Kraft in sein Leben aufnimmt. Dann werden wir „von einer Klarheit zur anderen verwandelt werden" (2. Korinther 3, 18). Das bedeutet: Dann wird das Dunkle, das Tödliche und Zerstörende, das wir in unserem Leben bedient haben, von uns abfallen. Es kann nicht verewigt werden. Es kann nur vergehen.

Aber das, was Gott in seiner Gnade und in Christi Großmut als seines ewigen Lebens wert beurteilt, das wird bleiben. In der Hoffnung darauf werden Christinnen und Christen einerseits ihr Leben so führen, wie Marie Luise Kaschnitz es zum Ausdruck gebracht hat. Das erhoffte Geschenk der Auferstehung zu einem Leben, das in Gottes Ewigkeit Bestand hat, wird sie ermutigen, schon in diesem Leben kleine Aufstände gegen die Herrschaft des Todes zu wagen. Sie werden andererseits, nachdem sie alles getan haben, was sie zu tun vermochten, ihr Leben, wenn sie sterben, in Gottes Hand legen.

Wie es dort verewigt werden wird, wissen wir nicht. Aber dreierlei dürfen wir wohl hoffen: Unser bei Gott zu Ehren gebrachtes Leben wird ein Leben in Frieden mit Gott sein. Es wird uns nichts von Gott trennen. In der Gemeinschaft mit Gott können wir „Freude die Fülle" erwarten, heißt es in Paul Gerhardts Lied „Die güldne Sonne".

Basisinformation

Die Hoffnung auf die Auferstehung der Toten steht im Zentrum des christlichen Bekenntnisses. Sie ist darin begründet, dass Gott seinen Sohn, der für die Schande der Welt gestorben ist, aus dem Tod zu sich geholt hat. Im Glauben an ihn erhoffen Christinnen und Christen ihre Erweckung zum ewigen Leben. In ihm werden Schuld, Gewalt, Lüge, Schmerz und Tod keine Rolle mehr spielen. Die Hoffnung auf das ewige Leben betrifft deshalb nicht nur die Zukunft von einzelnen Menschen. Sie gehört im Neuen Testament mit der Erwartung einer neuen Schöpfung zusammen.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Bilder habe ich im Kopf, wenn ich an Auferstehung denke?
2) Hoffe ich auf meine Auferstehung?
3) Erhoffe ich das ewige Leben auch für Menschen, die nicht an Christus glauben?

Zugang zum Thema

– Dorothee Sölle, Über Auferstehung Aus: Gedichte, Fliegen lernen, Berlin 1994
– Film: Hinter dem Horizont (Regie: Vincent Ward, USA 1998)

Auferstehung meint den Durchbruch, den wir, berührt und inspiriert von der Botschaft der Auferstehung Jesu Christi, mitten im Leben und am Ende unseres Lebens wagen.

Foto: David Dieschburg/photocase.com

Weiterhin werden wir im ewigen Leben ganz mit uns selbst einverstanden sein. Wir werden uns nicht grämen, dass wir bloß Menschen sind und nicht Gott. Die Lust zur Sünde ist vorbei. Es wird nur gut sein, dass wir nichts als Menschen sind. Und schließlich hoffen wir, dass das ewige Leben kein einsames Leben sein wird, weil Jesus Christus, unser Wegweiser zum ewigen Leben, selbst nicht einsam ist. Er lebt ewig im Zusammensein mit uns. Darum hoffen wir, dass auch unser ewiges Leben ein Zusammensein mit den Menschen sein wird, die unser irdisches Leben geprägt und begleitet haben.

Wenn wir sterben, sterben wir ganz

In vergangenen Zeiten hat die christliche Kirche diese Hoffnung mit der Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele zum Ausdruck gebracht. Die katholische Kirche hat sie 1336 sogar zum Dogma erhoben. Doch diese Vorstellung ist nicht biblisch. Wenn wir sterben, sterben wir ganz. Das gilt auch vom Tod Jesu. Dennoch werden wir zögern, im Glauben an Gott den Tod nur als die völlige Vernichtung unseres Lebens und das Eintreten in die gänzliche Beziehungslosigkeit zu verstehen. Wenn das so wäre, müsste Gott uns im ewigen Leben gänzlich neu schaffen. Dann stellt sich aber die Frage, ob wir überhaupt noch die Menschen sein würden, die wir in unserem Leben waren.

Deshalb billigen heute auch evangelische Theologinnen und Theologen der Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele ein Wahrheitsanliegen zu. Es besteht darin, dass unser irdisches Leben bis in unseren Tod hinein von der Beziehung zu Gott getragen ist. Diese Beziehung bricht nicht ab, wenn wir sterben. Martin Luther hat darum geäußert, dass der, mit dem Gott spricht, wahrhaft unsterblich sei. Unser Leben bleibt also verankert in Gottes Ewigkeit, so er nicht aufhört, zu uns zu sprechen. Es hat einen Ort bei Gott, in dessen unermesslicher Erinnerung nichts verloren geht, was das Leben jedes seiner Geschöpfe ausmacht.

Darum können wir hoffen, dass die losen Fäden unseres Lebens in ein göttliches Muster gewebt sind und dort ein Bild ergeben. „Dann werde ich erkennen, wie ich erkannt bin“, sagt Paulus (1. Korinther 13, 12).

Das bedeutet: Wir werden den Sinn unseres Lebens verstehen, trotz all der sinnlosen Leiden auf dieser Welt. Wir werden Zeugen einer letzten Gerechtigkeit werden, die allen Menschen zugutekommt. Die Hoffnung auf das ewige Leben ist darum im Neuen Testament eingebettet in die umfassende Hoffnung, dass der Tag kommen wird, an dem Gott einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird. Dann werden alle Tränen abgewischt werden und der Tod wird endgültig nicht mehr sein (Offenbarung 21, 4).

Diese Hoffnung hat das Leben und das Sterben von Milliarden Menschen verändert. Sie hat einen unendlichen Blick auf diese endliche Welt geschenkt, hat getröstet, hat Mut gemacht, die Zukunft anzunehmen und zu gestalten, hat Kraft gegeben und Humor, das Leben, diese einmalige großartige Gelegenheit, auszuhalten und zu lieben. ■

Johanna Haberer, Professorin für Christliche Publizistik, und Wolf Krötke, Professor für Systematische Theologie, sind Herausgeber von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Auferstehung Jesu; Tod; Grenze und Resultat des Lebens; Jüngstes Gericht; Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich
2) Bibeltexte: Johannes 11, 25–26; 1. Korinther 15, Offenbarung 21
3) Literatur: Hans Küng, Ewiges Leben? München 1990; „Unsere Hoffnung auf das ewige Leben“. Votum des Theologischen Ausschusses der UEK, Neukirchen-Vluyn 2008.

Das Jüngste Gericht

Menschen fragen heute: Ist das Jüngste Gericht ein überholter Mythos?
Kommen die guten Menschen in den „Himmel“ und die bösen Menschen in die „Hölle“?

Von Christof Gestrich

Ein Gemeindeglied fragt den Pfarrer: „Muss ich mich vor dem Jüngsten Gericht fürchten?“ Dieser antwortet, er glaube das nicht. Er fügt dann aber hinzu: „Natürlich lässt Gott seiner auch nicht spotten; man darf es nicht zu weit treiben und Gottes Gnade nicht missbrauchen.“ Mit dieser Antwort ist das Gemeindeglied aber nicht gut bedient. Es muss befürchten, es vielleicht doch irgendwann zu weit getrieben zu haben oder treiben zu werden.

Jesu Botschaft scheint an diesem Punkt widersprüchlich zu sein. Ist der Menschensohn gekommen, um auch die schweren Sünder selig zu machen? Oder gilt jenes andere Wort Jesu aus Matthäus 25: Diejenigen, die nicht barmherzig waren gegenüber den Notleidenden, in denen einem Christus selbst begegnet, werden am Jüngsten Tag dem ewigen Feuer überantwortet?

Wie schwer doch manchmal die Bibel zu lesen ist! In der Kirchengeschichte hatte das Gleichnis aus Matthäus 25 meistens mehr Gewicht als die Verkündigung der umfassenden Gnade Gottes. Dass kein Mensch um das Jüngste Gericht, bei dem es um die Beurteilung unserer „Werke“ geht, herumkommen werde, hat auch der Apostel Paulus eingeschärft (vergleiche 2 Korinther 5,10; Römer 14,10). Nur das Johannesevangelium (5,24) sagt: Wer an Christus glaubt, kommt gar nicht in das Gericht, sondern ist schon vom Tod zum Leben durchgedrungen. Umso mehr stellt aber die Johannes-Offenbarung das von „aller Welt“ noch zu erwartende furchtbare Jüngste Gericht wieder vor Augen.

Religionsgeschichtliche Forschungen zeigen, dass die Erwartung eines Jüngsten Gerichts in vielen Religionen und Kulturen verbreitet ist. Besonders bekannt ist der Totenrichter mit der Seelenwaage aus dem alten Ägypten. Das Bild erweckt den Eindruck, man könne das Pech haben, dass die schlechten Taten die guten nur um wenige Gramm überwiegen. Sogar noch einige Philosophen der Aufklärungszeit (Jean-Jaques Rousseau, Immanuel Kant) meinten, die Erwartung des Jüngsten Gerichts dürfe nicht aus dem Glauben und Denken der Menschen verschwinden. Sie sahen in der Vorstellung vom Jüngsten Gericht ein Erziehungsmittel, um die Menschen vom Bösen abzuhalten und sie zum Tun guter Werke zu nötigen.

Aber niemals hätte die christliche Theologie das Jüngste Gericht mit grausamen Bildern so beschreiben dürfen, als hätte es den Tod Jesu am Kreuz für uns nicht gegeben. Von dieser Voraussetzung aus gibt es nur noch das von Christus getragene Gericht. Das ändert alles. Christliche Theologie soll vom Jüngsten Gericht so reden, wie Jesus vom Reich Gottes: Im Licht göttlicher Liebe werden unsere Versäumnisse sichtbar. Das wird schmerzen, aber den Wunsch zur Wiederliebe Gottes dringlich machen. Die entscheidende Aufgabe des Jüngsten Gerichtes ist, dass es alles zurechtbringt.

Die Wohltat des Jüngsten Gerichts besteht zunächst im Sichtbarwerden der Wahrheit. Es geht sodann auch um Ausgleich, um das „Abwischen der Tränen“. Aber die Wohltat des Jüngsten Gerichts besteht überdies noch darin, dass sogar diejenigen, die wir als die Bösen, als die gottlosen Sünder bezeichnen, ihr ungerechtes Tun einsehen und es bereuen können. Überströmt von Gottes Liebe, werden auch sie nur noch bei ihm, mit ihm und für ihn sein wollen.

Basisinformation

Das Jüngste Gericht ist die „Schleuse zwischen alter und neuer Welt“ (Ottmar Fuchs). Christen erwarten große Veränderung: neue Schöpfung, Reich Gottes. Christi Erscheinen, zu richten die Lebenden und die Toten, will als Glaubenshoffnung verstanden werden. Es besagt, dass an „jenem Tag“ alle Menschen – die Guten und die Bösen, die Lebenden und die Verstorbenen – unter das letzte Urteil gestellt werden (vergleiche Römer 14,10). Gott wird Christus Richter sein lassen, ist dieser doch auch jenes ewige Wort Gottes, in dem die ganze Welt bereits gegründet ist. Im Jüngsten Gericht werden wir von dem befreit, was nicht ins Reich Gottes passt. Leider richten sich noch immer viele Ängste auf das Jüngste Gericht: Der „Strafrichter“ kommt; „Armageddon“, „apokalyptischer Weltuntergang“, „möglicher Sturz ins ewige Höllenfeuer“. Manche suchen sich durch das naturwissenschaftliche Argument, mit dem Tod sei alles aus, dieser grausamen Bildwelt zu entledigen. Doch wer das Jüngste Gericht vom Evangelium Jesu Christi aus versteht, wird es zu erfahren hoffen als jenes Ordnen und Zurechtbringen der Dinge, auf das alle Welt wartet.

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Erwarten Sie, Gott als Richter zu begegnen, wenn Sie sterben?
2) Verträgt sich mit Ihrem Glauben an Jesus Christus seine Erwartung als Weltenrichter?
3) Trauen Sie sich, nicht glaubenden Menschen zu sagen, dass sie dem Gericht nach ihren Werken entgegengehen?

Zugang zum Thema

– Marmeladows Rede vom Weltgericht in Dostojewskis Roman „Raskolnikow“ (Schuld und Sühne)
– Film: Armageddon – das Jüngste Gericht (Regie: Michael Bay, USA 1998)

Der Erzengel Michael als **Seelenwäger**. Detail des Altars des Jüngsten Gerichtes in Beaune, Frankreich. Gemälde von Rogier van der Weyden (1448–1451)

Von Gott abgewiesen und ins vernichtende Feuer geschickt werden im Jüngsten Gericht nicht die menschlichen Personen, die „zu schwer gesündigt“ haben, sondern das Böse und die noch übrig gebliebenen bösen Kräfte in der Welt. Sie werden getroffen, wenn zuletzt durch den Richter Christus alles dem göttlichen Vater „zu Füßen gelegt“ wird, so dass Gott „alles in allem“ sein wird (vergleiche 1. Korinther 15, 27f.).

Während oft behauptet wird, ein Mensch sei dasselbe wie die Summe seiner Taten, meint Gott in Christus gerade das nicht. Denn er sieht allen ins Herz und gewichtet unsere Freiheiten und Unfreiheiten zutreffend. Er allein weiß, warum wir oft nicht tun, was wir Gutes tun wollten. Er kennt die Zwänge, die auf uns liegen. Aus seiner Sicht heraus unterscheidet Gott die Personen von ihren Taten. Wir aber sollen Gottes weite und gnädige Sicht auf uns wahr sein lassen („es spricht viel mehr für uns, als wir selbst sagen und meinen“).

Die Folgen für die Ethik: Wir werden barmherziger mit denen, die moralisch nicht gut leben. In der Beziehung zu ihnen suchen wir uns an das Maß zu halten, mit dem Gott uns (und auch die anderen) misst.

Philipp F. Hiller hat den Choral gedichtet: „Wir warten dein o Gottessohn und lieben dein Erscheinen“ (zum Jüngsten Gericht). Der Choraldichter ist sich dessen gewiss: „Du kommst uns ja zum Segen“ (EG 152,1). Eine christliche Lehre vom Jüngsten Gericht führt also nicht dazu, dass wir mit „gemischten Gefühlen“ der Wiederkunft Christi zum Weltgericht entgegensehen. Hiller blickt ihr mit Sehnsucht entgegen.

Wir können nicht das Himmelreich auf die Erde ziehen. Wir können uns auch nicht mit unseren hier vollbrachten „guten Werken“ einen Platz im Himmel erwerben. Wir sollen sie ja frei von solcher „Erwerbsabsicht“ tun. Der Himmel ist immer und für jede(n) ein Geschenk Gottes. Wirklich für alle? Für alle jedenfalls, die Gott und sein Reich wollen.

Noch ein praktischer Ratschlag: Wir sollten uns nicht das Sterben, die Auferweckung, das Jüngste Gericht und schließlich das ewige Leben wie hintereinandergereihte Bahnstationen vorstellen. Wir dürfen das ruhig alles mehr ineinanderstellen. Dann ist zum Beispiel das Jüngste Gericht wie eine Auferstehung vom Tod: Es trennt uns endlich von dem, was in die neue Welt Gottes nicht mehr hineinpasst. Von jenem Tag, der als Tag der Tränen und Tag des Feuers vor Augen gestellt wird, dürfen wir das Allerbeste erwarten. ■

Christof Gestrich ist Professor für Systematische Theologie.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Sünde; Sinn des Lebens; Rechtfertigung des Gottlosen aus Glauben ohne Werke; Auferstehung der Toten und das ewige Leben
2) Bibeltexte: Daniel 12,2; Matthäus 25,31–46; Johannes 5,24–29; Römer 14,9–10; 2. Korinther 5,10; Offenbarung 20,11–21
3) Literatur: Ottmar Fuchs, Das Jüngste Gericht. Hoffnung auf Gerechtigkeit, Regensburg 2007; Wolfgang Huber, Der christliche Glaube. Eine evangelische Orientierung, Gütersloh 2008, 226–232; Oswald Bayer, Die Zukunft Jesu Christi zum Letzten Gericht, in: R. Rittner (Hrsg.), Eschatologie und Jüngstes Gericht (Bekenntnis, Fuldaer Hefte 32, 68–99); Heidelberger Katechismus (Frage 52)

Leben in der Hoffnung auf Gottes Reich

Menschen fragen heute: Ist die Hoffnung auf das Reich Gottes nicht bloß eine Utopie? Verdankt sie sich lediglich einem veralteten Weltbild? Oder lässt sich die Welt im Horizont von Gottes Reich menschlicher gestalten?

Von Michael Beintker

Mit jedem Vaterunser bittet die christliche Gemeinde um Gottes Reich: „Dein Reich komme." Damit formuliert sie ihre Hoffnung auf Gottes neue Welt. Sie findet sich nicht damit ab, dass die Welt so bleiben wird, wie sie ist: vom Tod gezeichnet, vom Elend verwirrt und pausenlos von unbeherrschbaren Katastrophen in Atem gehalten. In Gottes Reich haben nicht undurchschaubare Mächte das Sagen. Dort wird alles von Gottes Liebe erfasst, alles vom Leben, von der Gerechtigkeit und von der Wahrheit erfüllt sein.

Wie bei der Doppelbelichtung eines Fotos schiebt sich die Hoffnung auf Gottes Reich über die beschädigte Welt, die wir kennen. „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht ..." (Jesaja 9,1). Die Propheten des Alten Testaments erwarteten ein messianisches Reich, in dem Schwerter zu Pflugscharen werden (vergleiche Jesaja 2,4; Micha 4,3) und nur noch Friede und Gerechtigkeit herrschen. Jesus ging in seiner Verkündigung weiter. Er hat das Reich Gottes im Unterschied zu den Propheten nicht mehr in der Geschichte erwartet, sondern an ihrem – unaufhaltsam eintretenden – Ende.

Die Zeichen des Gottesreichs sind jedoch schon da. Das Reich Gottes breitet sich im Verborgenen schon dort aus, wo Menschen zu Gott umkehren, sich ihre Schuld vergeben lassen und ihr Leben nach Gottes Willen ausrichten. Die Menschen, die in der Begegnung mit Jesus geheilt wurden, haben die Gegenwart dieses Reiches bereits erfahren. Die Geschichten in den Evangelien, die davon erzählen, nehmen das Heilwerden des Menschen im Reich Gottes vorweg.

Dabei war Jesus weniger an der Schilderung des Kommenden interessiert als an der hier und jetzt anstehenden Entscheidung der Menschen für das Reich Gottes. Die Gleichnisse, mit denen er vom Reich Gottes spricht und damit das eigentlich Unanschauliche veranschaulicht, zielen alle in diese Richtung: „... mit einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte", „... wie mit einem Senfkorn", „... wie mit einem Sauerteig" oder „... wie mit einem verborgenen Schatz im Acker" (Matthäus 13, 24.31.33.44).

In der Perspektive der Auferstehung Jesu von den Toten kann man den Anbruch des Reiches Gottes als Ostermorgen für die ganze Schöpfung deuten. Das Leben wird sich gegen den Tod behaupten, die Versöhnung gegen die Ordnung der Vergeltung, der Friede gegen die Chaosmächte der Zerstörung, die Gerechtigkeit gegen das Unrecht, die Herrlichkeit Gottes gegen den Eindruck der Gottesferne. Die Schlusswendung des Vaterunsers „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" wird dann als greifbare Realität erfahrbar sein.

Ist das nicht alles eine fromme Utopie? In der Kritik an der Hoffnung auf Gottes Reich ist häufig so gefragt worden. Die Errichtung einer messianischen Überwelt habe die Menschen auf die Zukunft vertröstet und sie davon abgehalten, sich kraftvoll für eine bessere Welt im Diesseits zu engagieren. Dieser Einspruch von Karl Marx hallt immer noch nach.

Basisinformation

„Auferstehung der Toten", „ewiges Leben" und „Reich Gottes" sind zentrale Schlüsselworte der christlichen Hoffnung. Die beiden ersten richten den Blick stärker auf die Hoffnung der Einzelnen: Sie dürfen auf eine durch den Tod und das Gericht Gottes nicht zerstörbare Gemeinschaft mit Jesus Christus hoffen. Die Erwartung des Reiches Gottes schließt das ein, weitet aber den Blick ins Universale. Sie sieht die geschichtliche Welt in der Perspektive der alles umfassenden Herrschaft Gottes. Über Gottes Schöpfung steht die Verheißung des neuen Himmels und der neuen Erde (Jesaja 65,17; Offenbarung 21,1).

Jesu Verkündigung kreist um die Ansage des Reiches Gottes: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!" (Markus 1,15). Die irdische Geschichte wird abbrechen, um der neuen Welt Gottes Platz zu machen, in der jegliche Entfremdung von Gottes Liebe, jegliches Unrecht und Leid, das Böse und seine Macht überwunden sein werden. In Jesu Reden und Handeln zeichnet sich die verborgene Gegenwart des Gottesreiches bereits ab, ebenso im Reden und Handeln derer, die sich in Jesu Namen der Nöte ihrer Mitmenschen annehmen. In diesem Sinne kann von einem verborgenen Wachstum des Gottesreichs in der Gegenwart die Rede sein (Markus 4,26–32).

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Woran denken wir bei der Bitte „Dein Reich komme"?
2) Wohin steuert die Geschichte der Menschheit?
3) „Gott wird abwischen alle Tränen" (Offenbarung 21,4): Was heißt das?

Zugang zum Thema

– Liedmeditation: „Suchet zuerst Gottes Reich in dieser Welt" (EG 182)
– Bibelgespräch: Jesu Wachstumsgleichnisse (Markus 4,26–32)
– Gespräch über Friedrich Dürrenmatts Stücke „Es steht geschrieben" und „Die Wiedertäufer"

Auch da, wo wir es in unserem Alltag nicht vermuten würden, kann das **Reich Gottes** wachsen. Foto: Thomas K./photocase.com

Dabei hatten Marx und seine Anhänger durchaus an die biblische Erwartung des Reiches Gottes angeknüpft. Wenn sie von der klassenlosen Gesellschaft des Kommunismus sprachen, hatten sie den Gedanken des Reiches Gottes mit der ihnen eigenen Radikalität zu einer in der näheren Zukunft realisierbaren Zielidee umgemünzt.

Der Neomarxist Ernst Bloch, der diesen Zusammenhang sehr genau wahrnahm, wendete den Gedanken der Utopie sogar ins Positive: Der heilvolle Zielzustand der Geschichte, den man nicht einfach herbeizwingen könne, sei als eine vitale Utopie wirksam, die den Menschen zum Engagement für menschenwürdige, gerechte Verhältnisse inspiriert und beflügelt. Andere haben stattdessen lieber von den Visionen sprechen wollen, die man braucht, um der Welt ein menschliches Antlitz zu geben.

Die christliche Gemeinde wird hier nicht vorschnell widersprechen. Viel zu oft haben sich Christen und Kirchen mit menschenunwürdigen Verhältnissen abgefunden. Aber das Reich Gottes können Menschen nicht bauen. Wenn die Christinnen und Christen Gott um das Kommen seines Reichs bitten, bringen sie das zum Ausdruck. Sie bekennen sich zur Unverfügbarkeit des Gottesreichs. Sie vertrauen darauf, dass Gott zu seinen Zusagen steht und dass er das Versprechen eines neuen Himmels und einer neuen Erde erfüllen wird.

In diesem Vertrauen stellen sie sich den Herausforderungen ihrer Gegenwart. Das Vertrauen in das Kommen des Gottesreichs ist nicht überholt, es ist unverbraucht aktuell. Wenn einst die Liebe und die Gerechtigkeit, der Frieden und die Wahrheit das letzte Wort behalten sollen, dann sind die ihnen gewidmeten Taten und Aktionen ins Recht gesetzt, mögen sie auch noch so vorläufig und fragmentarisch sein. Dann braucht niemand an ihrem Sinn zu zweifeln oder sich im resignierenden Spott über das „Gutmenschentum“ auf die Seite der Zyniker zu schlagen.

Auch das Verhältnis zu unserem Tod wird durch die Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes verändert. Der Tod wird nicht beschönigt, aber der Gedanke, dass wir sterben werden, macht nicht mehr Angst. Wir werden in der Kunst des Loslassens und rechtzeitigen Abschiednehmens geübt. Das kommt erst recht dem Leben zugute: Wer es lernt, richtig zu sterben, kann auch richtig leben. Die Erwartung des Lebens nach dem Tod verweist den Hoffenden an das Leben vor dem Tod. Er wird frei: frei von der Angst vor seinen Grenzen, seinen Fristen, frei für das Jetzt, frei für die Mitmenschen und frei für die Freude an Gott. ■

Michael Beintker ist Professor für Systematische Theologie und Direktor des Seminars für Reformierte Theologie an der Universität Münster.

Zur Weiterarbeit

1) Verwandte Themen des Kurses: Wunder in der Bibel; das Böse; Grenzen der Schöpfung; Gott ist die Liebe; Auferstehung der Toten und das ewige Leben; Hoffnung auf das Gericht Jesu Christi
2) Bibeltexte: Jesaja 9,1–6; 11,1–10; 65,17–25; Matthäus 25; Römer 8,18–25; Offenbarung 21,1–7
3) Verwandte Probleme: Erlösung; Heilsgeschichte; Königsherrschaft Jesu Christi; Messianismus; Tausendjähriges Reich; Theologie der Hoffnung; Weltuntergang
4) Literatur: Die Bedeutung der Reich-Gottes-Erwartung für das Zeugnis der christlichen Gemeinde, Neukirchen-Vluyn 1986; Heinrich Bedford-Strohm (Hrsg.), „… und das Leben der zukünftigen Welt“, Neukirchen-Vluyn 2007; „Unsere Hoffnung auf das ewige Leben“. Votum des Theologischen Ausschusses der EKU, Neukirchen-Vluyn 2008

Der christliche Glaube – Antwort und Fragen

Menschen fragen heute: Warum ruft der christliche Glaube so viele Fragen wach? Wäre es nicht besser, keine Fragen zu haben?

Von Wolf Krötke

Zum Fragen zu ermutigen, war der Sinn des Glaubenskurses, den unsere Zeitung fast ein Jahr lang auf der Seite 5 unseren Leserinnen und Lesern angeboten hat. „Den Glauben verstehen“ war sein Motto. Verstehen aber bedeutet: Fragen stellen. Wer nicht fragt, ist in der Gefahr, Unverstandenes einfach zu schlucken, so dass es unverdaut auf den Magen drückt. Es gibt da heute eine ganze Menge, was Christinnen und Christen im Magen oder sogar auf der Seele liegt. Aber sie trauen sich nicht, zu fragen. Sie denken vielleicht, ihre Fragen seien zu einfach. Sie haben vielleicht das Gefühl, nicht richtig fragen zu können, weil sie sich in der Bibel und in den Antworten unserer Kirche auf Glaubensfragen nicht ganz so gut auskennen. Also schweigen sie lieber und fragen nicht.

Die Folge ist leider, dass sie dann selbst um Antworten verlegen sind, wenn der Arbeitskollege sie zum Beispiel fragt, ob Gott die Welt wirklich in sieben Tagen geschaffen hat oder wenn die Freundin anzweifelt, dass ein Mensch „Gottes Sohn“ genannt werden darf. Da kann man sich nicht aus der Affäre ziehen, indem man darauf verweist, dass es in unserer Kirche ein paar Spezialisten gibt, die darauf zu antworten vermögen. Menschen, die uns so etwas fragen, wollen wissen, wie wir selbst in unserem persönlichen Leben mit derartigen Problemen zurechtkommen. Antworten aber können dann nur die, die selbst gefragt haben. Es müssen ja keine Patentantworten sein. Wir brauchen auch nicht zu verbergen, dass wir selbst Fragende sind. Sehr oft kann das Mitfragen mit jemandem, der etwas von unserem Glauben wissen will, klärender sein als eine perfekte Antwort.

Basisinformation

Liest man die Bibel, dann ist auffällig, wie viele Fragen in diesem Buch gestellt werden. Von einer „Heiligen Schrift“ erwartet man ja eigentlich nichts als Aussagen, die über alles Fragen erhaben sind. Doch auf diese Weise ist die Bibel nicht „heilig“. Das Fragen durchzieht die ganze Bibel wie ein Strom. Alle fragen da. Gott selbst fängt damit an. „Adam (Mensch!), wo bist du?“ lautet seine Frage gleich im 3. Kapitel der Bibel. Hiob fragt umgekehrt, wo Gott in seinem unverschuldeten Leiden ist. Die Propheten fragen nach Gottes Wegen mit seinem Volk. Die Psalmen sind voller Fragen an Gott und die Menschen. Jesus fragt immer wieder und lässt sich fragen. Die Jünger fragen und die Apostel auch. Anders als von Fragen begleitet, begegnen uns in der Bibel also weder Gott noch die Menschen. Wer glaubt, fragt. So können wir kurz und knapp die biblische Atmosphäre des Glaubens charakterisieren.

Unsere Kirche braucht dringend viele Menschen, die fragen und darum über den Glauben in ihren Familien und unter Freundinnen, Freunden und Bekannten zu reden vermögen. Denn sie lebt in einer Gesellschaft, in welcher der christliche Glaube nicht mehr selbstverständlich ist. Er wird von vielen Seiten angefragt. Es gibt zwar in unserer EKBO auch Gemeinden, in denen dieser Glaube noch fraglos mit einer Hochschätzung der „Religion“ in größeren Teilen der Bevölkerung zusammenstimmt. Der Normalfall aber ist das in der pluralistischen Gesellschaft, in der es von allerhand religiösen und nichtreligiösen Strömungen wimmelt, nicht. Besonders schwerwiegend ist die massenweise Entfremdung vom Glauben an Gott und von der Kirche in den Gebieten unserer Kirche, die sich vom Brandenburger Tor bis nach Marzahn, von der Elbe bis zu Neiße und Oder erstrecken. Hier ist in der DDR-Zeit regelrecht ein gesellschaftliches Milieu entstanden, in welchem das Leben ohne „Religion“ zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Drei Viertel der Bevölkerung – in manchen Stadtteilen von Berlin und vielen Gebieten unserer Kirche sind es noch viel mehr – haben sich daran gewöhnt, ohne den Glauben an Gott zu leben. Schon die Großeltern, unterdessen auch die Urgroßeltern, waren nicht in der Kirche. Die Arbeitskolleginnen und Kollegen, die Freunde und Bekannten sind es auch nicht. Es gilt als abseitig, etwas mit der Kirche zu tun zu haben. „Meine Familie und meine Freunde würden ja denken, ich spinne, wenn ich in die Kirche eintrete“, hat mir vor einiger Zeit jemand gesagt.

Die Frage, ob unsere Kirche in solchem Milieu die ererbte Struktur einer über das ganze Land verbreiteten Flächenkirche aufrechterhalten kann, stellt darum heute die größte Herausforderung für sie dar. Es ist wahrscheinlich eine Illusion, wenn sie sich bei dem Gedanken beruhigt, die „Religion“ würde den Menschen schon von alleine wieder wichtig werden. Nach menschli-

Für das Gespräch

Fragen zum Einstieg

1) Welche Artikel unseres Glaubenskurses waren für Sie hilfreich?
2) Was fanden Sie an unserem Glaubenskurs nicht gut?
3) Welche Fragen, die Sie haben, fehlten?

Foto: suze/photocase.com

chem Ermessen wird es so bald keine massenweise Zuwendung der dem Glauben an Gott entfremdeten Menschen zu den christlichen Gemeinden geben. Da helfen auch die Medien nicht sehr viel. Was sie auf weithin durchaus gute Weise über den christlichen Glauben verbreiten, prallt im Ganzen an jenem „konfessionslosen“ Milieu ab wie Wasser an einem dichten Dach.

Erfahrungsgemäß werden Menschen, die von diesem Milieu geprägt sind, nur als Einzelne wieder zum Glauben und zur Gemeinde finden. Das aber geschieht vor allem durch persönliche Begegnungen mit Christinnen und Christen. Eine überzeugende Lebensführung und eine Menschlichkeit, die durch Offenheit für alle Fragen des Lebens beeindruckt, wird vor allem auf den Glauben neu aufmerksam machen. Solche Begegnungen finden am Arbeitsplatz, in der Freizeit, bei Familienfeiern, in Vereinen, bei Kulturveranstaltungen und nicht zuletzt zwischen Liebenden statt, von denen eine glaubt und einer nicht.

Unser Glaubenskurs hatte das Ziel, Christinnen und Christen, die bei solchen Begegnungen herausgefordert sind, zu antworten, beim Umgang mit den Fragen zu helfen, die dann auf sie einstürmen. Er wollte sie ermutigen, sich in einer schwierigen Zeit für unsere Kirche als ihre Glieder zu verstehen, von denen die menschlich einschätzbare Zukunft dieser Kirche wesentlich abhängt; Glieder der Kirche also, die fragen, weil sie glauben, und Antworten wagen, weil sie fragen.

Es sind viele Fragen. Wenn ich darauf zurückblicke, welche Vielfalt von Themen und Problemen wir unseren Leserinnen und Lesern fast ein Jahr lang nahezubringen versuchten, kann ich mir schon vorstellen, dass das vielen einfach zu viel ist. Aber die, welche diesen Eindruck haben, können ganz gelassen sein. Von niemand ist verlangt, ein Universalgenie zu sein, das sich im Reichtum des christlichen Glaubens ohne Rest auskennt. Selbst die Bischöfe und Kirchenfunktionäre, die Praktikerinnen und Praktiker im Pfarramt, die Professorinnen und Professoren, die an unserem Glaubenskurs mitgewirkt haben, sind das nicht. Sie sind alle bloß Anfängerinnen und Anfänger, wenn es gilt, von unserem Glauben zu Menschen zu sprechen, die ihn nicht kennen.

Ich rede da auch aus der Erfahrung heraus, die ich selbst bei der Arbeit an diesem Kurs gemacht habe. Wenn man über den Glauben redet und dabei die eigenen Aussagen mit den Ohren von Menschen hört, die diesen Glauben nicht oder kaum kennen, dann verändern sich auch Redeweisen, die in der Kirche als selbstverständlich gelten. Können wir also so, wie wir es hier tun, zu ihnen reden? Haben wir es geschafft, die Fragen ernst zu nehmen, die an uns gestellt werden? Oder haben wir uns vielleicht zu sehr an Fragen angepasst, die schief gestellt sind? Können wir uns trauen, Menschen, die uns fragen, einen der Artikel oder gar den ganzen Kurs, in die Hand zu drücken? Was würde uns hindern, das zu tun?

Unsere Hoffnung ist, dass die Fragenden, die an diesem Kurs „Den Glauben verstehen“ beteiligt waren, viele Menschen finden, die an irgendeiner Stelle selbst anfangen, weiterzufragen. Unser Glaubenskurs ist nach 50 Wochen darum gewiss nicht am Ende. Er wartet darauf, durch fragende Christinnen und Christen fortgeschrieben zu werden. ■

Wolf Krötke, Professor für Systematische Theologie, ist Mitherausgeber von „die Kirche“.

Zur Weiterarbeit

1) Auf welche Schwerpunkte würden Sie einen Glaubenskurs konzentrieren?
2) Welche biblischen Zeugnisse finden Sie für das Verständnis des Glaubens besonders wichtig?
3) Was ist bei dem Bemühen, den „Glauben zu verstehen“ unverständlich geblieben?

für Ihre Notizen

für Ihre Notizen

für Ihre Notizen

für Ihre Notizen

für Ihre Notizen

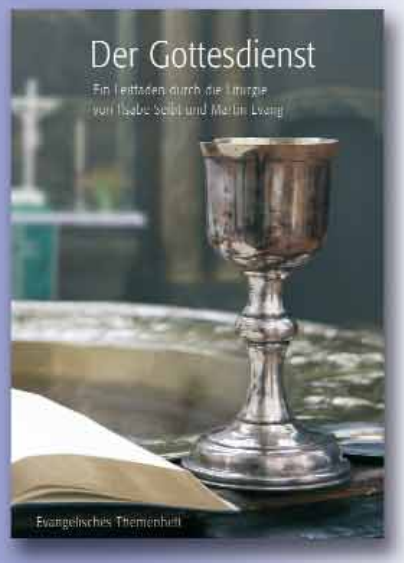
Evangelische Themenhefte

Herausgegeben von der Evangelischen Wochenzeitung „die Kirche“
und dem Evangelischen Monatsblatt „Frohe Botschaft“
je 64 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen, DIN A5-Format
5,– Euro (ab 5 Heften 3,50 Euro, ab 10 Heften 3,– Euro)

Das Unfassbare geschieht – Tod und Abschied

Das Heft will Trauernde einfühlsam begleiten. Es widmet sich unter anderem Trauerriten, der Hospizarbeit, Angehörigen nach einem Suizid und Formen der Bestattung. Im Anhang informiert ein ausführlicher Serviceteil.

ISBN 978-3-88981-307-7



Der Gottesdienst – Ein Leitfaden durch die Liturgie

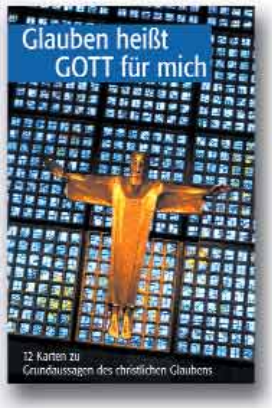
Alles rund um den Gottesdienst: vom Glockenläuten über die Musik, Gebete, Lesungen, Predigt, Abendmahl, Fürbitte und Segen – für jedermann verständlich, kurz und prägnant.

ISBN 978-3-88981-316-9

Lernen, was es heißt zu helfen – Beiträge zur diakonischen Bildung

Das Heft führt in die Geschichte der Diakonie und diakonischer Bildung ein und beschreibt Erfahrungen diakonischem Handelns in der Schule, der Jugend- und Konfirmandenarbeit sowie in der Erwachsenenbildung.

ISBN 978-3-88981-335-0



Glauben heißt GOTT für mich

Bildkarten mit meditativen Texten und Bibelstellen
zu Grundaussagen des christlichen Glaubens

12 farbige Karten im Schuber, 5,– Euro
ISBN 978-3-88981-348-0

wichern

Telefon (030) 28 87 48 17, Fax (030) 28 87 48 20, E-Mail vertrieb@wichern.de
www.wichern.de, Wichern-Verlag, Georgenkirchstraße 69–70, 10249 Berlin